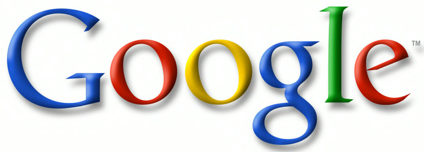


Graphologische Monatshefte

1899.



Crépieux - Jamin

Graphologische Monatshefte.

1899.





Graphologische Monatshefte.

Organ der

Deutschen graphologischen Gesellschaft.



III. Jahrgang.

Redigiert von Hans H. Busse.

Mit Beiträgen von

LUDWIG KLAGES, DR. MED. GEORG MEYER, HANS SCHNEICKERT, ISABELLE BARONIN UNGERN-STERNBERG, J. ZINNDORF U. A.

Mit Titelzeichnung und Vignetten von E. Weigel, mit über 120 Schriftproben und Figuren im Text und mit einem Portrait J. Crépieux-Jamin's.

München,
Karl Schüler, (A. Ackermann's Nachflg.),
Kgl. bayr. Hofbuchhandlung.
1899.



Jnhalt.

I. Abhandlungen.



II. Mitteilungen.

Seite

Seite



Druckfehler.

S. 32, Zeile 10 von oben fehlt bei vor zarteren N.
S. 36, 2. Spalte, Zeile 10 von oben, lies die statt der.
S. 50, 2. Spalte, Zeile 25 von oben, lies pflegte statt pflegt.
S. 70, Zeile 11 von unten, lies ein statt einer.
S. 92, Zeile 7 von oben, lies ideellen statt ideelen.
S. 131, 1. Spalte, Zeile 3 von oben, lies J. H. Michon statt S. H. Michon.
S. 137, Zeile 7 von oben lies P. J. Möbius statt Albert Möbius.
S. 139, Zeile 22 von unten, lies intensivem statt Intensivem.

Graphisch fixierte Ausdrucks-Bewegungen.

Einwirkungen verschiedener Affekte auf die Handschrift. Freude, Kummer, Zorn. Pathologisches.)*

Von

Dr. med. Georg Meyer,

Berlin.

Will man diejenigen, welche an der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung der Graphologie noch zweifeln, von der Irrigkeit ihrer Ansicht überzeugen, will man ihnen einige Prinzipien dieser „werdenden Wissenschaft" vorführen, so ist es geraten, sich zunächst an solche Beispiele zu halten, die das Verhältnis von handschriftlicher Eigenheit und zugehöriger graphologischer Deutung möglichst klar und durchsichtig zur Anschauung bringen. Zu dem Zweck habe ich einige der best charakterisierten Affekte ausgewählt — Freude, Kummer, Zorn —, um an ihnen klar zu machen, wie die Handschrift durch sie, resp. durch ihre Ausdrucksbewegungen modifiziert wird.

Was die genannten Affekte selber anlangt, so bietet es zwar immer noch Schwierigkeiten, scharf begrifflich zu bestimmen, worin rein psychisch genommen ihr eigentliches Wesen besteht, jedoch haben wir für vorliegende Aufgabe hinreichend objektive Anhaltspunkte an ihren körperlich-physiologischen Äusserungen. Betrachten wir nun zunächst diese, soweit sie auf die Gestaltung der Handschrift Einfluss haben.**)

Die Äusserungen der freudigen Erregung sind in erster Linie charakterisiert durch den Bewegungsdrang (Plaisir de mouvement). Mienenspiel und Gesten beleben sich, der betreffende Mensch tanzt oder hüpft vor Freuden, er lacht, jubelt, klatscht in die Hände etc. Der Bewegungsdrang ist ein allgemeiner und in den oberen Extremitäten besonders intensiv ausgesprochen. Dabei werden sämtliche Bewegungen mit einer gewissen übernormalen Kraft und Schnelligkeit ausgeführt. Ein spezifisches Gepräge erhalten sie noch dadurch, dass eine entschiedene Neigung zu anmutigen Formen, bisweilen sogar zu Takt und Rythmus besteht; wenigstens gehen sämtliche Bewegungen glatt von statten.

*) Während der Ausarbeitung dieses Aufsatzes ging mir eine Arbeit von Adolf Gross (Heidelberg) zu: *Untersuchungen über die Schrift Gesunder und Geisteskranker*, welche mit unserem Thema manche Berührungspunkte hat. Ich werde in der nächsten Nummer der *Grapholog. Monats-Hefte* ausführlich auf die Arbeit zu sprechen kommen.

**) Ich habe mich hier vielfach angeschlossen an C. Lange, *Über Gemütsbewegungen*. Übersetzt von Kurella. (Leipzig 1887.)

Gerade durch den Mangel dieser Gleichmässigkeit im Ablauf der Bewegungen, durch das Fehlen einer mühelos gelingenden Koordination unterscheidet sich der Zornige vom freudig Erregten. Auch er zeigt Bewegungsdrang, er tobt förmlich vor Erregung, aber er tanzt nicht, sondern fährt hastig und unberechenbar hin und her, blindlings schlägt er drauf los und verfehlt oft sein Ziel. Er bebt, seine Worte überstürzen sich, er fängt an zu stottern. Ausserdem sind die Bewegungen noch gewaltsamer. Der Zornige stampft auf den Boden, er schlägt mit der Faust auf den Tisch, zerbricht und zerschlägt Gegenstände und will Widerstand fühlen und überwinden. — Was der Zornige in übertriebenem Masse bietet, zeigt sich angedeutet bei dem Gereizten.

Als Gegensatz zu diesen beiden Affekten können wir den Kummer auffassen: Dort Erregung, hier Lähmung, resp. Hemmung und zwar sowohl des Gedankenablaufes wie der willkürlichen Muskulatur. Nur schwer gelangt der Bekümmerte aus sich selbst heraus zu einem Entschlusse, die auf das Notwendigste eingeschränkten Bewegungen werden langsam und kraftlos ausgeführt. Dies wären die hauptsächlichsten jenen Affekten zukommenden motorischen Eigenheiten.

Da nun im gewöhnlichen Leben die Affekte verhältnissmässig selten einen so hohen Grad erreichen, dass deren Folgen in der Handschrift sofort auch jedem Uneingeweihten auffallen müssen, habe ich ein Schriftmaterial herangezogen, welches die sonst nur mehr oder weniger angedeuteten Eigenheiten gewissermassen in hypertrophischer Ausprägung zeigt: Das Schriftmaterial Geisteskranker. Nirgends kommen nicht nur die Affekte, sondern auch viele Charaktereigenschaften in derartig übertriebener Entwicklung vor wie bei ihnen, sodass — soweit überhaupt zwischen den psychischen Eigenheiten und denen der Handschrift Beziehungen bestehen — sie sich in pathologischen Schriften gewiss am sichersten müssen auffinden lassen. Für unseren gegenwärtigen Zweck kommen hauptsächlich die Psychosen inbetracht, welche oder soweit sie Stimmungsanomalien darbieten: vornehmlich die manischen und depressiven Zustände und manche Formen der Paranoia. Ich kann diese Zustände hier nur in den allergröbsten Zügen schildern.

Als wesentlichste Symptome der Manie haben wir: Eine krankhaft heitere oder gereizte Gemütsstimmung, Beschleunigung des Vorstellungsablaufes, verbunden mit der Unfähigkeit, eine homogene Gedankenreihe planmässig zu verfolgen, sogen. Ideenflucht. Bei alledem ein oft enormer Äusserungsdrang. Es kommt vor, dass solche Kranke, diesem Drange folgend, Tage und Nächte lang im Zimmer umhertoben, tanzend, singend, lärmend, gegen die Thür schlagend, ihre Sachen zerreissend. In diesem Stadium erlangt man von den Kranken nur selten Schriftproben. Fordert man sie auf, ihren Namen zu schreiben, so kommt vielleicht der erste Buchstabe noch einigermassen erkennbar zustande, alles Folgende artet in üppige mit grosser Geschwindigkeit hingeworfene Kurven und Klexe aus. Bezeichnend — auch für eine gewisse Verwandschaft beider Affekte — ist der häufige fast unvermittelte Übergang von der heiteren zur zornig-gereizten Stimmung; jedoch ist alles einem schnellen Wechsel unterworfen.

Anhaltender finden wir letzterwähnte Stimmung bei manchen Formen der Paranoia, einer Geistesstörung, welche hauptsächlich durch den sogen. Eigenbeziehungswahn gekennzeichnet ist. Insofern als hier der Affekt durch Sinnestäuschungen (beschimpfenden Inhalts) oder durch Beeinträchtigungsideen (der

Kranke meint z. B. man intriguiere gegen ihn) hervorgerufen wird, ist er hier mehr psychologisch bedingt. Die motorischen Äusserungen sind gleich den oben für die zornige Stimmung geschilderten.

Die depressiven Zustände zeigen im Gegenteil neben der Stimmungsanomalie selber Erschwerung des Vorstellungsablaufes, Unlust zu jeglicher Bewegung und sonstigen Äusserung. Solche Kranken können wochenlang fast regungslos daliegen, das Essen muss ihnen löffelweise eingegeben werden, die Spontanäusserungen, wenn überhaupt welche erfolgen, beschränken sich auf Seufzer und dergl. Auch reaktive Äusserungen erhält man erst unter stetem Antreiben Ich besitze einige Zeilen von einem derartig schwer Kranken. Die Schrift ist klein, zitterig und unter Aufwendung so geringen Druckes geschrieben, (mit Bleistift), dass man sie überhaupt erst erkennt, wenn man das Blatt bei hellster Beleuchtung den Augen ganz nahe bringt.

Indem wir nun auf den graphologischen Teil übergehen, bietet sich uns als angemessene Fragestellung folgende dar:

1.) Wenn sich die uns aus dem Vorigen bekannten Ausdrucksbewegungen in der Handschrift fixieren, was für handschriftliche Eigenheiten müssen daraus hervorgehen?

2.) Stimmen die durch diese Deduktion gewonnenen Ergebnisse mit dem Schriftmaterial?

Bevor ich mich auf die Erörterung dieser Fragen einlasse, muss ich etwas auf die beigegebenen Schriftproben*) Bezügliches vorausschicken. Es ist selbstverständlich, dass die wenigen Beispiele nicht genügen, um als Beweismaterial dienen zu können, dazu müsste das Material ein weit umfangreicheres sein. Die Proben sollen vielmehr nur die theoretischen Auseinandersetzungen zu einer mehr konkreten Anschauung bringen. Dennoch wurde nach Möglichkeit dafür gesorgt, dass sie die Forderungen, welche an ein zu wissenschaftlicher Ausnutzung gelangendes Material gestellt werden müssen, erfüllen. Als solche Forderungen möchte ich aufstellen:

1. Das Schriftstück muss spontan entstanden sein.
2. Es müssen verglichen werden Schriftstücke von derselben Person aus ihrer kranken Zeit mit denen aus ihrer gesunden Zeit.
3. Die äusseren Schreibumstände, unter denen diese beiden Gruppen von Schriftproben entstanden sind, müssen nach Möglichkeit die gleichen sein, wenigstens müssen sie bekannt und ihre störenden Einflüsse zu eliminieren sein.

Wir kommen nunmehr zu den Modifikationen der Handschrift selber.

Der Bewegungsdrang, wie wir ihn im freudigen Affekt und in entsprechenden manischen Zuständen finden, ist, wie bereits betont, in den Händen besonders intensiv ausgesprochen, und somit sind die Bedingungen gegeben, dass er auch in die Schreibbewegung übergeht. Auch manche Nichtgraphologen werden es aus eigener Erfahrung wissen, wie man in gehobener Stimmung geradezu ein Vergnügen daran hat, die Feder mit ungewohnter Lebhaftigkeit über das Papier gleiten zu lassen. Die Folge hiervon ist eine Ausdehnung der Schreibbewegung über das Normalmass hinaus. Um dies näher zu präzisieren, will ich gleich vorweg bemerken, dass es sich in den meisten Fällen nicht um

*) Diese stammen teils aus meiner eigenen Sammlung, teils aus der des Herrn Hans H. Busse.

eine einfache, gleichmässige Vergrösserung (gewissermassen Loupenvergrösserung) der normalen Schrift handelt, sondern dass neben ihr noch speziellere Abweichungen eintreten.

Eine Vergrösserung der Schrift im ganzen kann man wohl durchgehends feststellen, sobald der Affekt nur einigermassen ausgesprochen ist. Man vergleiche hier die Fig. 1 bis 4a mit 1 bis 4b. 1a, ein Brief mehr gleichgültigen Inhaltes,

Fig. 1a. — Gleichmütige Stimmung.

ist in gewöhnlicher Gemütsverfassung geschrieben, bei der Entstehung von 1b war die Schreiberin durch einen äusseren Anlass in freudige Erregung versetzt

Fig. 1b. — Freudige Erregung infolge äusseren Anlasses.

worden, und der Inhalt des Briefes hat auf jenen Anlass Bezug. Die Silbenzahlen, welche auf eine Flächeneinheit gehen, verhalten sich in den beiden Schriftstücken, denen die Proben entnommen sind, etwa wie 2(a) : 1(b). -- Fig. 2a stammt von einer vorubergehend an Manie erkrankten Person 2b gehört der manischen Periode an: die Kranke zeigte damals so ziemlich sämtliche Symptome der Manie in typischer Ausprägung. 2a wurde von derselben Frau geschrieben, nachdem die Erregung abgeklungen war. Die äusseren Umstände waren hier allerdings insofern nicht genau die gleichen, als 2b seine Entstehung einem völlig spontanen Entschluss der Patientin verdankt, während 2a auf Aufforderung hin geschrieben wurde. Mag nun immerhin das Bewusstsein, das Schriftstück wird zu einem bestimmten Zwecke gebraucht werden, die natürliche Bewegungsfreiheit etwas beeinträchtigt haben, so wird doch jedermann zugeben, dass ein derartiger enormer Unterschied dadurch kaum herbeigeführt worden sein kann. Das Verhältniss der Silbenzahlen auf eine Flächeneinheit berechnet, stellt sich hier auf 7(a) : 2(b).

Auch Fig. 3 und 4, welche beide von zeitweise manisch erkrankten herrühren, zeigen die Vergrösserung der Schrift. Auffälliger noch ist an ihnen eine weitere Veränderung, die pathologische Schrift deckt sich nicht mit der einfachen Loupenvergrösserung der normalen. Dies konnte ich an vielen hierher gehörigen Schriften beobachten. Die Schleifen erweitern sich, neue, für gewöhnlich nicht vorhandene Schnörkel, Endstriche und ähnliche Zuthaten treten auf, vorhandene

werden weiter ausgebildet. Es liegt nahe, auch diese Eigenheit auf das Plaisir de mouvement zurückzuführen. — Schon in Figur 1 fällt einem auf, dass sich die Schleifen zum Teil erweitert haben (die unter der Linie in *nicht*, *gut* etc). Hauptsächlich aber vergleiche man hier den Namen *Lieschen* in 3b mit dem in 3a, ferner die beiden u-Haken, welche von derselben Dame stammen. In dem *L* der Fig. 3b ist die Anfangsschleife hinzugekommen, welche in Fig. 3a nur eben angedeutet war. Ungewöhnlich weit sind die Schleifen der *d* in Fig. 4b, auch das *l* ist hier sehr reich entfaltet. Charakteristisch ist in demselben Schriftstück eine entschiedene Vorliebe für grosse Anfangsbuchstaben. Wie in dem *I* der Probe sind auch an anderen Stellen verschiedentlich entgegen der Orthographie grosse Anfangsbuchstaben gesetzt, während in dem aus ruhiger Zeit stammenden Schriftstück die Schreiberin sich stets streng an die Vorschrift gehalten hat. Die Majuskeln boten wohl ihrer Freude an weit geschwungenen Bewegungen mehr Spielraum, und so hat sie unwillkürlich diese gewählt.

Ob zur Erklärung der grösseren Weite der Schrift der Bewegungs-

Fig. 2a. — Nach Heilung.

Fig. 2b. — Manische Zeit.

drang genügt, indem nämlich auch die Seitwärtsbewegung der Hand davon betroffen wird, oder ob zur Erklärung dieses Punktes noch eine Tendenz zur abduktiven Bewegung heranzuziehen ist, wie sie bei Vorwiegen des Lustgefühls vorzukommen scheint*), möge hier unentschieden bleiben. Die Thatsache, dass in gehobener

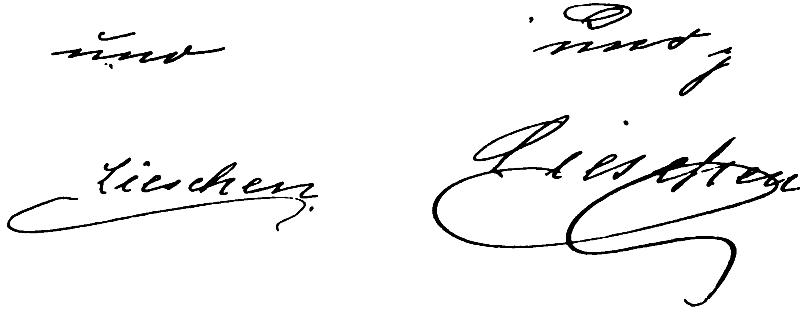


Fig. 3a. — Ruhige Zeit. *Fig. 3b. — Manische Zeit.*

Stimmung zugleich mit der Vergrösserung der einzelnen Buchstaben auch deren Abstand sowie auch der Abstand der einzelnen Worte von einander wächst, kann man an sämtlichen derartigen Schriften beobachten; auch die angeführten Beispiele illustrieren dies sehr deutlich.

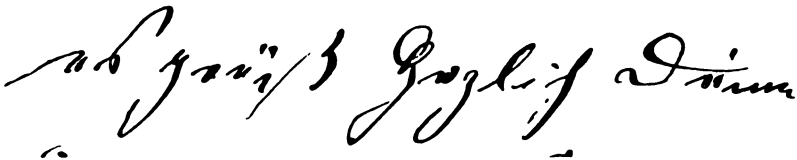


Fig. 4a. — Ruhige Zeit.



Fig. 4b. — Exaltation.

Als weiteres physiologisches Charakteristikum führten wir an eine erhöhte Kraft der Bewegung. Hieraus wäre a priori zu erwarten, dass die Druckstriche breiter werden müssten, gleiche Beschaffenheit der Feder vorausgesetzt. Dies hat sich in den betreffenden Schriften nicht durchgehends bestätigen lassen. Jedoch möchte ich aus dem Fehlen dieser Eigenart noch keinen definitiven

*) Vgl. *Berichte der Deutsch. grapholog. Gesellschaft*; 1898, Heft 1. *Graphisch fixierte Ausdrucksbewegungen. Auf- und absteigende Zeilenrichtung. Weite und enge Schrift.*

Schluss ziehen, da mir jener letzterwähnte äussere Schreibumstand — die Art der Feder — meist nicht genauer bekannt war. Zudem muss man hier berücksichtigen, dass bei reinem freudigen Affekt eine gewisse Tendenz zu bestehen scheint zu Bewegungen nach oben; es wäre denkbar, dass eine solche dem Zustandekommen von Druckstrichen zuwiderläuft. Dieser Punkt kann also erst auf Grund eines umfangreicheren und exakteren Materials entschieden werden.

Ferner werden die Bewegungen mit übernormaler Schnelligkeit und unter mühelos gelingender Koordination ausgeführt. Infolgedessen müssten sich die in der Norm häufig vorhandenen geringfügigen Zitterwellen gestreckter und die Formen im allgemeinen schlanker gestalten; und dieses findet sich in der That Nur muss man sicher sein, dass beim Zustandekommen des Schriftstückes — dies ist zu beachten, wenn man Schriften Manischer vor sich hat — die heitere Stimmung nicht durch Gereiztheit getrübt werde; auch hält man sich besser an Schriften schreibgewandter Personen. Figur 1 und 3 sind geeignet, dies zu veranschaulichen. **)

Endlich komme ich noch zu einer Eigenheit, welche ich in den Schriftproben manischer und freudig erregter, zwar nicht durchweg aber doch in einem grossen Teile derselben ausgeprägt fand und welche aus den uns bisher bekannten Ausdrucksbewegungen nicht ohne Weiteres ableitbar ist: die aufsteigende Zeilenrichtung. Während in Fig. 2a die Zeilenrichtung eine unsichere ist, — im Ganzen sinkt sie mit einem nach unten geöffneten Bogen abwärts — steigt die Zeile in Fig 2b gleich von vornherein energisch an. Auch in den Schriftstücken, denen die Proben Fig. 1, 3 und 4 entnommen wurden, liess sich dieser Unterschied, wenn auch nicht so stark ausgeprägt, nachweisen.

In einem früher veröffentlichten Aufsatze*) habe ich wahrscheinlich zu machen versucht, dass beim Überwiegen der Lustgefühle eine Tendenz zur Abduktion resp. zum Vorstrecken der Arme besteht und dass die aufsteigende Zeile eben dieser Tendenz ihre Entstehung verdankt. Im wesentlichen bin ich auch heute noch der gleichen Ansicht. Da der beschränkte Raum es verbietet, heute jene Ausführungen zu wiederholen, muss ich hinsichtlich dieses Punktes auf jenen Aufsatz verweisen.

Erwähnen wir nun noch kurz, dass man in der Manie häufig eine weniger genaue Ausführung der Schriftzeichen findet, — eine Folge der Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit im Ablauf sämtlicher psychischer Vorgänge —, so könnten wir die Betrachtung dieser Schriften hiermit abschliessen.

(Schluss folgt.)



**) Der Unterschied tritt in den Originalen deutlicher hervor.

Zur Menschenkunde.

Von
Ludwig Klages,
München.

Vorbemerkung. Die Graphologen sind sich in den letzten Jahren darüber einig geworden, dass die Wissenschaftlichkeit ihrer Ergebnisse ganz und gar von den Fortschritten der Charakterforschung abhängt. Die Graphologie bedarf als ihrer wichtigsten Hilfswissenschaft der Menschenkunde. Diese hinwiederum bedient sich unter anderem auch der Graphologie als einer willkommenen Handhabe. Ausserdem aber gibt es keinen Bezirk menschlicher Geistesäusserung, der nicht von einem gewissen Gesichtspunkte aus Gegenstand der Menschenkunde wäre. Aus Worten, Handlungen und Werken einzelner, aus Bräuchen und Religionen von Völkern und Racen, aus den philosophischen und künstlerischen Hinterlassenschaften ganzer Kulturabschnitte sucht sie ihr Bild vom Menschen zu gewinnen. Ihr leuchtet der Charakter eines Volkes so gut aus dem eigentümlichen Gepräge seines Alphabets, aus den Lauten seiner Sprache, aus den Linien seiner Bauwerke, wie aus seinen geschichtlichen Thaten oder seiner Staatsverfassung. Einige Stirnfalten oder Gesten sind ihr ebenso wichtig, wie die Geschmacksrichtung oder die sittlichen Grundsätze eines Menschen. Unbekümmert um den Schönheitswert der Enthaltungsarten benützt sie alle zu Erkennungszeichen, aber sie bevorzugt unter ihnen diejenigen, welche am wenigsten von Bewusstsein und sog. Willkür begleitet sind. Dadurch unterscheidet sie sich einigermassen von der bisherigen Betrachtung des Menschen. — Herbeischaffung und Sichtung des Materials ist nur ein vorbereitender Bestandteil ihrer eigentlichen Aufgabe: der Deutung aller dieser Thatsachen in einer Sprache, welche jeder gefühlsmässigen Umschreibung entraten kann. Sie will uns in menschlichen Angelegenheiten zu derselben vorurteilslosen Deutlichkeit des Sehens verhelfen, die unsern Stolz macht in den Naturwissenschaften. Sie geht von dem Grundsatz aus, dass viele und wichtige Probleme des Geistes historische Probleme sind. Sie nimmt unsere Gefühls- und Denkgewohnheiten nicht unbesehen für ursprüngliche Thatsachen. Die ausserordentlichen Fälle sind ihr genau so interessant wie die durchschnittlichen. Sie behauptet nicht, die Grenzen und Möglichkeiten vorherzuwissen und ist sparsam mit dem Worte: geisteskrank. — Sie weiss, dass sie sich ihre Sprache erst schaffen muss — aber auch dies, dass Verständigung möglich ist und auf Grund eindringender Untersuchung aller Begriffe, mittelst deren wir die Beschaffenheiten des menschlichen Geistes aufzufassen pflegen, in allen wesentlichen Punkten gelingen wird.

Von solchen wenigstens für einige vielleicht neuartigen Interpretationen allgemein bekannter und auf der Hand liegender Seelenthatsachen soll in den folgenden Zeilen ein weniges mitgeteilt werden. Dabei möge man aber zu gute halten, dass diese Sätze — einem systematischen Zusammenhange entnommen – in ihrer Abgerissenheit notgedrungen der vollständigen Begründung ermangeln. Die Auswahl wurde zum Teil bestimmt durch die Wahrnehmung, dass gerade diejenigen Begriffe, welche am stärksten sozusagen moralisch unterbunden sind, stets am ehesten von dem Gesamtbilde des Menschen nach

zwei entgegengesetzten Seiten sich abzutrennen streben. Die gerade für höchst verdienstlich oder höchst verbrecherisch geltenden Bethätigungsweisen sind immerfort in Gefahr, zu über- oder unter-menschlichen Ausnahmefällen ernannt zu werden. Diesem Vorurteil arbeiten nicht nur die Religionen, ihm arbeiten Dichtungen und Künste, der Volksmund mit seinen Wahrsprüchen und der Alltag mit verkehrten Deutungen zahlloser Kleinigkeiten in die Hände. Dies erstreckt sich bis in die häufigsten und gewöhnlichsten Begriffe. Niemand z. B. will für beeinflussbar gelten; aber die wenigsten bedenken, dass sie es damit auch ablehnen, erziehbar zu sein. Es ist im höchsten Grade verpönt, wankelmütig oder treulos zu heissen; aber man vergisst, dass: leicht einer Sache untreu werden sehr oft nur eine Folge ausserordentlicher Eindrucksfähigkeit ist. Sobald zwei Eigenschaften entgegengesetzter moralischer Wertschätzung anheimfielen, ist unser geistiges Auge für das beiden Gemeinsame oft bis zur Blindheit getrübt. Umgekehrt überschätzen wir den Verwandschaftsgrad in den Motiven zu solchen Handlungen, welche nach gültiger Anschauung auf gleicher Höhe des Wertes stehen. Auf der einen Seite erdichtete Zusammenhänge, auf der andern isolierte Gegensätze, welche in Wahrheit zusammengehören. Hier bedarf es einer neuen Scheidekunst, ehe wir von neuem bauen können. — Wir brauchen nicht hinzuzufügen, dass ein Graphologe, der zwar mit allem Zeichenwissen hinlänglich ausgerüstet, doch in seinen Kombinationen moralisch gefesselt bliebe, zu tiefer treffenden Deutungen einer Handschrift niemals gelangen würde.

Von der Grausamkeit. Zu den bestverpönten Affekten gehört sicher die Grausamkeit. Man kann das Wort kaum aussprechen, ohne im Hörer jene dunklen und deshalb nur um so mehr mit heftigem Widerwillen verknüpften Vorstellungen wachzurufen, in welchen eine lange religiöse Züchtung der Gemüter gleichsam Fleisch und Blut gewann. Der grosse deutsche Denker der letzten Jahrzehnte erst vermochte hier mit unbefangenen Augen zu sehen. Wir heute brauchen, was er uns darbot, nur anzunehmen, um über so schwierige Dinge volle Klarheit zu haben. — In Wahrheit nun steht es so: Die Lust am Vergewaltigen und Wehethun gehört durchaus zu den wesentlichen Trieben des Menschen. Um das auf einen Blick zu erkennen, muss man freilich das Altertum ins Auge fassen oder den naiven Bosheiten der Kinder seine Aufmerksamkeit schenken. Auch das Vergnügen der Spanier an blutigen Stierkämpfen hat noch einige Verwandtschaft zu dem der Römer an gefährlichen Fechterspielen. Der feinere Kenner wird auch das Ingredienz von Grausamkeit bemerken in dem Vergnügen, welches alle Welt am Trauerspiel auf der Bühne bezeigt, oder in der heimlichen Freude, mit der man die Erzählung räumlich und zeitlich entfernter Schrecknisse vernimmt. Im grossen und ganzen aber wandelt dieser Affekt maskiert unter den Heutigen und man muss sich schon auf seine zarteren Merkmale verstehen, um ihn dennoch wahrzunehmen. Alsdann wird man ihn wiederfinden in der Lust am Verleumden und am Klatschen, in der kleinen alltäglichen Schadenfreude, in der Streitsucht und Prahlhänserei, in dem Verlangen zu »imponieren«, in dem grossen Genuss, welchen gemeinhin der Mensch aus Blamagen des Nebenmenschen schöpft, in jener feineren Gehässigkeit, die eine Gesellschaft oft stundenlang in zugeschärften Witzen und einem verhaltenen Ringen höhnender Wendungen sich ergehen lässt, in der Satire und Polemik, welche nicht nur die Spalten politischer Tageszeitungen füllt, und in noch weit subtileren Dingen. Weder das Christentum noch sonst eine Religion hat das Maass der Grausamkeit im Menschen verringert;

denn das ist unmöglich. Die seelische Energie kann so wenig vermehrt oder vermindert werden, wie die Energie im Reich der Körper. Wohl aber vermag eine Religion oder moralische Maxime den Entspannungen eine bestimmte Richtung zu geben. Ein und dieselbe Leidenschaft kann in verschiedenen Zeitaltern von so sehr verschiedenen Gegenständen ausgelöst werden, dass sie ihr Aussehen vollkommen verändert. Die Hauptleistung des Christentums bestand nun darin, dass es den Schauplatz des menschlichen Affektlebens aus der äusseren Welt in die Seele des Menschen verlegte. Jndem es seine Entfaltung nach aussen hin hemmte, schuf es jene abnormen inneren Spannungen, welche wir sich entladen sehen in den Verzückungen der Schwärmer und in dem unfühlenden Fanatismus der Märtyrer. Nach den Anweisungen dieser Lehre vermochte der Mensch auch seine Grausamkeitsbedürfnisse an sich selbst zu befriedigen. Dies mag denen paradox klingen, welche noch in der Anschauung befangen sind, das »Ich« oder »Selbst« des Menschen sei etwas Einheitliches, Unzerteilbares. Für die einzig richtige Auffassung der Persönlichkeit als eines (oft widerspruchsreichen) Systems von Leidenschaftsmöglichkeiten ist es nicht befremdend zu hören, dass es am Wesen der Grausamkeit nicht das Geringste ändert, ob man eine fremde Persönlichkeit oder zufällig irgend welche zur eigenen gehörenden Antriebe schmerzhaft vergewaltigt. Was im Altertum ersichtlich Grausamkeit, das war im Mittelalter die Bussfertigkeit der Reuezerknirschten. Dort offenbare Lust an Kampf und Mord, hier etwas verdeckter die gleiche Lust in der selbstmörderischen Wut der Flagellanten und Asketen. — Und auch der moderne Mensch steht, wie wir sagten, nicht zurück. Gerade er erfreut sich der sublimsten und innerlichsten Formen der Grausamkeit. Man untersuche daraufhin unter anderem jenen berühmten »Willen zur Wahrheit« und die »wissenschaftliche Objektivität«, welche erst das Gefühlsinteresse am Gegenstande töten muss, ehe er Objekt ihres Interesses wird — und man wird in vielen als einen nicht unwesentlichen Bestandteil dieses Willens den grausamen Wunsch erkennen, mit Kälte und Nüchternheit über seine liebsten und reichsten Illusionen zu triumphieren. — An diesen Andeutungen möge es genügen. Für später sei es aufgespart, der Grausamkeit in noch weit seltsameren Verkleidungen nachzuspüren und ihre engen Beziehungen zum Affekt der Wollust zu untersuchen.

Vom Geschlecht der Charaktere. Immer noch stehen wir vor der Frage, ob die physiologischen Geschlechtsmerkmale für Zeichen entsprechender Seelenverfassungen gelten dürfen. Die Berechtigung dieser Auffassung hinsichtlich bestimmter Bezirke der Seele, nämlich derjenigen der geschlechtlichen Erregbarkeit wird zwar von niemandem in Abrede gestellt. Dagegen ist die Anwendung des Begriffs vom Geschlecht auf die Gesamtgestalt des Charakters — so sehr man unbewusst im gesellschaftlichen und politischen Leben mit ihr rechnet — theoretisch kaum noch ernstlich in Angriff genommen worden. Und gerade die moderne Frauenbewegung scheint sich gegen eine solche Anwendung zu sträuben. Sie möchte den grössten Teil der als spezifisch weiblich bezeichneten Begabungen und Begabungslücken aus der bisherigen Kulturübermacht des Mannes erklärt wissen. Sie macht daher das Fortbestehen bezw. Wegfallen dieser Merkmale von der Entwicklung der weiblichen Bildungsbestrebungen abhängig. Zweifellos wird sich nun durch die Bereicherung des weiblichen Intellektes der Unterschied vom Manne verringern und namentlich nicht mehr auf Gebieten gesucht werden, wo ihn nur der Macht-

wille und Bevormundungstrieb des Mannes suchen konnte. Dass aber nichtsdestoweniger ein Geschlechtsunterschied der Charaktere besteht, ist für denjenigen ausser allem Zweifel, welcher ganz allgemein typische Verschiedenheiten der Körper und ihrer Funktionen für unzertrennbar hält von solchen der Seelen. — Unser Begriff oder Bewusstsein unseres »Ich«, das im seelischen Leben eine so hervorragende Rolle spielt, ist im wesentlichen nichts anderes als eine auf den Körper und seine Thätigkeiten sich beziehende Vorstellung. Wenn man nun ermisst, in wie vielen Gedankenbewegungen dem Geiste notgedrungen auch derjenige Teil des Selbstbegriffs gegenwärtig ist, der sich auf das Geschlecht bezieht, so wird man darin allein schon Grund genug zu der Annahme finden, dass fast das gesamte Seelenleben einen geschlechtlichen Stimmungston besitzt. Noch weit entschiedener aber muss dies gefolgert werden aus der typischen Besonderheit der Liebesleidenschaften. Es ist vom charakterologischen Standpunkte aus kaum zu begreifen, wie man meinen konnte, eine fundamentale Verschiedenheit in den Liebesleidenschaften beweise noch nichts für sonstige Verschiedenheiten der Seelen. So wenig zwar der Mensch eine Einheit, so gewiss doch ist er ein Zusammenhang. Hier gibt es nichts Vereinzeltes. Jeder Teil wird von allen übrigen bedingt und getragen. Nicht nur das Wörtchen »Liebe« bedeutet im Munde des Mannes etwas ganz anderes als in dem der Frau. Vielmehr vermag uns genaueres Aufmerken zu belehren, dass eine Verschiedenheit der Funktionsweisen und Thätigkeitsvorstellungen durch das gesamte Affektleben hindurchgeht. Es gibt eine spezifisch weibliche und eine spezifisch männliche Art des Hasses, des Neides, der Bewunderung, der Rachsucht u. s. w. — Wer sich durch diese Überlegungen befremdet fühlen sollte, dem wollen wir noch zwei Thatsachen anführen, die unsere Auffassung zu stützen geeignet sind. Erstens die seelische Frühreife der Frau. Es darf als empirisches Gesetz gelten: das Weib entwickelt sich geistig schneller als der Mann. Dies kann man gewiss nicht mit der Erziehung in Zusammenhang bringen. Ausserdem kann jeder Arzt aus eigener Erfahrung bestätigen, dass der weibliche Säugling an Leichtfüssigkeit der Fassungskraft dem männlichen vom ersten Augenblick an überlegen ist. — An zweiter Stelle aber sei darauf hingewiesen, dass solche Frauen, welche inbezug auf Energie, Intellekt, allgemeine Interessen etc. männlich geartet sind, meist auch in ihren geschlechtlichen Neigungen und häufig sogar in körperlicher Beziehung einer mittleren Spielart angehören, oder aber auf dem Nullpunkt geschlechtlicher Erregbarkeit stehen. Ersteres gilt in umgekehrter Richtung auch von den Männern.

Diesen Unterscheidungsmerkmalen der Weiblichkeit haben wir absichtlich nicht hinzugefügt alle diejenigen, welche aus dem Willen zur Mutterschaft hergeleitet werden müssen; denn wir halten es für irrtümlich, die Lehre vom Charakter der Frau zu identificieren mit der Psychologie des Muttertums Es scheint uns jedoch aus den angeführten Gründen die Anwendbarkeit des Begriffs vom Geschlecht auf den Charakter zur Genüge hervorzugehen. Einer zweiten Betrachtung soll es vorbehalten sein, aus jenen einfachen Thatsachen die Konsequenzen zu ziehen und bis ins höchste Geistesleben hinein die Zeichen der Geschlechtlichkeit zu verfolgen.



Deutsche Schriftstellerinnen der Gegenwart.

Graphologische Beiträge zur Psychologie des Weibes.

Von

Hans H. Busse.

Als natürliches Sprachrohr der weiblichen Emancipations-Bestrebungen betrachten wir die Schriftstellerinnen. Von ihnen, wenn überhaupt, glauben wir in wissenschaftlicher und in dichterischer Darstellung die theoretische Begründung und den praktischen Berechtigungsnachweis jener Bestrebungen erwarten zu müssen. Wie weit aber den einzelnen Schriftstellerinnen die Erfüllung dieser Forderungen gelungen sein könnte und überhaupt gelingen kann, das erscheint uns als eine Frage, deren Erledigung in engstem Zusammenhange steht mit der Erkenntnis vom Charakter der Schriftstellerinnen. Hier also bietet sich der angewandten Graphologie eine Aufgabe von verlockendem Reize und von vielseitiger Bedeutung. Das weibliche Geschlecht stand von jeher den graphologischen Bestrebungen günstiger gesinnt gegenüber. Dem praktischen Graphologen werden die verschiedenen Typen des weiblichen Charakters viel häufiger handschriftlich begegnen, wie die ausgeprägt männlichen Typen. Soweit dieses dennoch vorkommt, geschieht es wiederum zum grösseren Teile durch weibliche Vermittelung. Seine praktische Thätigkeit verschafft gerade dem Graphologen einen solch reichen Einblick in das weibliche Seelenleben, wie er selbst dem Geistlichen und dem Arzte nicht geboten wird, da das Weib sich von diesen niemals so gerechtfertigt fühlt, wie durch die Beurteilungen des Graphologen. Seine scrupellose Selbsterkenntnis und leichtere Erkenntnis der übrigen Typen des eigenen Geschlechtes berechtigen besonders den Graphologen, sich an die Probleme der Geschlechts-Psychologie zu wagen.

Bekanntlich hat bislang noch keine handschriftliche Eigentümlichkeit fixiert werden können als Symptom des körperlichen Geschlechts. Psychologisch ist es undenkbar, dass dieses jemals werde geschehen können. Denkbar jedoch, ja notwendig ist es, dass bestimmte Eigenschaftskomplexe fast durchgehends nur dem weiblichen oder dem männlichen Geschlechte eigen sind. Als Geschlechts-Eigenschaft des männlichen Charakters gilt das Vorherrschen des Denk- und Willen-Lebens, während dem weiblichen Geschlecht das Vorherrschen des Gefühls-Lebens als eigentümlich zugesprochen wird. Eine nähere Darlegung dieser Charakterdifferenz wird sich aus dem weiteren Verlaufe unserer Erörterungen ergeben.

Die Emancipations-Bestrebungen des Weibes, welche praktisch scheinbar nach so vielen Richtungen auseinandergehen, centralisieren sich für den Charakterologen in dem Streben des Weibes, sich von der Vorherrschaft des Gefühlslebens zu befreien und eine Annäherung an die Charakter-Eigenschaft des männlichen Geschlechtes zu versuchen. Und in der That haben die Emancipations-Bestrebungen des Weibes bereits zur Bildung verschiedener neuer Charaktertypen geführt, welchen eine Mittelstellung zwischen den früheren ausgeprägten männlichen und weiblichen Charaktergruppen zukommt. Hierdurch erfährt natürlich das Problem von der Erkennbarkeit des Geschlechts aus der Handschrift eine stetig wachsende Complicirung.

Selbstverständlich müssen wir zunächst von den Vertreterinnen jener

Bestrebungen ein Vorherrschen des Denk- und Willens-Lebens erwarten; dieses ist eine Voraussetzung für Begründung und Durchführung der Emancipations-Bestrebungen.

Lassen wir nun einmal ganz beliebig eine Anzahl Namenszüge von bekannten deutschen Schriftstellerinnen Revue passieren vor unserem graphologischen Urteil; die Namenszüge gelten bekanntlich als besonders geeignet zur Fesstellung gerade d e r Eigenschaften, auf die sich das Wertbewusstsein stützt.

Am meisten von allen lebenden Schriftstellerinnen Deutschlands entspricht, soweit wir sehen, Laura H a n s s o n - M a r h o l m der Vorstellung eines männlichen Charakters. Ihre kleine, einfache, steile, sehr verbundene und druckkräftige Handschrift (Fig. 1) zeugt von Schärfe und ziemlich nüchterner Objektivität des Denkens, sowie von hartnäckig ausdauernder Energie. Allerdings ist die Handschrift durchaus nicht gleichmässig ruhig; sie verrät eine schlagfertige und oft rücksichtslose Leidenschaftlichkeit, deren Äusserungen nur vielfach beherrscht werden.

Fig. 1.

Den Typus des reinen abstrakten Verstandesmenschen haben wir bislang noch in keinem Namenszug deutscher Schriftstellerinnen ausgeprägt gefunden. Er ist übrigens glücklicherweise auch unter Männern viel seltener, als man anzunehmen geneigt ist; wie Kant's und Eduard von Hartmann's Handschriften zeigen, scheinen jenem Typus ja auch ein recht grosses Mass von Nüchternheit, von Mangel an impulsiver Eigenart und an ästhetischem Verständnis zu eignen.

Unter Fehlen der energischen Kraft im Lieben und Hassen und unter gleichzeitiger grösserer Ruhe und Abgeklärtheit des Denkens — wenn auch von einem engeren Horizonte — zeigen die Namenszüge von Sophie S c h u h m a n n und von Marie von E b n e r - E s c h e n b a c h, zwei Schriftstellerinnen, die eine kluge, sachliche Beobachtungsgabe und viel Urteilsklarheit besitzen. Während aber Sophie Schuhmann (Fig. 2) trotz ihrer äusseren Mässigung ein scharfes und schlagfertiges Kritisieren sehr wohl liebt, — wofür die hoch nach rechts-voran gesetzten und spitz auslaufenden u-Haken, sowie die consequente Buchstaben-Verbindung zeugen —, ist Marie von Ebner-Eschenbach (Fig. 3) ein durchaus vornehmer, klug, feinsinnig und vielfach intuitiv beobachtender, etwas zurückhaltender, aber niemals steifer oder gemütskalter Charakter; die einfache, ziemlich kleine und nur mässig geneigte Handschrift entbehrt nämlich der strengen Bindung des Buchstaben und des kräftigen Federdruckes.

Fig. 2

Fig. 3

Eine Mittelstellung von den Typen des vorherrschenden Verstandeslebens zu den Typen des ausgeprägteren und in seinen Äusserungen wenig gehemmten

Gefühlslebens repräsentieren die Namenszüge von Ida Boy-Ed, Nataly von Eschstruth und E. Werner. Ausser in dieser gemeinsamen Mittelstellung zeigen sie aber sonst höchstens noch darin eine Verwandschaft, dass sie das Ästhetisch-Formale überall in ihrem Auftreten und Benehmen betonen und teilweise als Maske ihrer Sensibilität und Hinreissungsfähigkeit benutzen. Wie und warum jedoch dieses geschieht, das unterscheidet die drei Schriftstellerinnen bedeutend. E. Werner (Fig. 4) zeigt eine einfache und vornehme Zurückhaltung, die nicht ohne gelegentliche Selbstgefälligkeit ist, trotz der ernsten, wenig temperamentvollen und eigenartigen Lebensauffassung; die Handschrift ist nämlich durchaus nicht ungezwungen und beweglich, sondern steif, druckreich und wenig eigenartig. Ida Boy-Ed's Namenszug (Fig. 5) weicht vielfach von ihrer sonstigen Handschrift ab; darauf hoffen wir später zurückzukommen. In ihrem Namenszug zeigt sich Ida Boy-Ed als eine temperamentvolle, unternehmungslustige, selbstbewusste und weltgewandte Natur, die sich dabei aber nicht in umständlichen Phrasen, Posen und Überschwänglichkeiten ergeht, sondern einer steten klugen Mässigung und Selbstbeherrschung bestrebt ist. Obwohl nämlich ihr Namenszug gewandt und besonders in den Schleifen weitzügig geschrieben, sowie mit einer langen Schleife unterstrichen ist, so fehlt doch durchaus die capriciöse Umständlichkeit und posierte Originalität, welche dem Namenszuge Nataly von Eschstruth's (Fig. 6) eigen ist. Hier scheinen wir durchaus die eigenwillige und herrschsüchtig-unnachgiebige Dame der grossen vornehmen Welt zu haben, die es liebt, Eindruck und Aufsehen zu erregen und die darin durch ein sehr energisches und keinen Widerspruch duldendes Temperament unterstützt wird. Die ziemliche Enge der Schrift, sowie die eigenartigen Abrundungen im „n" und u" sprechen aber doch für eine grössere Sensibilität, nur entbehrt diese völlig einer natürlichen und impulsiv-einfachen Äusserung.

Fig. 4

Fig. 5

Fig. 6

Als Vertreterinnen des Typus, der in seinen Handlungen durchaus von Gefühlen bestimmt wird, und dieses auch nicht oder nur wenig und ziemlich vergeblich zu verbergen sucht, erscheinen Ilse Frapan, Isolde Kurz, Anna

Fig 7

Fig. 8

Croissant-Rust, E. Vely, Ossip Schubin und Hermine von Preuschen. Nach der Intensität und Tiefe der Gefühlserregungen können wir hier wiederum die mehr affektiven und die mehr leidenschaftlichen Naturen unterscheiden.

Bei den drei mehr affektiven Charakteren (Fig. 7, 8, 9) tritt das sinnliche Moment sehr zurück. Wenn aber bei Isolde Kurz und Ilse Frapan auch die Intensität der Affekte wenig stark und ursprünglich ist, wenn wir in ihnen mehr feinsinnige und gemütszarte Naturen kennen lernen, die daneben einen geschmackvollen und klug-beobachtenden Verstand, jedoch trotz einiger phantasievoller Lebhaftigkeit wenig festere Energie und kühnere Thatkraft zeigen, so finden sich letztgenannte Eigenschaften bei Anna Croissant-Rust ausgeprägter vor und zwar in Verbindung

Fig. 9

mit viel vorurteilsloser Hinreissungsfähigkeit und mit einer grossen Natürlichkeit und Ungezwungenheit des Benehmens. Der Gemeinsamkeit der mässigen Grösse, der Schräge, Abrundung und Feinheit in den drei obigen Namenszügen, tritt als wichtige Verschiedenheit die grössere Weite, Einfachheit und Ungezwungenheit gegenüber, welche Anna Croissant-Rust's Handschrift zeigt.

In der Gruppe der mehr leidenschaftlichen Naturen zeichnen sich Hermine von Preuschen (Fig. 10) und E. Vely (Fig. 11) durch eine ziemlich schulmässig normale Gestaltung der Buchstaben und durch wenig ästhetisch formale Behandlung derselben aus. Mit grosser und auch sinnlicher Heftigkeit und Herrschaft der Gefühls-Erregungen verbinden diese Naturen eine weniger rücksichtsvoll-zartsinnige

Fig. 10

Entschiedenheit des Wollens, ohne aber hierin die Eigenart und Ursprünglichkeit von Ossip Schubin (Fig. 12) zu besitzen. In dieser Schriftstellerin finden wir einen Charakter von grosser, leidenschaftlicher und ernster Tiefe der Lebensauffassung, die allerdings einer intellektuell und ästhetisch-formal abgeklärten Einheitlichkeit entbehrt, aber dafür solch' impulsive und ursprüngliche Selbständigkeit und solch' fast fieberhaft energische und doch nie befriedigt ausrastende Thätigkeit zeigt, wie sie recht selten sind. Als graphische Symptome hierfür erscheinen uns besonders

Fig. 11

Fig. 12

die grosse, sehr verbundene und unregelmässig schräge Schrift, sowie deren ausserordentliche Dicke und Freiheit von unnötigen Hinzufügungen.

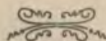
Wenn nun auch die eben, freilich noch in sehr grundrissmässiger Kürze besprochenen 12 Namenszüge nicht als erschöpfende Repräsentanten der verschiedenen Charaktertypen deutscher Schriftstellerinnen der Gegenwart betrachtet zu werden brauchen, so lassen sich doch einige Bemerkungen wagen auf Grund einer Vergleichung der besprochenen Charaktere mit anderen weiblichen Charakteren, die trotz grosser Bildung, trotz viel formalem Geschmack, trotz feingeistiger Sensibilität nicht als Schriftstellerinnen an die Öffentlichkeit traten. Es handelt sich um zwei Gruppen.

Der ersten Gruppe fehlt es zumeist an Temperament und an Energie; hier finden sich Frauen von solch' empfindlicher Receptivität, dass ihnen jede Concentration und jede selbständige Entscheidungen treffende Aktivität unmöglich ist; auch befinden sie sich fast immer in derartigen Verhältnissen, dass sie ihren vielseitigen Interessen ungestört folgen können. Gerade dieses aber dürfte bei vielen Schriftstellerinnen nicht der Fall gewesen sein.

Die andere Gruppe der nicht-öffentlichen Frauencharaktere besitzt zwar Energie und Temperament und befindet sich sogar vielfach in höchst ungünstigen Lebenslagen; bei diesen Frauen liegen die Hemmungen in der Ursprünglichkeit und sensiblen Eigenwilligkeit ihres Charakters, welcher einen um so tieferen Widerwillen hat gegen die Vergewaltigungen der Öffentlichkeit, je mehr diese Frauen sich einmal — trotz ihrer gleichzeitigen grossen intellektuellen und ästhetischen Bildung, — in ihren tiefsten weiblichen Instinkten betrogen gefunden haben. Ihr Schmerz ist zu scheu und zu stolz. Sie sind unfähig zum Hasse, aber sie behaupten die Verachtung des Mannes zu kennen. Sie glauben sich durch solche Arbeiten zu betäuben, die ohne besonderes Interesse für sie sind. In unausgesprochenen Qualen leben sie wie Vestalinnen. Ihre Umgebung spricht mit Respekt von ihnen; man schätzt sie hier wegen der schlagfertigen Schärfe ihres Urteils und empfindet sie doch als fremd. Dieser Typus der nicht-öffentlichen Frauencharaktere hat viel mehr Vertreterinnen, als man vermutet. Von ihrer schriftstellerischen Thätigkeit dürfte besonders viel Neues, Eigenartiges und Tiefes über das Weib und seine Lebensauffassung zu erwarten sein. Dass gerade sie schweigen, zeugt zum mindesten von einer grossen Teilnahmslosigkeit gegenüber den weiblichen Emancipations-Bestrebungen.

Auf Grund unseres obigen Überblicks finden wir, dass bei einer graphologischen Darstellung der deutschen Schriftstellerinnen der Gegenwart nicht alle Typen des weiblichen Charakters vertreten sein können. Wenn wir jedoch hoffen, dass sich hierbei trotzdem einige interessante Daten für die Psychologie des Weibes und damit auch für die Litteraturpsychologie ergeben werden, so thun wir dieses unter der Voraussetzung, bei den deutschen Schriftstellerinnen das Entgegenkommen zu finden, welches — u. a. durch Übermittelung geeigneten Handschriften-Materials eine — sachgemässe Lösung unserer Aufgabe erfordert.

(Fortsetzung folgt.)



Mitteilungen.

Handschriftenkunde.

Shakespeare-Autographen. Kürzlich ging durch die Zeitungen eine Notiz, wonach ein amerikanischer Autographen-Sammler für eine ächte Unterschrift von Shakespeare's Hand die ausserordentliche Summe von 100000 Dollar geboten haben sollte. Bekanntlich gibt es nur drei Schriftstücke, welche hier in Betracht kommen könnten, nämlich eine Verkaufs-Urkunde über ein Grundstück in Blackfriars (London), datiert vom 10. März 1612, ferner eine vom 11. März 1612 datierte Urkunde über eine auf das betreffende Grundstück aufgenommene Hypothek, und endlich das Testament, welches vom 25. März 1616 datiert ist und den Namenszug dreimal enthält. Eines dieser mit Shakespeare's ächter Unterschrift versehenen Dokumente erzielte, wie Günther und Schulz in ihrem „Handbuch für Autographen-Sammler" berichten, auf einer Londoner Autographen-Auktion vom Jahre 1847 bereits den Preis von 145 Pfd. Sterling. Das erwähnte amerikanische Angebot übertrifft nun aber diese Summe um mehr als das Hundertfache und bietet einen eigenartigen Masstab für die Entwicklung des Autographensammelns während der letzten fünfzig Jahre, sowie für das noch immer wachsende Interesse an der vielfach recht dunklen Persönlichkeit Shakespeare's.

Dieses Interesse hat bekanntlich in den letzten Jahren eine besondere Förderung erfahren durch Bormann's Vertheidigung der sog. Bacon-Theorie, wonach nicht der Schauspieler Shakespeare, sondern der grosse gleichzeitige Philosoph Francis Bacon die unter des ersteren Namen gehenden Dichtungen verfasst haben soll.

In Anknüpfung an Bormann's Publikationen zur Shakespeare-Bacon-Frage wurde übrigens bereits von verschiedenen Seiten versucht, dieses Problem vom graphologischen Standpunkt aus zu behandeln. Langenbruch und Preyer haben diesbezüglich im Jahre 1895 einige interessante und verdienstvolle Aufsätze, veröffentlicht, in denen sie zu dem Schlusse gelangen, dass Bacon als der Verfasser der sog. Shakespeare'schen Werke anzusehen sein dürfte.

Ohne Stellung zu dem Resultate zu nehmen, möchten wir doch auf einige Punkte hinweisen, die in den Beweisführungen Langenbruch's und Preyer's noch übersehen wurden, und deren Berücksichtigung möglicherweise den graphologischen Ergebnissen der genannten Forscher zur Stütze dienen kann.

Es liegt zunächst nahe, von charakterologischen Erwägungen über künstlerisches resp. dichterisches Schaffen auszugehen und in den Handschriften von Dichtern nach gewissen gemeinsamen Eigentümlichkeiten zu suchen. Wie Langenbruch dargethan hat, entbehren die fünf ächten Namenszüge Shakespeare's durchaus jener Klarheit, Gewandtheit und formal schönen Abrundung, die sonst den Handschriften grosser Künstler und Dichter eigen zu sein pflegen, und die sich in ganz hervorragendem Grade in Bacon's Handschrift finden. Es ist nun aber in Betracht zu ziehen, dass die fünf ächten Namenszüge Shakespeare's schon ihres geringen Umfangs wegen ein wenig günstiges Material vorstellen; überdies entstammen sie auch einer Zeit, in der das dichterische Schaffen Shakespeare's abgeschlossen war und in der vielleicht die nach Stratford gedrungenen puritanischen Ideen nicht ohne Einfluss auf den früheren Schauspieler und nunmehrigen Gutsbesitzer Shakespeare geblieben sein mögen; ja, die drei Namen des Testaments sind sogar nicht ganz einen Monat vor dem Tode und mit durchaus unsicherer, zitternder Hand geschrieben. Der letztgenannte Umstand begreift sich leicht, wenn man bedenkt, dass Shakespeare viele Jahre hindurch ein eifriger Stammgast in der „Mermaid" zu London gewesen war und an einem typhösen Fieber starb. Prof. Preyer hat auf die Unsicherheit dieser drei Shakespeare'schen Unterschriften eingehender hingewiesen und hat ferner dargelegt, dass alle bisherigen Reproduktionen den bezüglichen Eigentümlichkeiten der Originale durchaus nicht gerecht geworden seien. Bei dieser Beschaffenheit des Shakespeare'schen Handschriften-Materials wäre vielleicht der Versuch lohnend, in folgender, gleichsam indirekter Weise das Shakespeare-Bacon-Problem graphologisch zu behandeln.

Zunächst wären die charakterologischen Erwägungen bedeutend zu spezialisieren; wir müssten nicht nach etwaigen allgemeinen dichterischen Eigenschaften fragen, sondern nach gemeinsamen Charakter-Eigentümlichkeiten der englischen Dramatiker in der Zeit von ca. 1580–1640. Der Antagonismus in den Werken Shakespeare's und Ben Jonson's, seines grossen Rivalen, muss natürlich eine Parallele in dem Charakter der Autoren haben; da sodann Marlowe's, Ford's und Webster's Werke mancherlei Verwandtschaft zu Shakespeare's Dichtungen haben, so müsste sich diese entsprechend doch wohl auch im Charakter der Dichter zeigen. Von vielen Dramatikern jener Zeit sind uns umfangreiche Handschriftenproben bekannt, und leicht dürfte dieses Material zu erweitern und allgemein zugänglich zu machen

sein; dabei sollten aber auch die Handschriften späterer dramatischer Dichter berücksichtigt werden, die — wie Kleist, Büchner, Hebbel — zur Shakespeare'schen Schule gehören, oder die — den Spuren Ben Jonson's folgend — ihre Theorien und Principien, sowie ihre Kenntnisse durch Dramen in wirksamerer Anschaulichkeit an das Publikum bringen wollen. Weiteres Material für eine derartige indirekte Untersuchung dürften die Handschriften der Schauspieler jener Zeit bieten, wie solche ja vielfach u. a. in Henslowe's „Diary" erhalten sind. Und wenn man dann endlich die bei all diesen Untersuchungen gefundenen graphologischen Thatsachen vergleicht mit Bacon's und mit Shakespeare's Handschrift, so muss mit der lezteren z. B. die Handschrift Kleist's nicht nur aus dessen gesunden, sondern auch aus den kranken Jahren verglichen werden; auch sollten dann in den Handschriften anderer Dichter — wie Poe, Reuter, Scheffel — die Verschiedenheiten festgestellt werden zwischen den Schriftstücken aus gesunden, normalen und denen aus abnormen, durch den Alkohol-Genuss hervorgerufenen Zuständen. Die noch immer dauernde Aktualität des Shakespeare-Bacon-Problems böte jedenfalls eine günstige Gelegenheit, um dasselbe auch einmal in der oben skizzierten eingehenden Weise zu behandeln und dadurch das Interesse der Litteraturhistoriker zu erwecken für die grosse Bedeutung der Graphologie als Hilfswissenschaft der Historik. Dr. Johannes Luhmann.

Experimental-Graphologie.

Schreibgeschwindigkeit und Zeitmessung. Erst seit Prof. Preyer's graphologischer Thätigkeit beginnt eine zweck- und zielbewusstere Expérimental-Graphologie sich zu entwickeln. Wohl waren schon von Henze die Versuche des Schreibens mit aussergewöhnlichen Körperteilen — wie linke Hand, Fuss und Mund — angestellt worden. wohl hatten bereits u. a. Richet, Bridier, Lombroso und Marer die Phänomene des vermeintlichen sog. Persönlichkeitswechsels in der Hypnose, gemäss entsprechenden Suggestionen, zu eigenartigen Schreibversuchen benützt, aber erst seit Preyer's Vorgehen zeigen sich die Ansätze zu einer umfassenden Experimental-Graphologie, die also bestrebt ist, den Wert und die Bedeutung der zahlreichen beim Schreiben zusammenwirkenden gewöhnlichen und aussergewöhnlichen, seelischen und eigensowie fremdkörperlichen Faktoren zu bestimmen durch Feststellung ihres Einflusses auf die Handschrift mittelst entsprechender Variationen.

Unter diesen Experimenten hat besonders dasjenige des möglichst langsam und möglichst schnell Schreibens bereits zu manchen eigenartigen Ergebnissen bezüglich der sog. Spannweite der Charaktere und ihrer Differenzen geführt. Der Verschiedenheit in der möglichst schnell und möglichst langsam entstandenen Handschrift entspricht die Verschiedenheit zwischen dem völlig ungezwungenen Charakter uud dem äussersten Grade in der Selbsterziehung, in der Selbstbeherrschung, in der Aeusserungs-Unterdrückung von Erregungen. Die mit gewöhnlicher Schreibschnelligkeit entstandene Handschrift repräsentiert den graphischen Symptomenkomplex für die normalen Charakteräusserungen. Das Experiment des möglichst langsam und schnell Schreibens kann jedoch in der bisherigen Behandlung noch nicht zu den wertvollen und exacten Ergebnissen gelangen, welche nach Einführung einiger Modificationen und bei dann folgender Häufung der Versuche zu erwarten sind.

Vor allen Dingen wünschen wir die Einführung der Zeitmessung in Sekundenzeit bei allen Experimenten, obschon die Constanz in der Schreibgeschwindigkeit bei Herstellung einer derartigen Versuchs-Handschrift durchaus nicht so fest sein dürfte, wie man anzunehmen geneigt ist, wenn man aus der fixierten gesammten Schreibzeit ungefähre Berechnungen auf die Schreibzeit einzelner Worte oder gar Buchstaben macht. Sodann aber erscheint uns die Textverschiedenheit für eine Vergleichung derartiger Versuche äusserst erschwerend. Diesbezüglich empfehlen wir für alle Experimente, sofern sie nicht gerade den Einfluss des Schriftinhalts auf die Handschrift fixieren wollen, eine Einigung zur Verwendung des lateinischen und des sog. deutschen Alphabets erst in Minusceln, dann in Majusceln, und ferner eines einfachen Satzes, wie: »Die Graphologie ist eine werdende Wissenschaft.«

Was die Abstufungen in den Schnelligkeits-Graden unseres Experimentes anbelangt, so hat sich die folgende Anordnung am meisten bewährt:

I. Schreiben in der gewöhnlichen Schnelligkeit.
II. Schreiben mit verringerter Schnelligkeit.
III. Schreiben mit vergrösserter Schnelligkeit.
IV. Schreiben in dem äussersten Grade der Langsamkeit.
V. Schreiben in dem äussersten Grade der Schnelligkeit.

Unter Benützung dieser Anordnung, sowie unter Zugrundelegung des Textes »Die Graphologie ist eine werdende Wissenschaft« erzielte z. B. eines der ersten diesbezüglichen Experimente mit den fünf verschiedenen Personen A—E folgendes Ergebnis der Schreibgeschwindigkeit (Angabe der Zeit in Sekunden):

	A.	B.	C.	D.	E.
I.	21	24	48	57	58
II.	24	30	57	83	68
III.	15	20	33	45	49
IV	83	71	58	126	96
V.	12,5	13,5	26	28	30

Die Differenzen zwischen den fünf Schreibern in den verschiedenen fünf Geschwindigkeits-Graden mussten zum Teil zweifellos auf die grössere resp. geringere Schreibübung zurückzuführen sein: hierauf können wir noch nicht näher eingehen. Die Differenzen bei dem IV. und V. Versuche aber dürften wesentlich auch aus individuell-psychischen Verschiedenheiten derartig zu erklären sein, dass grosse Differenzen nur bei Personen vorkommen, die zwar viel Hinreissungsfähigkeit und Sensibilität, aber auch viel eigensinnige Zähigkeit und concentrationsfähige Ausdauer besitzen. Die grösste diesbezügliche Differenz, welche uns bekannt geworden ist, zeigt für den IV. Versuch die Zeit von 1980 Sekunden und für den V. Versuch die Zeit von 8 Sekunden. Als physiologische Begleiterscheinungen zu dem möglichst langsamen Schreiben beim IV. Versuche, wurde Folgendes beobachtet: „Nachdem ich den Satz geschrieben, war die Gesichtsfarbe leichenblass, der Blick starr. In der linken Hand hatte ich das Gefühl unzähliger Nadelstiche."

Es muss uns natürlich fern liegen, allgemeine Schlüsse aus den verhältnismässig wenigen Versuchen zu ziehen. Erlaubt aber dürfte es sein, einige Beobachtungen mitzuteilen, die auf Grund jener Versuche an den Veränderungen in den Handschriften gemacht wurden und möglicherweise zur Erklärung verschiedener graphologischer Zeichen führen könnten.

Mit zunehmender Langsamkeit gewann die Handschrift zunächst an Deutlichkeit und schliesslich auch an Schulmässigkeit; bei grosser Langsamkeit konnte die Ersetzung der selbständig in charakteristischer Weise umgestalteten Schriftzeichen durch die ursprüngliche schulmässige Form beobachtet werden. Mit der Deutlichkeit nahm auch stets die Genauigkeit zu; die Punkte und dergl. wurden immer sorgfältiger gesetzt, jedoch selten niedriger wie sonst. Die Hinzufügung von sonst üblichen Schleifen und Schnörkeln unterblieb vielfach. Beim Schreiben des betreffenden Satzes in ausserordentlicher Langsamkeit — von über 200 Sekunden an — trat wachsend Zitterschrift auf.

Mit zunehmender Schnelligkeit verlor die Handschrift stetig an Deutlichkeit, obwohl sie zumeist derartig grösser und weiter wurde, dass die gesamte Weglänge, welche die schreibende Hand beim Fixieren der einzelnen Buchstaben nach und nach zurücklegte, beim möglichst schnellen Schreiben oft ungefähr doppelt so gross war, wie beim möglichst langsamen Schreiben. Dieses zeigte sich bei einem oberflächlichen Vergleich schon an der verschiedenen Grösse und Weite der Schleifen im »g«, »h« usw. Gleichzeitig hiermit pflegte eine Zunahme der Rundungen, resp. eine Abnahme der Ecken, sowie eine grössere Bindung der Schriftzeichen aufzutreten. Letztere Eigentümlichkeit ging zuweilen sogar bis zur Verbindung mehrerer Worte, wie »isteinewerdende« für »ist eine werdende«. Jede Nichtverbindung zweier Schriftzeichen ist ja nur durch das Abheben des die Schreibbewegung fixierenden Mediums von der Schreibfläche möglich. Dieses Abheben und das spätere Wiederaufsetzen erfordert aber eine kurze Pause und damit einen Zeitverlust.

Eine kleine Handschriften-Probe mag das Gesagte einstweilen etwas veranschaulichen. Wir hoffen später in eingehenderer Weise und unter Vorführung umfangreicherer und charakteristischerer Proben über die Ergebnisse unseres Experimentes berichten zu können.

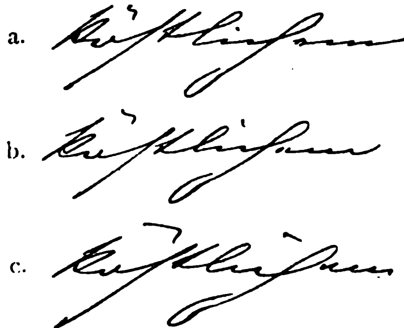


Fig. 1.

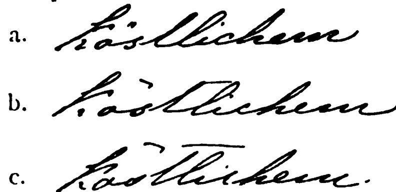


Fig. 2.

Fig. 1 zeigt das Wort »köstlichem« in drei Schnelligkeitsgraden und zwar in der gewöhnlich verwendeten deutschen Schrift; Fig. 2 bietet die entsprechenden Proben in der weniger benützten lateinischen Schrift. Fig. 1a und 2a repräsentieren das Schreiben mit verringerter Schnelligkeit; Fig. 1b und 2b sind Ergebnisse

des Schreibens in der gewöhnlichen Schnelligkeit; Fig. 1c und 2c illustrieren das Schreiben mit vergrösserter Schnelligkeit.

Zum Schlusse möchten wir noch eine Beobachtung verzeichnen, die vielleicht zur Erklärung führen kann, warum eine gebundene Schrift auf logische dialektische Verstandesfunction und eine ungebundene auf sog. Intuitivität, auf das eigenartige, von zumeist unbewussten, aber sehr ausgeprägten Gemütszuständen bestimmte Denken und Urteilen deutet, welches zu logischen und objectiven Begründungen-unfähig ist. Personen mit einer ungebundenen Handschrift zeigten sich nämlich verhältnismässig wenig befähigt, derartige Schreibgeschwindigkeitsdifferenzen zu producieren, wie es Personen mit einer gebundenen Handschrift möglich war und zwar war dieses besonders nach der Seite der zunehmenden Schnelligkeit zu beobachten, deren Endgrad eben die Verbindung der Schriftzeichen, ja der Worte, erfordert. Hierzu ist aber nur ein Mensch befähigt, in dessen Denken beim Schreiben durch die Vorstellung eines Wortes auch sofort die einzelnen Schriftbildvorstellungen in der gehörigen Reihenfolge unwillkürlich, unbewusst associiert werden als das natürliche Medium oder Gewand zur Aeusserung des Wortes: analog ist es bezüglich der Stellung des Wortes im Satze. Dem intuitiven Menschen ist aber die Sprache nur ein Notbehelf; sie kann ihm nie erschienen sein als natürliches Medium zum Ausdruck seiner Gemütszustände mit ihren instinctiven, sympathischen und antipathischen Erregungen. Seine Schriftbildvorstellungen führen sozusagen ein selbständiges Leben. Wenn der intuitive Mensch ein Wort denkt und es schreiben will, so muss er bewusst und nacheinander all die einzelnen zugehörigen Schriftbildvorstellungen denken. Infolge dieser notwendigerweise langsameren Art des Denkens ergeben sich leicht kurze Pausen in der Fixierung der Schreibbewegungen, die zu dem isolierten Nebeneinandersetzen der Schriftzeichen führen.

H. H. B.

Litteratur.

Weingart, Amtsgerichtsrat Dr. Albert, **Ueber das Untersuchen von Urkundenfälschungen.** (In: »Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik.« Herausgegeben von Dr. Hanns Gross. 1898. Seite 61—79.)

Im Laufe der letzten Jahre haben sich bekanntlich in Deutschland Stimmen erhoben, die eine Reform der bisherigen gerichtlichen Schriftexpertise auf Grund graphologischer Prinzipien und Erkenntnisse fordern. Mit grosser Freude ist es zu begrüssen, dass nunmehr auch in juristischen Kreisen diese Forderungen mehr und mehr als gerechtfertigt erkannt und in energischer Weise unterstützt werden. Mit grosser Entschiedenheit geht diesbezüglich das vom Landgerichtsrat Dr. Hanns Gross herausgegebene »Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik« vor. In dem uns vorliegenden Hefte veröffentlicht Dr. Weingart einen Aufsatz: »Ueber das Untersuchen von Urkundenfälschungen«, der eine erste systematische Darstellung dieses wichtigen und interessanten Gebietes enthält. Auf Grund einer vielseitigen Litteraturkenntnis behandelt Dr. Weingart die beiden Fragen: »Wie werden Urkundenfälschungen verübt?« und »Wie erkennt man, dass eine Urkunde gefälscht ist?« Im letzteren Kapitel wird natürlich auch die Prüfung der Handschrift eingehend besprochen; dabei sagt der Verfasser in bemerkenswerter Weise u. a.: »Unrichtig wäre es, zu glauben, dass hierzu etwa Schreiblehrer oder solche, die viel mit Schriften zu thun haben, Archivbeamte, schon ohne weiteres befähigt seien; es ist vielmehr langjähriges Studium des Charakters von Schriftzügen, sowie eine gewisse natürliche Begabung erforderlich.« Dr. Weingart ist also der Ansicht, dass die gerichtliche Schriftexpertise als selbständige wissenschaftliche Disciplin und nicht als identisch mit der Schreibtechnik zu betrachten und zu behandeln sei. Darin können wir ihm nur zustimmen. Etwas abweichender Ansicht sind wir jedoch teilweise bezüglich der Untersuchungsprincipien. Allerdings besagt die Aehnlichkeit oder Gleichheit einiger Eigentümlichkeiten nichts für die Urheberschafts-Identität zweier Schriftstücke. Trotzdem ist diese nur auf Grund von Einzelheiten zu beweisen, wenngleich der Sachverständige zunächst durch den »Gesamteindruck«, welchen die Schriftstücke auf ihn machen, zu der Ansicht gekommen sein mag, dass Urheberschafts-Identität vorliegt. Diesbezüglich möchten wir immer wieder darauf hinweisen, dass in der gerichtlichen Schriftexpertise Identitäts-Beweise über die Urheberschaft von Schriftstücken in einer völlig analogen Weise erbracht werden müssen und können, wie in anderen Gebieten. Man denke nur an die Archäologie oder an die moderne Kunsthistorik, welche sich so erfolgreich der von Morelli (Jwan Lermoliew) mit naturwissenschaftlicher Exactheit entwickelten Methode bedienen. Wir hoffen hierauf, sowie auf die Wertlosigkeit, ja auf die Gefährlichkeit des »Gesamteindrucks«, als Beweismittel, später näher zu sprechen zu kommen. Einstweilen empfehlen wir den Aufsatz Dr. Weingart's und überhaupt das Dr. Gross'sche »Archiv« denen zur Lektüre, die sich für die notwendige Reform und Erweiterung der gerichtlichen Schrift-Expertise zur wissenschaftlichen Gerichtsgraphologie interessieren. Wie wir hören, wird das »Archiv« baldigst weitere einschlägige Publikationen bringen.

Teut.

Zur gefl. Notiznahme.

Nr. 2 der „Graphologischen Monats-Hefte" erscheint am 15. Februar.

Redaktionelle Sendungen (Aufsätze, Mitteilungen, Recensenda) sind zu richten nach München, Neureuther-Str. 3.

Für die Redaktion verantwortlich: Hans H. Busse, München.
Druck und Papier von Gebrüder Haerll, München.

Handschrift, Körpergrösse und Körperfülle. III.*)

Von

Paul Wächtler,

Höchst a. M.

Unter Berücksichtigung der Schriftlage, der Strichbreite und der eckigen oder runden Form einerseits und der Teilung der Basis-Buchstaben im Verhältnis zu ihrer Höhe (th : h) andrerseits fand ich bekanntlich**) auf rein empirischem Weg, dass die verschiedenen Abstufungen dieser Handschrifteneigenheiten in bestimmten Kombinationen auftreten, je nach der körperlichen Grösse der Schreiber. Die 54 möglichen Kombinationen hatte ich damals in einer Tabelle zusammengestellt. Die Feststellung der jeweils vorliegenden Kombinationen setzt jedoch eine sehr strenge Objektivität und ständige Übung voraus.

Von verschiedenen Seiten sind die Angaben meiner Tabelle nachgeprüft worden und haben bis zu 90°/₀ eine richtige Bestimmung der Körpergrösse ergeben. Eine darauffolgende sachliche Kritik***) zeigte, dass meine Methode scharf gegliedert, von Wert, aber nicht allgemein anwendbar sei. Diese Kritik befasste sich aber leider nur mit der Methode selbst, ohne meine darangeknüpften Behauptungen zu berühren. — Und was behauptete ich bei Veröffentlichung meiner Methode? Was wollte ich damit beweisen?

Ich sagte:†) „Aus meiner Tabelle lässt sich mit absoluter Sicherheit nachweisen, wie die natürliche Handschrift des Schreibers aussehen muss, dessen entstellte Schrift zur Prüfung vorliegt." Zur Begründung diene folgendes:

Das Verhältnis der Höhe eines Buchstabens zu dem Zwischenraum seiner Grundstriche (h : th) bildet die rhythmische Schriftbewegung. Alle Buchstaben stehen zu einander in ihren Haupt-, Neben- und Übergangsrichtungen und in ihrer Gesamt-Ausführung in einem ganz bestimmten Verhältnis. Durch gewisse Einflüsse erleidet dasselbe eine Veränderung und zwar auf Kosten der Nebenerscheinungen, während der Grundtypus in seiner rhythmischen Form unverändert bleibt. Je nachdem nun die Schrift z. B. bei Veränderung der Schriftlage eine andere Form annimmt — sie wird enger oder weiter —, ist die Teilung eine geringere oder grössere und die Verschiebung der fixierten Schriftmassen ergibt eine andere Modifikation, deren Ursache nur die veränderte Schriftlage sein kann. Da nun diese Modifikation die Körpergrösse nicht beeinflussen kann, so muss notgedrungen das neufixierte Bild dieselbe Körpergrösse ebenfalls repräsentieren. Mit leichter Mühe kann man sich dieses Vorganges durch die Veränderung der Schriftlage in der eigenen Handschrift vergewissern.

---

*) Wenn uns auch die charakterologische Terminologie und Kombinationsweise des Verfassers leider teilweise unverständlich geblieben ist, so glaubten wir doch, diese Ausführungen wegen verschiedener wichtiger Aufschlüsse, welche dieselben zumal hinsichtlich der Handschriftenkunde bieten, unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Wir fügen den Wunsch hinzu, dass Diskussionen die Sache klären möchten. *Die Redaction.*

**) Vergl. *Berichte der Dtsch. grapholog. Gesellschaft.* I. Jahrg. 1897. S. 70 u. ff.

***) Vergl. Hans H. Busse, *Zur Kritik der Wächtler'schen Körpergrössen-Bestimmung aus der Handschrift.* (In: „Berichte der Dtsch. graphol. Gesellschaft.") 1897. Seite 117—124.

†) Vgl. a. a. O. S. 79.

Später beobachtete ich, rein empirisch, die Veränderlichkeit der Ober- und Unterlängen von Schriftzeichen.*) Durch Drehung der Schrift um ihren Mittelpunkt in der Basis (Veränderung der Schriftlage) und durch Drehung der Schrift innerhalb eines gewissen Zwischenraumes (projektive Veränderung)

I. Stärkegrade der Lustbestrebungen.

Lage	Constanz der Schriftlage	Zeilenrichtung aufsteigend			Zeilenrichtung wagrecht			Zeilenrichtung absteigend		
		Basis			Basis			Basis		
		stark gewellt	leicht gewellt	gerade	stark gewellt	leicht gewellt	gerade	stark gewellt	leicht gewellt	gerade
bis 40°	sehr unbeständig	4	5	6	5	6	7	6	7	8
	nahezu beständig	5	6	7	6	7	8	7	8	9
	sehr beständig	6	7	8	7	8	9	8	9	10
40—65°	sehr unbeständig	5	6	7	6	7	8	7	8	9
	nahezu beständig	6	7	8	7	8	9	8	9	10
	sehr beständig	7	8	9	8	9	10	9	10	11
65—90°	sehr unbeständig	6	7	8	7	8	9	8	9	10
	nahezu beständig	7	8	9	8	9	10	9	10	11
	sehr beständig	8	9	10	9	10	11	10	11	12

Bedeutung der eingesetzten Zahlen:

1. Starke Lustbestrebungen	Lustbestrebungen überstark	4
	„ stark	5
	„ ziemlich stark	6
2. Mässig starke Lustbestrebungen	„ mehr als mässig stark	7
	„ mässig starke	8
	„ ziemlich mässig stark	9
3. Schwache Lustbestrebungen	„ ziemlich schwach	10
	„ schwach	11
	„ fehlen	12

zeigte ich auf zeichnerische Manier, dass meine frühere Behauptung hinsichtlich des Schrift-Rhythmus richtig war und dass das äusserliche, rein technische Messen der Variationen über und unter der Basis zum Zwecke gerichts-graphologischer Analysen nicht hinreichend ist.

Durch Kombinierungen all jener Handschriften-Eigenheiten versuchte ich sodann ein neues noch genaueres Schema zur direkten Bestimmung der Körpergrösse und Körperstärke zu konstruieren; dieser Versuch schlug jedoch fehl Darauf begann ich charakterologisch, d. h. indirekt vorzugehen, wobei ich mich auch von dem früher dargelegten Grundgedanken leiten liess, dass ein und dieselbe Eigenschaft aus der Zusammensetzung von verschiedenen Stufen mehrerer Handschriften-Eigenheits-Reihen zu diagnosticieren ist.

*) Vergl. „Berichte" 1898, S. 18 ff.

Zunächst stellte ich sieben Tabellen auf zur Bestimmung der wichtigsten Eigentümlichkeiten des individuellen Seelenlebens, nämlich der Stärkegrade der Lust-Bestrebungen, der Grade der Gefühls-Stärke, des Verhältnisses von Gefühls- und Verstandes-Leben, der Höhe in der Entwicklung des Denk-Lebens, der Stärke-Grade der geistigen Thätigkeit, der Stärke-Grade der Willens-Äusserungen, der Stärke-Grade der Willenskraft. Die Aufstellung dieser Tabellen dürfte übrigens auch einen selbständigen Wert haben, insofern hierdurch die Zusammensetzung der einzelnen graphologischen Zeichen und das stete Ineinandergreifen der verschiedenen seelischen Thätigkeiten in übersichtlicher Weise zum erstenmale anschaulich vor Augen tritt.

Nach Aufstellung dieser sieben Tabellen, welche ich unter I—VII (vergl. S. 22—25) wiedergebe, machte ich mich an charakterologisch-physiognomische Beobachtungen und Betrachtungen darüber, mit welchen Kombinationen der Stärke-Grade oben erwähnter seelischer Eigenschaften sich die einzelnen Grade der Körpergrösse und der Körperfülle zu vereinigen pflegen. Die so gewonnenen Erkenntnisse habe ich in den Tabellen VIII und IX übersichtlich zusammengestellt.

Ich lege hiermit die neun Tabellen selbst vor und hoffe, dass durch ihre Benützung auch andere Graphologen zu solch treffenden praktischen Ergebnissen gelangen mögen, wie ich sie bereits erzielen konnte.

II. Grade der Gefühls-Stärke.

Die Grade der Gefühlsstärke ergeben sich aus der verschiedenartigen Kombinierung von Gliedern der folgenden sechs je dreigliedrigen Eigenschafts-Reihen:

Unthätigkeit	Mässige Thätigkeit	Thätigkeit
Anpassungsvermögen	Mässige Umgänglichkeit	Unzugänglichkeit
Altruismus	Mässiges Wohlwollen	Egoismus
Unbildung	Durchschnittsbildung	Grosse Bildung
Geschmacklosigkeit	Durchschnittsgeschmack	Grosser Geschmack
Sinnlichkeit	Mässige Sinnlichkeit	Unsinnlichkeit.

Den ersten, links stehenden Gliedern wird der Wert „1" unterlegt, den mittleren Gliedern der Wert „2", den letzten, rechts stehenden Gliedern der Wert „3". Durch Summierung der einzelnen Zahlenwerte für die jeweils in Betracht kommenden Eigenschaften ergeben sich die Zahlen 6—18; hiervon bedeuten: 6—9 grosse Gefühlsstärke, 10—14 mässig grosse Gefühlsstärke, 15—18 geringe Gefühlsstärke.

III. Verhältnis von Gefühls- und Verstandes-Leben.

Combination der Stärkegrade der Lustbestrebungen mit denen der Gefühlsstärke.

	Starke Lustbestrebungen	Mässig starke Lustbestrebungen	Schwache Lustbestrebungen
Grosse Gefühlsstärke	Starkes Überwiegen des Gefühlslebens	Überwiegen des Gefühlslebens	Ebenmass
Mässige Gefühlsstärke	Überwiegen des Gefühlslebens	Ebenmass	Überwiegen des Verstandeslebens
Geringe Gefühlsstärke	Ebenmass	Überwiegen des Verstandeslebens	Starkes Überwiegen des Verstandeslebens

IV. Höhe der Entwicklung des Denk-Lebens.

Die Höhe der Entwicklung des Denklebens ergibt sich aus der verschiedenartigen Kombinierung von Gliedern der folgenden acht je dreigliedrigen Eigenschafts-Reihen:

Geistige Interessen	Geistige und praktische Interessen	Praktische Interessen
Unruhe	Beweglichkeit	Ruhe
Völlige Ungezwungenheit	Ungezwungenheit	Gezwungenheit
Oberflächlichkeit	Durchschnitts-Ordnung	Pedanterie
Intuition	Ebenmass	Deduction
Unklarheit	Ziemliche Klarheit	Völlige Klarheit
Phantasie	Ziemliche Nüchternheit	Überlegung
Verschwendung	Sparsamkeit	Geiz.

Den ersten, links stehenden Gliedern wird der Wert „1" unterlegt, den mittleren Gliedern der Wert „2", den letzten, rechts stehenden Gliedern der Wert „3". Durch die Summierung der einzelnen Zahlenwerte für die jeweils in Betracht kommenden Eigenschaften ergeben sich die Zahlen 8—14; hiervon bedeuten: 8—12 hoch entwickeltes Denkleben, 13—19 mässig entwickeltes Denkleben, 20—24 niedrig entwickeltes Denkleben.

V. Stärke-Grade der geistigen Thätigkeit.

Combination der Stärkegrade der Lustbestrebungen mit den Graden in der Entwicklung des Denklebens.

	Starke Lustbestrebungen	Mässig starke Lustbestrebungen	Schwache Lustbestrebungen
Hoch entwickeltes Denkleben	Sehr grosse geistige Thätigkeit	Grosse geistige Thätigkeit	Mässige geistige Thätigkeit
Mässig entwickeltes Denkleben	Grosse geistige Thätigkeit	Mässige geistige Thätigkeit	Geringe geistige Thätigkeit
Niedrig entwickeltes Denkleben	Mässige geistige Thätigkeit	Geringe geistige Thätigkeit	Keine geistige Thätigkeit

VI. Stärke-Grade der Willens-Aeusserungen.

		Grosse Schrift			normale Schrift			kleine Schrift		
		Basis-Buchstaben			Basis-Buchstaben			Basis-Buchstaben		
		hoch	normal	niedrig	hoch	normal	niedrig	hoch	normal	niedrig
Grosse Strichbreite	eckig	4	5	6	5	6	7	6	7	8
	normal	5	6	7	6	7	8	7	8	9
	rund	6	7	8	7	8	9	8	9	10
Mässige Strichbreite	eckig	5	6	7	6	7	8	7	8	9
	normal	6	7	8	7	8	9	8	9	10
	rund	7	8	9	8	9	10	9	10	11
Geringe Strichbreite	eckig	6	7	8	7	8	9	8	9	10
	normal	7	8	9	8	9	10	9	10	11
	rund	8	9	10	9	10	11	10	11	12

Bedeutung der eingesetzten Zahlen:

1. Starke Willensäusserung . . .	Willensäusserung	sehr stark	: 4
	„	stark	: 5
	„	ziemlich stark . . .	: 6
2. Mässig starke Willensäusserung	„	mehr als mässig stark	: 7
	„	mässig stark	: 8
	„	ziemlich mässig stark	: 9
3. Schwache Willensäusserung .	„	ziemlich schwach . .	: 10
	„	schwach	: 11
	„	fehlt	: 12

VII. Stärke-Grade der Willenskraft.

Combination der Stärke-Grade der Luststrebungen mit denen d. Willens-Äusserungen.

	Starke Lustbestrebungen	Mässig starke Lustbestrebungen	Schwache Lustbestrebungen
Starke Willens-Aeusserung	Sehr starke Willenskraft	Starke Willenskraft	Mässigstarke Willenskraft
Mässigstarke Willens-Aeusserung	Starke Willenskraft	Mässigstarke Willenskraft	Schwache Willenskraft
Schwache Willens-Aeusserung	Mässigstarke Willenskraft	Schwache Willenskraft	Keine Willenskraft

VIII. Bestimmung der Körpergrösse.

	Ueberwiegen des Verstandes-Lebens			Ebenmaass			Ueberwiegen des Gefühls-Lebens		
	Geistige Thätigkeit			Geistige Thätigkeit			Geistige Thätigkeit		
	gross	mässig	gering	gross	mässig	gering	gross	mässig	gering
Starke Willenskraft	2	3	1	1	2	3	3	1	2
Mässig starke Willenskraft	3	2	1	2	1	3	1	3	2
Schwache Willenskraft	2	3	1	3	2	3	3	1	2

1 = grosse Statur; 2 = mittelgrosse Statur; 3 = kleine Statur.

IX. Bestimmung der Körperfülle.

	Ueberwiegen des Verstandes-Lebens	Ebenmaass	Ueberwiegung des Gefühls-Lebens
Starke Willenkraft	3	1	2
Mässigstarke Willenskraft	1	2	3
Schwache Willenskraft	2	3	1

1 = grosse Körperfülle; 2 = mässige Körperfülle; 3 = geringe Körperfülle.



Graphisch fixierte Ausdrucks-Bewegungen.

Einwirkungen verschiedener Affekte auf die Handschrift. Freude, Kummer, Zorn. Pathologisches.

(Schluss.)

Von

Dr. med. Georg Meyer,

Berlin.

Da das Prinzip, nach dem wir verfahren, nun klar sein wird, können wir uns im folgenden kürzer fassen.

Beeinflussung der Handschrift durch zornig-gereizte Stimmung. Allgemeine motorische Eigenheiten: a) Bewegungsdrang, b) Ataxie, c) eine gewisse Gewaltsamkeit der Bewegungen.

a) Der Bewegungsdrang führt wie oben zur Vergrösserung der Schriftzeichen.

b) Die Unsicherheit der willkürlichen Bewegungen hat Unregelmässigkeit der Schrift zur Folge und zwar erstreckt sich diese auf sämtliche Schriftelemente.

1. Schriftlage: Die Schwankungen um den mittleren Neigungswinkel herum werden grösser.

2. Grösse der Buchstaben: Diese, besonders deren Höhe, wechselt ausserordentlich.

3. Zeilenrichtung: Diese schwankt auf und nieder.

4. Druckstriche: Die Breite wechselt.

5. Die Striche selber nehmen ataktische und Zitterformen an.

c) Die Bewegungen werden mit gesteigerter Kraft ausgeführt, dabei besteht eine Neigung zu abwärts gerichteten Bewegungen, man haut förmlich

Fig. 5a. — In behaglicher Stimmung geschrieben.

Fig. 5b. — Gereizte Stimmung infolge äusseren Anlasses.

mit der Feder auf das Papier. Dadurch werden die Druckstriche breiter und es kommen event Formen zustande, die eine entfernte Ähnlichkeit mit Säbeln, Dolchen und dergl besitzen.

Alle Eigenheiten finden wir in den hierher gehörigen Fig. 5 und 6 ausgeprägt. In beiden Fällen war die Stimmung durch eine äussere Veranlassung hervorgerufen worden, bei 6 wurde sie zwecks Erzielung besserer Resultate noch künstlich verschärft. In beiden Fällen hat der Inhalt des Geschriebenen auf den äusseren Anlass Bezug. In 5 fehlt die Vergrösserung der Schrift, in 6 die Verbreiterung der Grundstriche. Beides erklärt sich durch die äusseren Schreibumstände; 5 wurde auf kleinerem Format, 6 mit härterer Feder geschrieben.

Fig. 6a. — Gewöhnliche Verfassung.

Fig. 6b. - Zornig gereizte Erregung.

Die Einwirkungen der depressiven Gemütsstimmung auf die Handschrift sind im allgemeinen denen der freudigen Erregung entgegengesetzt. Die Schrift wird kleiner, die Zeile sinkt abwärts, es wird mit geringerem Druck und geringerer Geschwindigkeit geschrieben. Naturgemäss ist hier das Schriftmaterial ein weniger umfangreiches. Fig. 7 stammt von einer Dame, welche sich

Fig. 7a. — Jetzige Schrift.

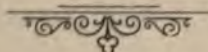
etwa vor 2 Jahren in einem depressiven Zustand befand, den man in anbetracht seiner Intensität, seiner langen Dauer und wegen des Fehlens hinreichender äusserer Gründe als hart an das Pathologische grenzend bezeichnen konnte. Fig. 7b

Fig. 7b. — Schrift vor 2 Jahren; depressiver Zustand.

stammt aus dieser Zeit. Seitdem hat sich der Zustand allmählich ganz wesentlich gebessert und jetzt schreibt die betr. Dame dauernd wie in 7a. Der Unterschied

ist ein ziemlich beträchtlicher. Die Schriftzeichen sind grösser geworden, die Schleifen weiter, die Endstriche länger (z. B. in *der*), die Formen sind weniger zitterig, weil schneller geschrieben. Während die Zeile früher dauernd stark abwärts sank (noch mehr trat dies hervor beim Schreiben mit geschlossenen Augen), verläuft sie jetzt horizontal mit einer geringen Neigung zum Ansteigen. Inbetreff Erklärung des Zustandekommens der sinkenden Zeile verweise ich wiederum auf den bereits zitierten Aufsatz, ich mache eine Tendenz zur Adduktion dafür verantwortlich.

Sämtliche von uns besprochenen handschriftlichen Eigenheiten waren Stimmungseigenheiten, welche verschwinden, sobald der sie bedingende Affekt abgeklungen ist. Einer späteren Untersuchung mag es vorbehalten bleiben, zu untersuchen, inwieweit man berechtigt ist, aus dem dauernden Vorkommen solcher Eigenheiten in der Handschrift eines Menschen auf vorhandene, entsprechende Charaktereigenschaften zu schliessen.



Zur Menschenkunde. II.

Von

Ludwig Klages.

Erläuterungen. Alles was wir vom Menschen unmittelbar beobachten können, sind Zustände entweder seines eigenen oder solcher Körper, welche der Einwirkung menschlicher Kräfte unterlagen. Wenn in diesen Zuständen nicht eine gewisse Gleichförmigkeit obwalten würde, könnten wir keinen Begriff von Seele und Charakter haben. Die Berechtigung solcher Begriffe kann nicht bestritten werden; nur sollten wir bei ihrer Verwendung Acht haben auf die gefährliche Neigung unseres Geistes, abstrakte Merkmale, durch die wir eine Thatsachenreihe zusammenfassen, für etwas selbständig und gleichsam dinglich Vorhandenes zu nehmen. Dass im Ablauf eines Menschenlebens gewisse Verhaltungen der Art nach (Inhalt) sich stets zu wiederholen, dem Grade nach (Form) diesseits in einer gewissen Grenze zu bleiben pflegen, dies und gar nichts weiter ist gemeint, wenn wir von jemandes »Charakter« sprechen.

Die Psychologie der Zukunft wird vielleicht das Wort »Seele« ganz entbehren können. Jemand hat einen anderen Charakter das heisst in erster Linie: er hat einen anderen Körper.

Dass dieselben Krankheiten unter wesentlich verschiedenen Symptomen ablaufen in Menschen von sehr verschiedenen Charakteren — dass solche, die von einer tiefen Leidenschaft durchdrungen sind, weit mehr zu leisten vermögen, als Nüchterne — dass religiös hypnotisierte Fakire physiologische Wunderthaten verrichten — dies und viele andere heute unverständliche Seelenthatsachen wird man erst begreifen lernen, wenn man den ganzen Leib als Seele und die Seele vorwiegend als Unterbewusstsein, Trieb, Leidenschaftsmöglichkeit betrachtet. Eine Leidenschaftsanlage ist zugleich eine Anlage des Körpers; bei jeder Leidenschaftsbethätigung findet eine physiologische und physiognomische Veränderung des Körpers statt.

Es ist ein Irrtum zu meinen, dass alle Kräfte im Menschen sich gleichzeitig und einander parallel entfalteten. Erst auf dem Boden schon schwächerer Lebenskraft sehen wir die höchste Geistigkeit gedeihen. Schöpferische Charaktere (Genies) waren meistens fortpflanzungsuntüchtig. Oft hinterliessen sie kränkliche Kinder, die in geistiger Hinsicht kaum den Durchschnitt erreichten.

Von Affekten und Gemütszuständen. Ein Affekt ist um so stärker je dunkler und unbestimmter die afficierende Vorstellung. Dies ist vielleicht der tiefste Grund des Antagonismus von Leidenschaft und Erkenntnis.

Niemals kennen wir jemanden schlechter, als zur Zeit, wo wir ihn lieben.

Was gerade der Deutsche meint, wenn er das »Gemüt« im andern ehrt — jene sonderbare Art von Treue, die schon zu Zeiten einen Hund veranlasst haben soll, keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen, nachdem sein Brotherr gestorben war — ist der Hauptsache nach Gewohnheit. »Gemütsmenschen« sind durchweg von einem starken Hange zur Bequemlichkeit und Thäter grossen Stils haben noch nie »Gemüt« gezeigt.

Dem gröberen Fehlschluss, dass der Erfolg Meisterschaft beweise, ist der feinere verwandt: Grösse der That sei unbedingt ein Anzeichen für Grösse des Motivs. Weitaus die meisten Handlungen und darunter viele der bedeutendsten geschehen aus kleinen, allmählichen und vielfältigen Anlässen.

Scham ist Furcht vor der Preisgebung, befindet sich also ohne Frage unter denjenigen Affekten, welche das Volk »egoistische« nennt.

In den Systemen der meisten Philosophen und aller Religionsstifter begegnet man dem Gedanken, der Mensch sei befähigt, seiner Leidenschaften Herr zu werden. Dies setzt voraus, dass in ihm ausser den Leidenschaften noch etwas anderes sei — irgend eine Kraft höherer Art und Herkunft. Eine solche aber hat bisher nicht aufgezeigt werden können. Nie noch lebte ein Weiser nach seiner Weisheit, sondern seine Weisheit war im besten Fall der philosophische Ausdruck seines Lebens. Was man Selbstbeherrschung nennt, ist immer nur eine besondere Form des augenblicklichen Uebergewichts einer einzigen Leidenschaft. Eine Beherrschung der Leidenschaften überhaupt gibt es ebensowenig, wie es einen freien Willen gibt.

Das sog. abstracte Denken ist die innerlichste Form des Affektlebens, d. h. diejenige, welche von einer Umsetzung in sichtbare Bewegungen des Körpers am weitesten entfernt bleibt. Nichtsdestoweniger wird auch sie von Bewegungen begleitet, die sich aber der gröberen Wahrnehmung entziehen.

Ehe eine Theorie der Affekte — ehe eine Menschenkunde im Grossen erblühen könnte, müsste die Philosophen verlernt haben, sich der Eitelkeit, der Selbstsucht, des Neides, der Bosheit, der Todesfurcht und der Vergesslichkeit zu schämen.

Über Sympathie. Nicht seine Grösse pflegt uns jemanden sympathisch zu machen, sondern dies: dass wir durch ihn grösser werden. — Diese wohl den meisten zu schroff oder ganz fragwürdig erscheinende Behauptung mag als der führende Gedanke zu einer kurzen Betrachtung Anlass geben über Natur und Entstehungsgeschichte jener schwer definierbaren Gemütsbewegungen, welche uns oft nach wenigen Sekunden der Bekanntschaft einen Menschen als uns sympathisch oder antipathisch zu empfinden zwingen.

Wir müssen zunächst eine Thatsache des Seelenlebens in Erinnerung bringen, welche zu wissen auch abgesehen von unserer besonderen Frage für den Charakterologen wichtig ist. Ein jeder (und ganz besonders der Graphologe)

hat gar häufig Gelegenheit wahrzunehmen, dass der Charakter eines Menschen von solchen, welche ihn alle sehr gut zu kennen glauben, sehr verschieden geschildert wird. Die übliche Auffassung sucht die Ursache für diese Urteilsverschiedenheit ausschliesslich in den Beurteilern. In Wahrheit entfällt ein mindestens gleich grosser Anteil auf den, welcher beurteilt wird. Jede Gegenwart eines Mitmenschen wirkt auf den Charakter eines Menschen spezifisch verändernd ein. Ein und derselbe Charakter ist thatsächlich ein anderer je nach dem Zuschauer, dem er sich gegenüberbefindet Mit wie viel Menschen einer in Berührung zu kommen pflegt, über ebenso viel verschiedene Physiognomien verfügt seine Seele. -- Wir wollen uns an Beispielen verständlich machen. Die Art und Weise, wie man auf ein und dieselbe Frage Antwort gibt, hängt ganz wesentlich von demjenigen ab, welcher die Frage stellt. Ein und denselben Vorgang erzählen wir diesem Zuhörer nicht mit genau den nämlichen Worten als jenem. Wer sich schärfer beobachtet, wird bemerken, dass sein Gesamtverhalten den verschiedenen Menschen gegenüber dauernd verschiedene Gleichförmigkeiten zeigt. Hier ist aber nicht von bewusstem Schauspielertum die Rede. Es handelt sich vielmehr um Veränderungen des Wesens, welche sich in den unwillkürlichsten Tiefen des Gemütes und mit so gebieterischer Kraft vollziehen, dass, wenn wir uns ihrer bewusst werden, der Wille doch völlig unfähig bleibt, sie zu verhindern. Damit hängt es unter anderem zusammen, dass sehr sensible Naturen, die sich selbst nicht leicht aus dem Bewusstsein kommen, in Gesellschaft mehrer Personen, deren jede einzeln ihnen genehm sein mag, oft die innere Haltung verlieren. Ihr Wesen sucht sich unaufhörlich einem jeden anzupassen. Jndem es unter den sich kreuzenden Nötigungen einen mittleren Zustand erreichen will, welcher allen zugleich Genüge thut, gerät es leicht völlig »ausser Fassung« oder nimmt seinen Notausgang zu steinerner Verschlossenheit. Es ist kein Zweifel, dass sogar die Erfindung gewisser gesellschaftlicher Ceremonien darin ihren Grund hat. Auch die unerhörte Angst, welche manche befällt, wenn sie vor einer grossen Gesellschaft aussprechen sollen, was sie in Gegenwart einiger wenigen Menschen unbefangen äussern würden, kann vollständig nur erklärt werden unter Beachtung der von uns dargelegten Gemütsthatsache. Doch genug der Beispiele und Folgerungen.

Für uns kommt vor allem in Betracht, dass gewisse Arten dieser der Willkür entrückten Selbstverwandlungen Gefühle der Lust oder Unlust nach sich ziehen. Das uns durch die blosse Wesenserscheinung eines Menschen ohne seine Absicht aufgezwungene Verhalten kann uns mit Freude, Missvergnügen oder heftigem Widerwillen erfüllen. Im allgemeinen hegt man die Annahme, dass erst die Auffassung schätzenswerter oder abscheulicher Charakterzüge die Art und den Grad unserer Neigung zu einem Menschen bestimme. Aber das ist sicherlich unrichtig. Gerade in den Fällen unmittelbarer und intensiver Zu- oder Abneigung ist der davon Ergriffene durchweg ausserstande, über die Gründe seines Gefühles Rechenschaft abzulegen. Wenn aber eine Begründung versucht wird, darf man gewiss sein, dass sie den Charakter einer Selbstrechtfertigung nach Massgabe einer bestehenden Sittenlehre trägt. Irgend eine Eigenschaft, an welche die Ueberlieferung mit besonderem Nachdruck ihr Prädikat »gut« oder »böse« hängt, muss herhalten, um den rätselhaften Ursprung starker Liebe oder plötzlichen Hasses zu erklären. In Wahrheit ist die natürliche Wahlverwandschaft der Gemüter niemals weder durch moralische Übereinstimmung hervorgebracht noch durch die stärksten

Gegensätze im sittlichen Verhalten verhindert oder aufgehoben worden. Aber dies nur nebenbei. — Wir müssen die volkstümliche Meinung gerade umkehren, um das Richtige zu treffen: nicht die abschätzende Auffassung gewisser Charakterzüge des andern, sondern eine unmittelbar in uns selbst vorgehende Veränderung ist Anlass und Ursache unserer Neigungen. Erst indem die letzteren sich über ihre eigene Natur aufklären wollen, konstruieren sie (und zwar meist unrichtig) das Wesen des anderen. Zwar knüpft auch die Selbstveränderung notgedrungen an gewisse Wahrnehmungen. Diese Zwischenvorgänge aber bleiben mehr oder minder im Unbewusstsein. Das primäre und wesentliche Ergebnis ist die Freude bezw. das Missvergnügen über eine Umwandlung, die wir selbst erfahren. — Es lassen sich nun drei Hauptgruppen solcher Umwandlungen herausheben, denen die drei Werturteile der Sympathie, der Antipathie und der Indifferenz entsprechen.

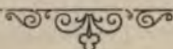
Der Einklang der Gemüter wird von jedem einzelnen als eine innere Bereicherung und Vermehrung empfunden. Je nach den einem Charakter geläufigen Vorstellungen und Gedankengängen wird sich diese Bereicherung auf sehr verschiedene Dinge beziehen. Receptive Naturen werden ein gesteigertes Gefühl des Glücklich-Seins und eine allgemein erhöhte Auffassungsgabe, produktive Charaktere einen Zuwachs an Ideen und Combinationen gewinnen. Der Künstler wird unter der Gewalt sympathischer Erregung vielleicht ein neues Werk ersinnen, der Forscher für ein lange vergeblich durchdachtes Problem plötzlich die Lösung finden. Allein schon die stumme Gegenwart gewisser Personen genügt, um ein zuvor nicht vermutetes Leben der Seele erblühen zu lassen. Und diese Personen sind es, welche man als tief sympathisch bezeichnet. Der Ausdruck »innere Bereicherung« ist für den fraglichen Thatbestand fast noch zu schwach. Wachstum und Entfaltung nicht weniger Charaktere — nämlich aller tuistischen — hängt ausschliesslich davon ab, ob sie in den entscheidenden Jahren solchen man möchte sagen auslösenden Gemütern begegnen. Ja, wenn man sieht, wie zumal manche Frauencharaktere sich gleichsam aus dem Nichts zu den höchsten Gipfeln leidenschaftlicher und geistiger Kraft erheben, um hernach kraftlos in dasselbe Nichts zurückzusinken, so möchte man zweifeln, ob alles dies schon in verborgener Weise angelegt war, und dem Gedanken an wirkliche Uebertragungen und sozusagen seelische Befruchtungen Raum geben. — Man könnte es für einen Einwand halten, dass gleich starke und tiefe Umwälzungen zuweilen auch von unbelebten Gegenständen z. B. einem Kunstwerk, einer Landschaft, dem Duft einer Blume etc. ausgehen. Dies beweist jedoch nur, dass menschliche Sympathie weit über den Rahmen des Menschlichen, ja des Lebendigen hinausreicht. In diesem Punkte freilich ist die heutige Seelenkunde arm und beschränkt. (Doch davon bei anderer Gelegenheit einmal!)

Auf der andern Seite reicht die blosse Anwesenheit gewisser Menschen hin, uns in einen inneren Verteidigungszustand zu versetzen. Ohne dass man uns sei es mit Worten, sei es auch nur mit Mienen angegriffen hätte, sind wir aus uns selber unbekannten Gründen gezwungen, uns zu verschliessen und kampfbereit zu machen. Auch hier gilt das oben erörterte Prinzip, dass wir in dieser Selbstverwandlung den primären und wesentlichen Grund unserer Antipathie gegen den unabsichtlichen Urheber derselben zu erblicken haben. Da nun auf robuste und kampflustige Charaktere Gemütsbewegungen dieser Art

(namentlich nach Zeiten zu langer innerer Ruhe) wie starke Aufrüttelungen und Anspornungen wirken und insofern möglicherweise ebenfalls verstopfte Kraftquellen wieder zum Fliessen bringen können, so werden antipathische Erregungen nicht immer und unbedingt als unangenehm empfunden. Aber dies ist keine innere Bereicherung; dies ist nur ein Zusammensuchen und ins Licht Rücken von Wesensseiten und Fähigkeiten, deren man auch sonst, bei genügender Achtsamkeit sich bewusst war. Demgemäss sieht denn auch der kräftigste Charakter, wenn er längere Zeit hindurch einer ihm überwiegend antipathischen Umwelt gegenübersteht, die anfangs stärkende Stimmung in jene andere übergehen, die zarteren Naturen sofort mit der antipathischen Erregung sich verbindet: in das Gefühl der Wesensminderung bis zur vollkommenen Lähmung. Und dies ist das nur durch Nebenwirkungen getrübte eigentlich Charakteristische: Wir fühlen uns vor dem antipathischen Menschen vermindert, schwächer, lahmer. — Man hat im Mittelalter und in noch früheren Zeiten geglaubt, dass gewissen Verwünschungen oder auch dem sog. »bösen Blick« eine geheimnisvolle Kraft des Verderbens innewohne. Diesem Aberglauben liegt wenigstens die richtige Thatsache zu Grunde, dass es Seelen gibt, welche an einer ihnen antipathischen Umgebung sterben.

Eine dritte Art der Selbstverwandlung erleiden wir durch die uns gleichgültigen und völlig uninteressanten Menschen. Hier fühlen wir uns weder erhoben noch bedrängt, aber wir bemerken plötzlich, dass unsere Seele leerer geworden ist. Wir selbst kommen uns auf einmal belangloser vor. Dieser Zustand ist unbedingt und immer unlustvoll. Und wenn wir einen solchen Charakter einen langweiligen nennen, so geben wir ihm nur den Namen dieses besonderen Unlustaffektes, mit dem unsere Seele ihre eigene Hohlheit richtet. Die Gegenwart derartiger Menschen verkleinert, ohne zu kränken. Sie löscht alle Einfälle und Kombinationen in uns aus. Der kleinste Gedankensprung ist uns versagt. Wir können nur maschinenmässig und mit Mühe handeln. Wir wissen nicht mehr, was wir wollen und müssen. — Wer oft und lange solche Nähe zu ertragen hat, wird sich schliesslich noch nach Hass und Widerwillen sehnen

Am Anfang wurde gesagt, dass etwas über »Natur und Entstehungsgeschichte« der unmittelbaren Neigungsgefühle mitgeteilt werden solle. Wir haben dargelegt, dass dieselben aus gewissen inneren Erlebnissen ihren Ursprung nehmen und sich erst nachträglich die verursachenden Umstände erbilden. Wir haben aber auch betont, dass diese Erlebnisse ihrerseits wieder durch unterbewusste Wahrnehmungen hervorgerufen werden und man kann die Frage nach der Natur der letzteren aufwerfen und ob es etwa allgemeine Merkmale sympathisch wirkender Erscheinungen giebt. Dieselbe liesse sich jedoch nur in einem wesentlich anderen Zusammenhange erörtern. — Hier aber sei unser Einleitungssatz für alle, die an seiner scheinbaren Herbheit Anstoss nehmen, noch durch ein Schlusswort ergänzt. Wenn auch niemals die Grösse des anderen, sondern das, was er in uns selber weckt, unmittelbare Ursache unserer Neigung ist, so gibt es doch Menschan von solcher Art, dass nur Grosses sie zur Höhe sympathischer Erregung hebt.



Mitteilungen.

Handschriftenkunde.

Eine Authographen-Steuer. Mit Vorliebe werden bekanntlich die Angehörigen der Bühne von den Autographen-Sammlern um etwas Geschriebenes angegangen. Die Damen und Herren vom Theater pflegen meistens im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Berühmtheit derartige Autographen-Betteleien mit mehr oder weniger Vergnügen zu erfüllen. Auf der letzten General-Versammlung der Dresdener Lokalgruppe der deutschen Bühnengenossenschaft entpuppte sich nun der Kammersänger Karl Scheidemantel als gelehriger Schüler Miquels. Der bekannte Künstler schlug die Einführung einer Autographensteuer in den Kreisen der Bühnenkünstler zum Besten der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger vor und fand allgemeinen Beifall. A. L.

Autographen berühmter Philosophen. Vor uns liegt der neueste Katalog (No.XXV.), den die bekannte Autographenhdg v. Otto Aug.Schulz Leipzig, herausgegeben hat unter dem Titel »Verzeichnis einer interessanten Sammlung von Autographen berühmter Philosophen und Pädagogen älterer und neuerer Zeit.« Auf 34 Seiten giebt dieser Katalog für genau 700 Autographen die Verkaufspreise an, welche sich zwischen 1 Mk. und 750 Mk. bewegen Solche Preisdifferenzen geben gewiss dem Charakterologen etwas zu denken, sei es über das Problem des Sammlertums, sei es über das Verhältnis von Popularität zur Bedeutung eines Menschen. Dabei lassen wir noch eine ganze Reihe von Betrachtungen unberührt, die sich für den Graphologen ergeben aus der Thatsache, dass von zahlreichen Menschen bereits eifrige systematische Handschriften-Sammlungen betrieben werden, obwohl ihr Interesse für den Menschen sich noch nicht losgelöst hat von charakterologischen Nebensächlichkeiten wie Popularität, Berühmtheit und Berüchtigtheit. Gegenwärtig möchten wir auf die zahlreichen Beziehungen zwischen Graphologie und Autographik (Sammlung und diplomatische Kenntnis von Handschriften berühmter Persönlichkeiten) nicht eingehen. so verlockend es auch ist, die Notwendigkeit einer Reform zu prophezeien und ihre Art eingehend darzulegen. Gegenwärtig möchten wir nur, auf Grund des oben erwähnten trefflich ausgearbeiteten Kataloges, einige Beispiele geben für den zahlenmässigen Ausdruck der Popularität berühmterPhilosophen durch dasMedium des Geldes. Wenn auch mancherlei Preisdifferenzen noch von anderen Umständen, wie Inhalt, Umfang, Erhaltung der Autographen abhängig sind, so erscheint uns doch die Popularität als der wichtigste Factor, da er die Intensität und Menge der Nachfragen bestimmen wird, so lange die „Berühmtheit" oder Popularität, nicht aber die Eigenart und Bedeutung eines Menschen der Hauptgesichtspunkt des Autographen-Sammelns ist. Dieses mag die nachstehende Uebersicht illustrieren. Für je einen zumeist kürzeren mit Namensunterschrift versehenen Brief folgender deutscher Philosophen werden die beigesetzten Verkaufs-Preise gefordert:

Carrière	10.—	Mk.
Drobisch	1.50	„
Erdmann . . .	5.—	„
Feuerbach . . .	12.—	„
Fichte	40.—	„
Fischer, Kuno .	3.—	„
Hartmann, Ed. v.	5.—	„
Hegel	20.—	„
Kant	80.—	„
Kirschmann, J. v.	2.—	„
Leibniz	40.—	„
Nietzsche . . .	16.—	„
Schelling . . .	10.—	„
Schleiermacher .	8.—	„
Schopenhauer . .	125.—	„
Strauss, D. F. . .	7.50	„
Vischer, F. Th. .	3.—	„

Wir fügen dieser Aufzählung noch in entsprechender Weise die Preise für Schriftstücke von der Hand einiger deutscher Dichter-Denker und einiger französischer Philosophen hinzu und glauben damit besonders dem Wissenden einiges interessante Material geboten zu haben für die Psychologie der Popularität.

Goethe . .	300.—	Mk.
Herder . . .	65.—	„
Schiller . .	600.—	„
Wieland . .	30.—	„
Hamann . .	40.—	„
Lavater . .	30.—	„
Rousseau . .	120.—	„
Voltaire . .	90.—	„

Sobald sich uns Gelegenheit bietet, werden wir in ähnlicher Weise einige Angaben über die gegenwärtigen Preise von Autographen berühmter Musiker, Maler, usw. machen. Inzwischen empfehlen wir allen Interessenten den obencitierten Katalog zur Durchsicht; für den Graphologen haben gerade manche halbberühmte Persönlichkeiten ein besonderes Interesse; Autographen von solchen sind gegenwärtig aber noch ziemlich billig zu bekommen.

Dr. Johannes Luhmann.

Neue Deutungen.

11. **Ludwig Klages: Zusammengesetzte „a".** (Vgl. „Berichte" 1898, S. 71, 128).

A. v. Pfeilitzer-Franck: Sobald ich schnell schreibe, finden sich in meiner Schrift ebenfalls die unvollkommenen „a", sowie auch entsprechende „r" und „v". Sie werden dann der Deutlichkeit wegen, sobald ich es bemerke, durch einen kleinen Strich nachgebessert, wie nebenstehend gezeigt ist. Ich bezog diese Schreibweise bisher darauf, dass ich in meiner Sprechweise, sobald ich lebhaft erregt bin, mich unkorrekt ausdrücke und oft Flüchtigkeitsfehler begehe, die ich allerdings analog zu verbessern suche: das Bestreben, mich deutlich und prägnant auszudrücken, fühle ich sehr ausgesprochen in mir. Die Deutungen der Herren Klages und Zinndorf über dieses Zeichen waren nun von grossem Interesse für mich. Dass Einschränkung einer natürlichen oft weitgehenden Offenherzigkeit als Deutung anzunehmen sein könnte, trifft übrigens bei mir ganz zu, denn meine nächste Umgebung ist oft in früheren Jahren ganz entsetzt über meine Unvorsichtigkeit im Reden gewesen. Aus Vernunft zwinge ich mich, meiner Natur zuwider, zur Vorsicht in der Unterhaltung.

Isa von der Ropp: Anschliessend an die Beobachtungen der Herren Klages und Zinndorf eile ich mit, dass ich in letzter Zeit in zwei Handschriften diese merkwürdig zusammengesetzten „a" gefunden und auch in meiner eigenen Handschrift in sehr schnell geschriebenen Briefen dieses Zeichen bemerkt habe; nämlich ein „a", das ganz wie ein „u" aussah und durch Hinzufügen eines Accentes erst zu einem „a" gestempelt wurde. Ich halte die Ansicht des Herrn Zinndorf für sehr richtig, dass dieses ein Zeichen für selbstgewollte Einschränkung allzugrosser Offenheit in kleinen Dingen ist. Bei mir bemerkte ich dieses Zeichen zuerst in einer Zeit, wo ich mir einigen Menschen gegenüber eine gewisse Zurückhaltung aufzwang, ein Zwang, der mir unangenehm war. Man glaubt in der Offenheit zu weit gegangen zu sein, zu viel gesagt zu haben, und verbarricadiert sich wieder! Die Deutung trifft auch für eine andere Handschrift zu, der folgende Probe entnommen ist. Die betreffende Dame ist zeitweise gezwungen, in einem kleinen „Klatschnest" zu leben, wo sie dann den Grundsatz befolgt: „mehr zuhören als erzählen", was ihr bei ihrer Lebhaftigkeit nicht immer leicht fallen dürfte. Es ist dieses zusammengesetzte „a" wohl auch ein Zeichen des Bestrebens nach Deutlichkeit, doch glaube ich dieses weniger; ich z. B. müsste auch an anderen Buchstaben ein Accentchen anhängen, um sie deutlicher zu machen, denn da ich gezwungen bin in liegender Lage zu schreiben, wird die Schrift oft recht undeutlich und unleserlich.

Hans H. Busse: In einer an anderer Stelle zu besprechenden Arbeit macht I. H. Schooling besonders aufmerksam auf ein häufig in Gladstone's Handschrift vorkommendes „r", das durchaus analog den von Klages beobachteten zusammengesetzten „a" ist und von I. H. Schooling gedeutet wird als Zeichen für „deliberate care and fastitiousness" (vorsichtige Sorgfalt und Festigkeit). Man sieht, dass Schooling's unabhängig von Klages' Angaben und von Zinndorf's späterer Specialisierung aufgestellte Deutung diesen im Wesentlichen gleicht, nämlich: dass die bewusste Correctur eines Schriftzeichens zum Zweck seiner Verdeutlichung als Symptom anzusehen ist für eine ursprüngliche Lebhaftigkeit, die durch Ueberlegung und Willensfestigkeit gemässigt und zur Ordnung und Genauigkeit gebracht, dadurch aber auch vielfach zur Zurückhaltung und Verschlossenheit gezwungen wird.

Geschichts-Graphologie.

Bismarck's Jugendhandschrift. Vor einiger Zeit haben wir Bismarck's Handschrift einer eingehenden graphologischen Betrachtung unterzogen. Wir mussten uns damals auf die Darstellung des fertigen, ausgereiften Charakters beschränken und konnten noch nicht weiter als bis zum Jahre 1856 zurückgreifen. Nunmehr aber liegt uns ein Namenszug des jungen Bismarck vor; es ist die Unterschrift zu der bekannten Silhouette, die den Göttinger Studenten „Otto von Bismarck aus Pommern" darstellt als „roten Hannoveraner".

Diese Schriftprobe ist für eine graphologische Entwicklungsgeschichte von Bismarck's Charakter sehr interessant. Als Verschiedenheit gegenüber der späteren und wohl allgemein bekannten Handschrift Bismarck's fällt in folgender Unterschrift besonders nur die Kleinheit und verhältnissmässige Weite der Buchstaben auf. Die Grundstrichlänge der kleinen „m" „n" u. s. w. beträgt hier nämlich erst ca. 2 mm, während sie 1856 bereits durchschnittlich 5 mm beträgt. Diese Zahlen geben einen Beleg für die Entwicklung des

Selbstbewusstseins und der trotzigen Eigenwilligkeit Bismarck's. Der Student Bismarck war freilich auch gerade kein stets nachgiebiger, sanftmütiger Jüngling; er hatte Anlage zur Hartnäckigkeit, — vgl. den druckreichen Schlussstrich vom „k" im Namen, — aber es fehlte hierin noch durchaus die Weite und Selbständigkeit des Intellekts und die starre Concentration auf die Verwirklichung des einen Zieles. Bismarck's Jugendhandschrift deutet in nichts auf die spätere Bedeutung ihres Schreibers. Es ist die Schrift eines jungen, noch unfertigen Charakters, der aber bereits viel Nüchternheit und sachlich-praktische Einfachheit im Denken und Handeln zeigt; die Schrift ist nämlich auffallend einfach, ohne irgendwelche Schnörkel oder Ausweitungen der Schleifen, dabei sind die einzelnen Worte verhältnismässig weit von einander gerückt. Trotzdem ist die Handschrift nicht temperamentslos; allerdings, die leidenschaftliche Wildheit, welche man von dem jungen „tollen Bismarck" erwartet, findet sich hier noch durchaus nicht. Die etwas ungleiche Lage der Schrift mit einer durchschnittlich nur wenig grösseren Schräge, als sie später constant wird, spricht zwar für eine Natur, die Affektzuständen vielfach wechselnd unterworfen ist. Die beiden oben verschlossenen „a" sowie das Zurücklehnen der letzten „n"-Grundstriche in den Worten „von" und „Pommern" zeigen jedoch, dass schon der junge Bismarck bestrebt war, äusserlich seine Erregungen zu beherrschen, die übrigens noch an Tiefe und wilder Heftigkeit weit hinter denen des alten Bismarck zurückstehen. Von einer phantasievollen Überschwänglichkeit und den damit verwandten künstlerischen Interessen, wie sie sonst doch wenigstens in den ersten Semestern der Studentenzeit bei unseren jungen Leuten aufzutreten pflegen, davon ist bei Bismarck selbst hier, in seiner Göttinger Studienzeit, nichts zu finden. Alles in allem zeigt sich also der junge Bismarck in obiger Unterschrift als ein zwar recht verständiger, aber doch ziemlich nüchterner Jüngling, der wohl bereits einige hartnäckige Willenskraft hat, jedoch durchaus noch einer grossen selbstgesetzten Lebensaufgabe entbehrt, in deren Verwirklichung nur ein Charakter sich zu solch' übergewaltigen Starrheit und eigenartigen Schärfe entwickelt, wie sie bei Bismarck später eintraten. In obiger Namensunterschrift erblicken wir den interessanten Ausgangspunkt zu einer wenig wahrscheinlichen Entwicklung des Charakters in den späteren Jünglings- und Mannes-Jahren. Es wird eine weitere Aufgabe der Graphologie sein, diese Entwicklung im Einzelnen zu bestimmen auf Grundlage von Bismarck's Handschrift in den Jahren von 1836 bis 1856. Vielleicht finden sich erst hier die graphologischen Belege für den „tollen Bismarck." H. H. B.

Varia.

Humor in Zeichen-Deutungen. Die irrtümliche Ansicht, dass die Graphologie aus allerlei mystischen Symbolen für die verschiedenen Eigenschaften bestände, ist wohl besonders auf Michon's bildliche Benennung mancher Handschriften-Eigenheiten zurückzuführen; wir erinnern nur an den »Egoismushaken«, an den »Strich durchs Leben«, an den »Säbelhieb« u. dgl. Die einseitigen Zeichen-Deutereien führen eben, zumal bei lebhaften und phantasiebegabten Leuten, gar leicht zu solch kühnen und ergötzlichen bildlichen Ausdeutungen harmloser Striche und Bogen. Wir sind in der Lage, einen neuen Beleg hierfür mitteilen zu können. In folgender Schriftprobe — die aufgeführten Buchstaben wurden in derselben Reihenfolge, wie sie auf einem Couvert standen angegeben — sind die Endkurven von recht charakteristischem Aussehen. Der Schreiber war ein Portier, der mit Vorliebe das »an die Luft setzen« ausübte; vielleicht dürften nun folgende Deutungen geeignet erscheinen, jene Angaben zu rechtfertigen. Im ersten Buchstaben *L* steht die volle Ausübung des Berufes vor Augen; die Endkurve sagt uns: »Soeben wurde einer mit Eleganz „geschwenkt"!« Der zweite Buchstabe *k* zeigt noch die drohende Faust mit dem üblichen »Nachruf«. Im dritten Buchstaben *H* erblickt man wie der Gewaltige auf's Neue — in die Finger spuckt, um, entsprechend dem letzten Buchstaben *H*, sein Werk mit herausfordernder Schlagfertigkeit auf's Neue zu beginnen! Paul Wächtler.

Litteratur.

Dilloo, Frau Prof. J. —, geb v. Hackewitz, Geheimnisse des menschlichen Seelenlebens auf Grundlage der Graphologie. Mit 144 Schriftproben zur Erklärung des Textes. *(1898. Karl Siegismund, Berlin. 352 Seiten. Preis 4 Mk.)*

Über den Zweck des vorliegenden Buches orientiert uns die Verfasserin in ihrem Vorwort in folgender Weise: „Das Werkchen bezweckt, den Blick des angehenden Graphologen zu schärfen und zu erweitern, dass er in genialer Weise lernt, durch freien Allgemeineindruck ein richtig zutreffendes Urteil über Charaktere aus der Schrift zu gewinnen. Er soll durch diese Kapitel bewahrt werden, sich beim Anschauen einer Handschrift in Zeichendeuterei zu verlieren." Das ist eine Art neuen Programms, wie wir es von Frau Prof. Dilloo nicht erwarteten, es ist ein Protest gegen die einseitige praktische Anwendung der graphologischen Symptomenlehre. Die Worte vom „freien Allgemeineindruck", durch den man in „genialer Weise" lernen will, ein „richtig zutreffendes Urteil" zu gewinnen, — diese Worte machten uns jedoch bereits sofort höchst bedenklich; der „freie Allgemeineindruck" und die „geniale Weise" sind ein Atavismus auf Henze, Sittl usw., und die übrigen Worte enthalten derartige Widersprüche und Pleonasmen, wie sie allen schriftstellerischen Versuchen von halbgebildeten Menschen eigen zu sein pflegen und wie wir sie leider auch aus den früheren Publikationen der Frau Prof. Dilloo nur schon zu reichlich kennen. Unsere Erwartungen über den Wert der neuesten Arbeit der bekannten Graphologin waren also nach der Lektüre jenes ersten Vorworts-Satzes recht gering. Mit um so grösserer Freude aber fanden wir, dass die Verfasserin in den siebzehn Kapiteln des ziemlich umfangreichen Buches das aufgestellte Programm doch recht wenig verwirklichte. Sie berücksichtigt im Gegenteil den Wert der „Zeichen" sehr wohl, bemüht sich aber eine kleinliche Zeichendeuterei zu vermeiden und den einzelnen Eigenschaftskomplexen die entsprechenden graphischen Symptomenskomplexe gegenüberzustellen. Die Terminologie für die Handschriften-Eigenheiten ist allerdings in einer schrecklichen Weise „populär" und auch zwischen den Zeilen merkt man nichts davon, dass die Verfasserin von der möglichen wissenschaftlichen Behandlung ihrer Thematas auch nur eine Ahnung hätte. Dieses konnte man nach den früheren Publikationen der Frau Prof. Dilloo auch nicht erwarten; immerhin stehen wir nicht an, das vorliegende Werk für die beste graphologische Arbeit der Berliner Graphologin zu erklären. Wir geben nunmehr eine Aufzählung der Kapitel-Ueberschriften, um die Vielartigkeit und der Anordnung der populär recht anziehend behandelten Probleme zu zeigen: Liebesbedürftige Seelen (9 Schriftproben). — Sinnliche, genusssüchtige Menschen (5 Schriftproben). — Nervöse Menschen (8 Schriftproben) — Die phantastischen Naturen (6 Schriftproben). — Lügner und Heuchler (6 Schriftproben). — Ist dein Seelenzustand harmonisch oder unharmonisch (9 Schriftproben). — Sonderlinge (6 Schriftproben). — Geistig Unkultivierte (9 Schriftproben). — Liebhaber der Steil- und Rundschrift (9 Schriftproben). — Was ist von Zwangsschriften zu halten (9 Schriftproben). — Verschiedenheit der Kaufleute (8 Schriftproben). — Redacteure (8 Schriftproben) — Gelehrte (9 Schriftproben). — Künstler (8 Schriftproben). — Adelige (9 Schriftproben). — Ausländer (8 Schriftproben). — Charakter-Entwicklung eines jungen Mannes vom 13. bis 30 Lebensjahre (17 Schriftproben). Nachdem wir eingesehen haben, dass die wissenschaftliche Graphologie von Frau Prof Dilloo keinerlei Förderung zu erwarten hat, müssen wir auch von einer eigentlichen Kritik abstehen; gerne jedoch sind wir der Verfasserin dankbar für die Vorführung mancher interessanten Handschrift und für verschiedene daran geknüpfte graphologische Bemerkungen, zumal in den Kapiteln: „Liebhaber der Steil- und Rundschrift" und „Charakterentwicklung eines jungen Mannes vom 13. bis 30. Lebensjahre". Wir empfehlen das vorliegende Werk allen, die in durchaus populärer und unwissenschaftlicher Weise eine praktische Einführung in die Graphologie wünschen; auch ist das Werk denen zu empfehlen, welche die beste Publikation der graphologischen Schriftstellerin Dilloo kennen lernen wollen, um sich ein Urteil zu bilden über die „Eigenart" und die Bedeutung der ersten Berliner Graphologin für die Geschichte und Entwicklung der wissenschaftlichen Graphologie. Teut.

Zur gefl. Notiznahme.

Redaktionelle Sendungen (Aufsätze, Mitteilungen, Recensenda) sind zu richten nach München, Neureuther-Str. 3.

Für die Redaktion verantwortlich: Hans H. Busse, München.
Druck und Papier von Gebrüder Haertl, München.

Experimentelles

über

Ausdrucks- und Schreibbewegungen.

Von

Dr. Meyer,

Berlin.

Die Bedeutung einer genaueren Erforschung der Ausdrucksbewegungen für die Graphologie leuchtet ohne weiteres ein. Dass die Ergebnisse der darauf gerichteten Bemühungen für unsere Wissenschaft bisher noch so wenig ausnutzbar waren, liegt daran, dass von den früheren Forschern vornehmlich das Gesicht als das Hauptzentrum des Ausdrucks zum Gegenstand des Studiums gewählt wurde. Dies ist allmählich anders geworden: Je strenger sich die Forderung herausbildete, dass alle die Erscheinungen, mit denen man wissenschaftlich operieren wollte, einer genauen Messung zugänglich seien, desto mehr wurde die alte Physiognomik, selbst diejenige, welche sich lediglich auf die Untersuchung der Bewegungen beschränkte, gewissermassen anrüchig, und man wandte sich dem nächstwichtigen Ausdruckszentrum, der Hand, zu, wo die Bedingungen für eine exakte Analyse der Bewegungen einfacher lagen. Die Anregung hierzu ist hauptsächlich von der Psychiatrie ausgegangen. Man hatte allmählich das motorische Verhalten in seiner Bedeutung für die Beurteilung mancher Krankheitsbilder würdigen gelernt, und eben das Bedürfniss, hier neue klinische Anhaltspunkte zu schaffen, war es, welches zur Auffindung brauchbarer Methoden führte. Alle diese Bestrebungen sind für die Graphologie wichtig genug, um eine kurze Erörterung derselben in diesen Blättern gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Ein ziemlich einfaches Verfahren zum Nachweis feiner unwillkürlicher Bewegungen hat Preyer angegeben.[1]) – Ein dünnes Holzstäbchen wird unverrückbar an den Zeigefinger, seiner Längsachse parallel befestigt, sodass ein etwa 2 cm langes Stück über den Nagelrand hinausragt. Das freie Ende trägt eine kleine zweizinkige Gabel mit einer horizontal verlaufenden Queraxe. Um diese Axe drehbar, also in der Vertikalebene schwingend, ist eine ca. 5 cm lange halbkreisförmig gebogene Stahlnadel angebracht. Die Spitze dieser hängenden Nadel schreibt auf einer mit berusstem Glanzpapier bezogenen rotierenden Trommel. Je nachdem man nun den Finger radial zur Trommel oder parallel zu deren Achse richtet, die Trommel selber horizontal oder vertikal stellt, kann man die Bewegungen der Hand, resp. der Finger nacheinander in allen 3 Dimensionen aufnehmen.

Einen den gleichen Zwecken dienenden, weit kostspieligeren aber auch ungleich vollkommeneren Apparat hat Sommer neuerdings konstruiert.[2])

---

[1]) *Die Erklärung des Gedankenlesens.* (Leipzig. Th. Grieben. 1896.)

[2]) *Dreidimensionale Analyse von Ausdrucksbewegungen.* (Zeitschr. f. Psychol. XVI. 1898, S. 275–297.)

Bezüglich des ziemlich komplizierten Apparates selber muss ich auf das Original verweisen. Die Bewegungen der Hand oder vielmehr des zweiten und dritten Fingers werden für jede der drei Dimensionen gesondert aber gleichzeitig auf je einen Schreibhebel übertragen. Die von diesen auf dem Registrierpapier gezeichneten Kurven fixieren dann die Art der Bewegung und zwar in vergrössertem Masstabe. Der Apparat gestattet eine ziemlich ausgedehnte Anwendung. Um seine Brauchbarkeit zu prüfen, hat sich Sommer zunächst darauf beschränkt, jene feinen impulsiven Bewegungen zu untersuchen, welche das sog. Gedankenlesen ermöglichen und deren Aufzeichnung auch schon Preyer mittelst seiner hängenden Nadel gelungen war.

Uns interessiert der Apparat hauptsächlich deswegen, weil er geeignet zu sein scheint, die gewöhnliche Haltung der Finger und der Hand und die in den verschiedenen Gemütszuständen etc. eintretenden Abweichungen von dieser gewöhnlichen Haltung zu studieren. So liesse sich vielleicht vermittelst des Apparates und unter entsprechender suggestiver Einwirkung auf die Versuchsperson das Vorhandensein und die Art aller jener Bewegungstendenzen feststellen, welche für das Zustandekommen vieler handschriftlichen Eigenheiten eine so wichtige Rolle zu spielen scheinen.

Die Autoren, zu denen wir nun übergehen, haben sich, um Abweichungen von dem gewöhnlichen psychomotorischen Verhalten nachzuweisen, direkt an die Schreibbewegung gehalten. Dass diese zum Untersuchungsobjekt gewählt wurde, darf sich die Graphologie nicht als ihren Erfolg anrechnen. Der Vorteil, den es bietet, sich behufs Untersuchung der psychomotorischen Sphäre nicht an den ruhenden, sondern an den bewegten Muskel zu halten, liegt auf der Hand. Einerseits erregen Abweichungen von der Ruhestellung sofort die Aufmerksamkeit der Versuchsperson, und es tritt damit ein störendes Element in die Versuche, andererseits aber ist allen den Faktoren, welche die Abweichungen bedingen, im Verlauf einer willkürlich intendierten Bewegung viel mehr Gelegenheit zur Bethätigung gegeben. Die Schreibbewegung nun insbesondere hält eine glückliche Mitte zwischen dem Gebundensein an eine bestimmte (konventionelle) Form und der Möglichkeit einer Abweichung von derselben. — In den nun zu besprechenden Arbeiten handelt es sich hauptsächlich um Untersuchung der Schreibgeschwindigkeit und des Schreibdruckes, also zweier Punkte, welche aus der fertigen Schrift nur unvollkommen oder gar nicht zu ermitteln sind.

Grashey. Über die Schrift Geisteskranker.[1] — Es handelt sich um die vorläufige Mitteilung eines Verfahrens, welches bestimmt war, die Schreibgeschwindigkeit zu messen. Das Papier, auf dem geschrieben wird, ist fest in einen Holzrahmen eingespannt. Unmittelbar unter diesem wird eine Lage Rollenpapier mit bekannter gleichmässiger Geschwindigkeit von rechts nach links fortgezogen. Man erhält so auf dem ruhenden Papier die eigentliche Schrift (S.), auf dem Rollenpapier durchgepaust die sog. Geschwindigkeitkurven (K.). Je weiter K im Verhältnis zu S auseinandergezogen ist, desto langsamer wurde geschrieben. Nach vom Verfasser angegebenen Formeln lässt sich die Geschwindigkeit genauer berechnen.

---

[1]) Vortrag gehalten in der Jahressitzung des Vereins deutscher Irrenärzte. (Jena 1889 Referat in der Allg. Ztschr. f. Psychiatrie Bd. 46, S. 518.)

Leider hat Grashey, soweit mir bekannt, keine Zeit gefunden, die Methode weiter auszubilden. Die wichtigsten Resultate der zum Zweck vorläufiger Orientierung ausgeführten Versuche waren: Die Handgeschwindigkeit (Bewegung der Hand von links nach rechts) steht viel mehr im Belieben des Schreibers, als die Fingergeschwindigkeit. Durch Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit verlangsamt sich die Schreibgeschwindigkeit. Bei den Paralytikern (die durchgehend bei diesen Kranken vorhandene psychische Änderung besteht in allgemeiner fortschreitend zunehmender geistiger Schwäche) ist Hand- und Fingergeschwindigkeit stark herabgesetzt. Bei den manischen Kranken (gehobene Stimmung, Bewegungsdrang, Ideenflucht) zeigt sich die Geschwindigkeit gesteigert.

Das Verfahren ist zwar ein etwas grobes, ist aber der Vervollkommnung fähig und bietet entschieden manche Vorteile: Es ist nicht sehr kostspielig, die äusseren Bedingungen, unter denen experimentiert wird, sind so zwanglos, dass der psychische Zustand der Versuchsperson relativ wenig dadurch alteriert wird. Für die meisten graphologischen Bedürfnisse ist das Verfahren jedenfalls präzis genug.

Genauer ist die Geschwindigkeit der Schreibbewegung nach der Methode von Binet und Courtier[4]) festzustellen. Verfasser benutzten Edison's elektrische Schreibfeder, gewissermassen eine elektrisch getriebene Punktiernadel, welche im übrigen nach Art gewöhnlicher Schreibgriffel gehandhabt wird. Die Schriftzüge bestehen aus einer dichten Reihe feinster punktartiger Löcher; je schneller die Bewegung, desto weiter ist der Abstand der Punkte. Wichtigste Versuchsergebnisse: Die Schreibgeschwindigkeit ist umso grösser, je grössere Dimensionen man den Buchstaben giebt. Winkel und Bögen, welche die gerade Richtung unterbrechen, werden langsamer ausgeführt, dasselbe gilt von den Wörtern, deren Buchstaben getrennt nebeneinander gesetzt werden, gegenüber Wörtern, die in einem Zuge geschrieben werden. Für das grosse lateinische D fanden die Autoren eine Durchschnitts-Geschwindigkeit von $2^1/_2$ mm in 0,01 Sek.

Ein grosser Teil der Bestrebungen Kräpelin's und seiner Schüler ist darauf gerichtet in die Bewusstseinsvorgänge resp. deren Äusserungen möglichst eine zahlenmässige Einsicht zu gewinnen. Auch die hier zu besprechende Gross'sche Arbeit ist offenbar auf dieses Bestreben zurückzuführen. Indem sich nun Verfasser die spezielle Aufgabe stellte die klinische Analyse gewisser Krankheitsbilder (verschiedene Stuporformen, Manie etc.) zu erweitern, führte ihn die Eigenart dieser Erkrankungen naturgemäss auf die Untersuchung der psycho-motorischen Sphäre. Der Gedanke sich hier an die Schreibbewegung zu halten, wie es auch schon Grashey vorhatte, ist aus bereits erwähnten Gründen ein durchaus glücklicher. Zur Graphologie nimmt Verfasser keine Stellung, auch hat er von deren Ergebnissen ersichtlich keine Kenntniss. Wenn nun auch die Arbeit ganz andere Zwecke verfolgte, so enthält sie dennoch teils Bestätigungen, teils wertvolle Erweiterungen graphologischer Lehren.

Der Apparat, dessen Gross sich zu seinen Messungen bediente, ist die von Kräpelin angegebene sog. Schriftwage. Die Anregung zur Konstruktion derselben kam von einer Arbeit Goldscheider's. Dieser hatte bereits im Jahre 1892[5]) eine einfachere Vorrichtung beschrieben, um den beim Schreiben

[4]) *Sur la vitesse des mouvements graphiques.* (Rev. philosoph. 1893, Nr. 6, S. 664–671. Ref. in d. Ztschr. f. Psychol. VI. 254.)

[5]) Vgl. Archiv f. Psychiatrie XXVI. 503–525.

aufgewandten Druck zu registrieren. Er hatte die federnd befestigte Schreibfläche mit einer Marey'schen Luftkapsel verbunden und zwar derart, dass jeder auf die Schreibfläche ausgeübte Druck sich dieser mitteilte; die Druckschwankungen wurden dann auf einen Zeichenhebel übertragen. Goldscheider hatte mittelst dieser Vorrichtung unter anderem festgestellt, dass jedem Buchstaben eine bestimmte Druckkurve eigne und — auf pathologischem Gebiet —, dass die Paralytikerschrift nicht nur hinsichtlich der Schreibrichtungen, sondern auch hinsichtlich des Druckes auffallende auf die Ataxie zurückzuführende Schwankungen zeige. — Der Kräpelin'sche Apparat ist nun nach dem Prinzip einer Wage gebaut. An dem Ende des einen Arms ist die Schreibfläche, an dem Ende des anderen Arms der Registrierhebel angebracht. Die Exkursionen der Wage werden durch eine Feder gehemmt, welche also zugleich die Stelle eines Gewichtes vertritt. Dazu gehört noch die bekannte Registriertrommel. Die übrigen Teile des Instrumentes dienen im Wesentlichen zur Erzielung einer möglichst grossen Präzision. Jeder Druck auf die Schreibplatte, die übrigens in den Ausschnitt eines Stehpultes passt, äussert sich in einer Bewegung des Hebels nach oben. Liegt nun die Spitze des Schreibhebels der rotierenden Trommel an bei Ruhelage des Instrumentes, so wird eine einfache horizontale Linie aufgezeichnet. Sowie aber die Schreibbewegung und somit auch der Druck auf die Schreibplatte einsetzt, erhebt sich die Kurve, steigt den Druckschwankungen entsprechend auf und nieder und sinkt erst wieder endgültig, sobald die Federspitze vom Papier abgehoben wird. Zum Schluss folgen noch einige kurze Hebungen und Senkungen, die auf Nachschwingungen des Apparates zurückzuführen sind.

Da die Trommel mit bekannter Geschwindigkeit rotiert, kann man aus der horizontalen Ausdehnung der Kurve ohne Weiteres die zeitliche Dauer der Bewegung und in Verbindung mit der zu messenden Länge des Schreibweges die Schreibgeschwindigkeit berechnen [6]). Der Druck ist aus der Höhe der Kurve ableitbar. Endlich ist, was nicht unwichtig ist, noch die Dauer der Pausen aus dem Abstand zweier benachbarter Kurven zu ersehen. (Verf. unterscheidet ausser den gewöhnlichen »Zwischenpausen« noch sog. »Innenpausen«, wie sie z. B. beim Niederschreiben der 4 und 5 in zwei Zügen vorkommen). — Indem also die Schriftwage die Feststellung vierer Punkte ermöglicht, über die uns die fertige Schrift garkeinen oder einen nur unvollkommenen Aufschluss gewährt, ist mit ihrer Einführung ein erfreulicher Fortschritt in der Analyse der Schreibbewegung gethan. Die Mängel, welche dem Apparat anhaften, sind im Vergleich zu seinen Vorzügen unerheblich: Gegen die elektrische Schreibfeder ist der Apparat insofern im Nachteil, als mittelst seiner im Allgemeinen nur die Durchschnittsgeschwindigkeit berechnet werden kann, nicht aber deren Zu- und Abnehmen innerhalb ein und desselben Schriftzuges. Ob und in wieweit das Nachgeben der Schreibfläche auf Druck die Ungezwungenheit der Bewegung beeinträchtigt, kann nicht so ohne Weiteres entschieden werden.

(Schluss folgt.)

---

[6]) Folgende vom Verf. benutzte Termini möchten wir zur allgemeinen Einführung empfehlen: Schreibdauer = Zeit, welche zur Ausführung eines Schriftzeichens, Wortes etc. benötigt wird. Schreibgeschwindigkeit = die Anzahl von Millimetern, welche innerhalb einer bestimmten Zeiteinheit — $^1/_{10}$ Sek. — zurückgelegt werden. Schreibweg = Strecke, welche die Federspitze auf dem Papier zurücklegt. Millimeterschreibzeit = Zeit, welche benötigt wird zu Zurücklegung eines Schreibwegs von 1 mm Länge.

Zur Menschenkunde. III.

Von
Ludwig Klages.

Von klimatischen Einflüssen. Man ist sich darüber einig, dass alle unserer Erfahrung oder Vermutung zugänglichen Geschehnisse Thatsachen des menschlichen Bewusstseins sind. Nur darin unterscheideu sich die Menschen, welchen von diesen Bewusstseinsthatsachen sie in höherem Masse das Prädikat der Wirklichkeit beilegen zu müssen glauben — ob z. B mehr den sog. objektiven oder subjektiven Vorgängen. Bei einigem Nachdenken erkennt man, dass es inbezug auf diese Frage eine für alle verbindliche Wahrheit wenigstens heute noch nicht geben kann. Wohl aber ist eine Untersuchung der inneren Beweggründe möglich, welche in einem Menschen die Art des Wirklichkeitssinnes bestimmen. Wenn man sich zu diesem Zwecke Gesamtbilder zu entwerfen sucht von den Gemütsverfassungen solcher, die sich durch den Wirklichkeitssinn unterscheiden, so trifft man alsbald auf tiefe und bedeutsame Zusammenhänge. So sind z. B. Menschen vom Wirklichkeitssinn der zweiten Art d. h. diejenigen, welche ihre Vorstellungen und Gefühle für das im höchsten Grade Wirkliche halten, im allgemeinen geneigt, dem menschlichen Willen eine unbeschränkte Macht und Wirkungsweite zuzutrauen. Sie bedürfen daher häufig vermittelnder Kräfte von übernatürlicher Beschaffenheit und hegen eine Vorliebe für religiöse und mythologische Weltauffassungen. Doch ist mit derartigen Feststellungen noch wenig gethan. Je gründlicher man sich in das Problem vertieft, um so mehr glaubt man auf eine Grundverschiedenheit der menschlichen Naturen zu treffen. — Nichtsdestoweniger scheint auch die Besonderheit der persönlichen Erfahrungen für die Art des Wirklichkeitssinnes mitbestimmend zu sein. Hierfür glauben wir einen Beleg in einer kulturhistorischen Thatsache zu finden.

Man darf wohl sagen, dass erst die moderne Zeit, in welcher nördliche Völker das kulturelle Übergewicht in Europa erlangten, jene Gemütslage herangebildet hat, der die Welt der Objekte etwas im höchsten Grade Wirkliches, ihren eigenen inneren Gesetzen Folgendes ist. Aus dieser Gemütslage sehen wir die Naturwissenschaften emporblühen und eine Lebensanschauung platzgreifen, in der tote, müssende Kräfte und Handgreiflichkeiten die Zauberei seelischer Imponderabilien abzulösen im Begriff stehen. In solchem Masse hat weder die Antike, in welcher der europäische Süden herrschte, noch etwa gar das Mittelalter, dem der Orient sein Gepräge lieh, mit der objektiven Wahrhaftigkeit ernst gemacht. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass hier tief liegende Raceunterschiede im Spiele sind. Auch dürfte die herbere Auffassung der Wirklichkeit durchweg dort gedeihen, wo der Mensch mit grösserer Ungunst äusserer Verhätnisse zu kämpfen hat. Ausserdem aber glauben wir, dass gewisse klimatische Phänomene dazu beitragen, um den Wahrnehmungen des Nordländers einen konkreteren Charakter zu geben.

Der Mensch ist stets geneigt, eine Materie für um so konkreter und massiver zu halten, je dunkler und undurchsichtiger sie erscheint. Man betrachte nur eine Reihe verschiedenfarbiger Flüssigkeiten: die dunkelsten sehen wir unwillkürlich für die dickflüssigsten, die durchsichtigsten und hellsten für die am meisten leichtflüssigen an. Man vergleiche Bronce mit Marmor: der letztere

erscheint uns zarter, geistiger, minder massiv. Die herben Gestalten eines Meuniers würden in Marmor ausgeführt an künstlerischer Wirksamkeit verlieren. Man beachte auch gewisse häufige Vorstellungsverbindungen: hoch, hell und leicht; tief, dunkel und schwer. Man spricht von »lastender Dunkelheit« etc Nun ist es bekannt, dass ganz abgesehen von der Vegetation die nördliche Landschaft während der grösseren Zeit des Jahres infolge von Nebel, Wolken und geringer Himmelshelle einen verhältnissmässig finsteren Charakter darbietet — so erscheinen alle Dinge compacter, wirklicher. (Wir werden später einmal ausführen, wie gerade die Dunstumhüllungen andrerseits eine bestimmte Art von Mysticismuss begünstigen mussten). Dagegen ist die südliche Landschaft hell, klar, farbig und darum unkonkreter, leichter, traumhafter.

Eine zweite Ursache sehen wir in der akustischen Seite gewisser Naturerscheinungen. Das nordische Klima ist im grossen und ganzen geräuschvoller: Sturm, Regen, Hagel. Nichts aber dringt mehr als ein ausser uns befindliches Wirkliches auf uns ein als Lärm. Um sich seiner Macht bewusst zu werden, zieht der Mensch stets die laute Kraftäusserung der blossen Bewegung vor. Ein Kind, das sich im Dunkeln fürchtet, betäubt seine Angst durch Pfeifen oder Singen. Fast alle zornigen Erregungen wollen sich durch Geräusche Luft machen. Der stark erregte Mensch will seine Kraft hören. Manche Kämpfe sind durch das stärkere Hurra-Geschrei der einen Partei entschieden worden. Wieviel heftiger wirkt auf uns der Knall als der Pulverrauch, der Donnerschlag als der Blitz! Man vergegenwärtige sich die Furcht einflössende Gewalt eines Trommelwirbels. Die Beispiele liessen sich ohne Mühe ausserordentlich vermehren. — Auf der andern Seite denke man an das Unkonkrete und Traumhafte geräuschloser Licht- und Farbenerscheinungen: ein in der Ferne sich abspielendes Gewitter, die Wechselbilder des Kaleidoskops, auflodernde Naphtaflammen, eine windstille Sternennacht etc. — Und nun erkenne man ein tiefes Zusammenstimmen: Die antike Welt, die im Süden heimisch (und ebenso die morgenländische) war vorwiegend eine Welt der Farben. Bunte Tempel, bunte Plastik, Flammen in offenen Schalen, wenig Musik passten zu der tiefen stillen Himmelsbläue der südlichen Landschaft. War es zu verwundern, dass hier auch die »Wirklichkeit« zum »farbigen Rauche« wurde? — Im Norden aber, in einer Welt schroff wechselnder Jahreszeiten, verdickter Farbentöne, matter Himmelsbläue und der fast ununterbrochenen atmosphärischen Geräusche lernte man an die konkrete Natur der Dinge glauben.

Gelehrter und Philosoph. Der Gelehrte liebt mehr das Gewisse, der Philosoph das Hypothetische.



Mitteilungen.

Graphologie im Auslande.

Frankreich. Gegenwärtig hat bekanntlich die Graphologie bereits in allen Ländern Anhänger und Vertreter gefunden und schon — nach noch nicht 30 Jahren seit ihrer wissenschaftlichen Inaugurierung durch den französischen Abbé J.-H. Michon im Jahre 1870 — existieren in allen Kultursprachen graphologische Lehrbücher. All diese Arbeiten gehen besonders von den Werken zweier Franzosen aus: J.-H. Michon und J. Crépieux-Jamin. Erst die allerletzten Jahre haben der Graphologie in den germanischen Ländern die Entwicklung zur grösseren Selbständigkeit gebracht. Damit aber ist die Graphologie im wahren Sinne zur Wissenschaft geworden: sie wurde international. So lange eine Forschungsdisziplin nur im Geiste eines Volkes behandelt wird, besteht die Gefahr der Einseitigkeit: es fehlt die Fülle der Anregungen, welche jeder Forscher aus der ausländischen selbständigen Behandlung seiner Wissenschaft zieht. Nachdem bekanntlich die wissenschaftliche Graphologie Deutschlands seit einigen Jahren — besonders infolge Prof. Dr. W. Preyer's „Zur Psychologie des Schreibens" — manche neuen, ihr eigentümlichen Wege eingeschlagen hat, sehen wir nunmehr mit grosser Freude, dass die erworbene Selbständigkeit in Frankreich, dem Mutterlande unserer Wissenschaft, Beachtung und Anerkennung findet seitens der dortigen leitenden Kreise. Zu den hervorragendsten Mitgliedern der von Michon gegründeten französischen „Société de Graphologie à Paris" gehört seit acht Jahren Frau Baronin Isabella Ungern-Sternberg, eine deutsche Dame in Reval; sie ist Vice-Présidente d'Honneur der französischen graphologischen Gesellschaft und hat in deren Organ, der bekannten Monatsschrift „La Graphologie", eine grosse Anzahl geistreicher Aufsätze veröffentlicht. Bekanntlich gehört Frau Baronin Ungern-Sternberg seit vorigem Jahre auch zu den Mitgliedern unserer „Deutschen graphologischen Gesellschaft" und die „Graphologischen Monats-Hefte" werden im Laufe dieses Jahres noch verschiedene sehr interessante Arbeiten aus der Feder der Frau Baronin bringen. Zur Sitzung der „Société de Graphologie" vom 30. Dez. 1898 machte nunmehr Frau Baronin Ungern-Sternberg dem Vorstande der französischen graphologischen Gesellschaft eingehende Mitteilungen über unsere Bestrebungen und frug an, ob der Vorstand der Gesellschaft, resp. der Redaktions-Ausschuss der beiden einzigen französischen Fachzeitschriften für Graphologie — „La Graphologie" und „L'Écriture" — geneigt sei, zum Eingehen eines freundschaftlichen Verhältnisses mit der „Deutschen graphologischen Gesellschaft", resp. mit den „Graphologischen Monatsheften". Daraufhin erhielt Frau Baronin Ungern-Sternberg von Mr. J. Depoin, dem Leiter der „Graphologie" einen Brief, der wegen seiner hohen Bedeutung im Folgenden wörtlich wiedergegeben wird.

Madame.

Veuillez me pardonner le retard que le surcroît habituel de devoirs sociaux, au renouvellement de l'année, m'a fait mettre à vous écrire.

La Graphologie de Décembre, maintenant sous vos yeux, vous a sûrement appris avec quel intérêt le Conseil a entendu votre suggestive communication sur la Société de Munich. Nous serions charmés — autant qu'elle le sera — de nous rattacher par un aussi séduisant trait-d'union.*) L'analyse des publications allemandes la traduction des articles importants, seront des mieux accueillis de nos lecteurs. Nul chauvinisme ne s'en peut effaroucher.

D'ailleurs l'Europe présente doit méditer la maxime du sage grec: »Sois avec l'ennemi du jour, comme s'il devrait être l'ami du lendemain.«

A propos d'ennemi, nous aurions grand plaisir à lire vos appréciations plus détaillées sur le portrait graphologique de Bismarck: dussent-elles être vertes!

Veuillez agréer, madame, mes reconnaissants et respectueux hommages.

J. Depoin.

Es ist wohl selbstverständlich, dass wir die gleiche Gesinnung und die gleichen Hoffnungen und Wünsche hegen, wie der verdienstvolle Leiter der „Graphologie". Seit jener Sitzung der französischen „Société de Graphologie" vom Ende vorigen Jahres hat nun Frau Baronin Ungern-Sternberg bereits mit zwei Aufsätzen ihre so wertvolle trait-d'union-Arbeit begonnen. Zunächst brachte die Februar-Nummer von „L'Ecriture" eine vorzügliche Übersetzung von Ludwig Klages' „Charakterologischen Aphorismen" über „Egoisten und Tuisten". (Vgl. „Berichte der Deutsch. graph. Ges. 1897") unter dem Titel: „Aphorismes caractérologiques"; wie wir mit

*) Frau Baronin Ungern-Sternberg hatte ihm geschrieben: »Que je sois le trait-d'union entre les deux zones graphologiques, la française et l'allemande.«

Vergnügen erfahren, beabsichtigt Frau Baronin Ungern-Sternberg demnächst auch Klages' Beiträge „Zur Menschenkunde" in das Französische zu übersetzen. Wir sind sicher dass auch diese so tief-durchdachten und form-klaren Betrachtungen Ludwig Klages' an der Frau Baronin Ungern-Sternberg eine congeniale Übersetzerin finden werden. Inzwischen hat die neueste Nummer von „La Graphologie" einen vorbereitenden Aufsatz aus der Feder der Frau Baronin gebracht unter dem Titel „Graphologie D'outre-Rhin". Wir finden hier eine treffliche Darlegung der Vorgeschichte und Geschichte unserer „D. g. G." und deren Publikationen. Mit grosser Freude sehen wir, dass die Ergebnisse unserer Bestrebungen von jetzt ab eine regelmässige Besprechung in den Spalten der französischen graphologischen Zeitschriften erfahren werden, und zwar durch eine Feder, wie wir uns keine bessere zu wünschen wüssten. Wir unsererseits werden nicht verfehlen, unsere Mitglieder und Leser fernerhin noch eingehender über die Entwicklung der Graphologie in Frankreich zu orientieren und hoffen, dass so die freundschaftlichen Beziehungen zwischen der französischen „Société de Graphologie" und unserer „Deutsch. graphologischen Gesellschaft" immer fester und enger geknüpft werden mögen!

Hans H. Busse.

Wie ich zur Graphologie kam.

Enquête.

Vorbemerkungen.

Unterm 10. Okt. 1898 hatte der Vorstand der „D. g. G." eine Enquête eröffnet über die Frage: „Wie kamen Sie zur Graphologie?" Da die Darlegung jedes Entwicklungs-Ganges nicht nur historisches Interesse, sondern auch einen erzieherischen Wert besitzt, so sollten uns die Beantwortungen zeigen, welche seelischen Umstände, welche äusseren Ereignisse, welche Bücher und welche Menschen den Anstoss gaben, als diese oder jene Personen die Richtigkeit der graphologischen Lehren erkannten und sich weiter in unserer Wissenschaft ausbildeten.

Wohl lagen bereits einzelne diesbezügliche Angaben vor — u. a. in künstlerischer Ausgestaltung, wie sie Gjellerup's Novelle „Das Briefcouvert" zeigt —, uns aber war es darum zu thun, derartige Angaben in autobiographischen und möglichst eingehenden Darlegungen zusammenzustellen und damit eine Art von Geschichte der Graphologie zu bieten, die den Reiz der Intimität verbindet mit dem Werte einer Material-Sammlung für den künftigen Historiker unserer Wissenschaft.

Eine Anzahl von Antworten sind bereits eingelaufen: wir beginnen deren Publikation mit den Antworten von Dr. med Ferdinand Maack in Hamburg und von Frau Baronin Isabella Ungern-Sternberg in Reval. Schliesslich bemerken wir noch, dass uns weitere Einsendungen sehr willkommen sind, auch von Seiten solcher Personen, die graphologisch nicht thätig sind, aber durch irgend ein besonderes Ereigniss von dem Werte der Graphologie überzeugt wurden und sich für deren Entwicklung und allgemeine Anerkennung interessieren.

1. Dr. med. Ferdinand Maack.

Mich haben die Arbeiten Dr. Eugen Schwiedland's in die Graphologie eingeführt, dessen Namen und Thätigkeit ich seit langer Zeit auf diesem Gebiete schmerzlichst vermisse.

2. Isabella Baronin Ungern-Sternberg.

Motto: J'ai été graphologue avant la lettre.

Soweit meine Erinnerung in die ersten, unbewussten Kindheitsjahre zurückreicht, war ich Graphologe, wenn auch nicht dem Namen nach.

Mir schien, als müsse jedem Briefe etwas von der Persönlichkeit des Urhebers anhaften, ein geheimnisvolles Etwas, dessen Einwirkung ich empfand, ohne mir noch genau Rechenschaft davon abzulegen. Dieser dunklen Empfindung ist es zuzuschreiben, dass ich bis zu meiner Verheiratung es nie über mein Herz bringen konnte, das geringfügigste Schriftstück über Bord zu werfen, und so, unbewusster Weise, wahre Schätze zukünftiger Schriftdeutung aufspeicherte. Derweil barg mein Gedächtnis die verschiedenen eigenartigen Züge der Handschrift. So stark war der Eindruck des Charakteristischen, dass ich im verflossenen Sommer die steifen, verschnörkelten Züge eines längst dahingeschiedenen, höchst absonderlichen Grossohms schildern konnte, trotzdem ich nur einen Brief von seiner Hand mein eigen nannte, und diesen seit mindestens zwanzig Jahren nicht mehr in Augenschein genommen hatte.

Vom blossen Ahnen eines psychologischen Zusammenhanges aber bis zum verstandesmässigen Begriff, liegt eine weite Kluft, die auszufüllen ich mich vergebens bemühte.

Die Freude an künstlerischer Darstellung des Seelenlebens die mich beim Studium der „Charactere" von La Bruyère erfüllte, regte mich mit achtzehn Jahren zu eigener Beobachtung und zu schriftstellerischer Gestaltung des Geschauten an. Ich versuchte gleichfalls Charakterbilder zu entwerfen, zu denen ich die Urbilder in meiner nächsten Umgebung suchte. Ein klägliches Fiasko, vor mir selbst, war das Ergebnis eines so verfrühten Beginnens. Wie

sollte ein Wesen, das noch so sehr im Flusse begriffen war und jeglicher Menschenkenntnis entbehrte, die richtige Perspektive zu Menschen und Dingen gewinnen? Kurzer Hand überantwortete ich meine verfehlten Versuche dem Feuer. Es galt zunächst die eigene Unreife zu überwinden und nach vollendeter Cultur zu streben.

Nach einigen Jahren kam mir Henze's »Chirogrammatomantie« von ungefähr zu handen und bot mir, wo nicht ein System, so doch frische, fruchtbare Anregung. Das war Wasser auf meine Mühle, um so mehr als meine ebenfalls stark intuitive Natur sich, gleich der von Henze, in Gedankensprüngen bewegte. Manch intuitives Schriftbild entstand in der Folge. Hier liegt mir eines in gebundener Rede vor, das mir auch heute noch, nach wissenschaftlicher Prüfung meines Gefühlsergebnisses, so uneben nicht erscheint. In geistig regem Kreise hatte ich schneidig meine festgewurzelte Ueberzeugung verfochten. Meiner unmassgeblich kühnen Behauptung: es stelle die Handschrift ein Spiegelbild der Menschenseele dar, setzte man lebhaftesten Widerspruch, ja Hohn und Spott entgegen. Schliesslich forderte mich ein junger Mann, der erst seit wenig Monden in meinen Gesichtskreis getreten war, zur Beweisführung heraus: „Hic Rhodos, hic salta." Zu Deutsch, nach Heine:

„Hier ist Rhodos, springe Du Wicht,
Und der Gelegenheit mach ein Gedicht!"

Ich bearbeitete seine Schrift, die dahin wirkte, ein dumpfes Gefühl des Misstrauens in meinem bisher arg losen Gemüt zu wecken. Mit graphologischem Maasse gemessen, rufen diese Züge heute woh jedem Kundigen ein: „Sei auf Deiner Hut!" zu. Eine künstlich bemessene Steilschrift, verbrämt mit Selbstsuchthaken und Eitelkeitsschnörkeln weist auf eine ausgeprägte Selbstbeherrschung hin, die häufig in das Gebiet der Verstellung hinüberschweift, und wahrlich nicht dazu angethan ist, Vertrauen zu erwecken. Mein intuitives Feingefühl schlug die Warnung denn auch nicht in den Wind. Vor elf Jahren etwa besuchte mich eine lebhafte, geist- und phantasievolle Dame, die nicht müde ward, mir Wunderdinge von einer neu erstandenen Wissenschaft, der Graphologie, zu erzählen. Sie kam aus der Schweiz und ihre Begeisterung schrieb sich von den Vorlesungen her, welche dort Herr v. Rougemont (Verfasser der bekannten Broschüre »Du Signe de l'Egoisme«) vor zahlreichen Zuhörern hielt und mit praktischen Erläuterungen verband. Die willkommene Botschaft fiel auf fruchtbaren Boden. Fand sie doch eine im Voraus überzeugte Schülerin vor. Wie ward mir erst, da ich ihr mein Stammbuch wies, und sie in fesselnder Weise Heerschau über Freunde und Freundinnen abhielt. „Erste Lieb und Freundschaft" musste es über sich ergehen lassen, am Probestein der Graphologie auf ihren Vollgehalt geprüft zu werden. Zuletzt suchte ich noch einen Brief hervor und war starr vor Entsetzen, als sie ihn mit dem harten Worte abfertigte: „Welch ein abscheulicher Cyniker, eine grobsinnliche gewissenlose Natur."

So nahe war ich also am Abgrunde einer unglücklichen Ehe vorbeigestreift. An einem Faden hatte mein Geschick gehangen; einem dumpfen Instinkte, einem seltsamen Widerwillen dankte ich meine Rettung.

Jene kostbare Einsicht also, der ich nach einem halben Jahre regsten Verkehrs noch ermangelt hatte, liess sich durch einen einzigen Blick erlangen, wofern man sich jenes wundersamen „Sesam öffne Dich!" versicherte. Welch' ein Schatz an Menschenkenntnis, welche Bereicherung des Lebens lag offen vor mir da Nur zuzulangen brauchte ich, und die ersehnte Erkenntnis war mein. Ich gelobte es mir in dieser Stunde das Denkbarmögliche in dieser Wissenschaft zu erreichen, innerhalb der mir von meinem Auffassungsvermögen gesteckten Grenzen, versteht sich. Und ich habe mir Wort gehalten.

Ueberzeugt war ich vollauf: es hiess nunmehr dem Quellenstudium nachgehn, um meinen Durst nach Erkenntnis des Seelenlebens zu stillen.

Dazu empfahl mir meine Lehrerin Michon's „Système" und „Méthode", Schriften eines geistvollen Empirikers, der in dreissigjähriger unermüdlicher Arbeit die Grundlagen zur Schriftdeutung gelegt und der jungen Wissenschaft einen Namen gegeben hatte. Schade dass die beiden Bücher, auf denen sich die fruchtbare Arbeit von Schwiedland und Langenbruch aufbaut, nie übersetzt worden sind. Bieten sie doch, bei vollständig mangelnder Systematik eine Fülle der feinsten Beobachtungen, die sich jeder Grapholog zu Nutzen machen sollte. Nichts bei ihm von der theoretischen Energie, die (nach Bismarck) das Volk der Dichter und Denker auszeichnet. Mit Lust und Liebe aber greift er hinein ins volle Menschenleben und in den von ihm mit grossem Talente verfassten Charakterbildern tritt die Persönlichkeit des Meisters dort ergänzend ein, wo sein System ein Loch hat, so in der Lehre vom „signe négatif", dem negativen Zeichen. Indem er selbst die Schwierigkeiten unterschätzt, macht er dem Anfänger Mut zu praktischer Bethätigung und da man nur durch Irrtum zur Wahrheit gelangt, wird es sicher Niemand gereuen, sich ein Weilchen in den Irrgängen der Michon'schen Methode ergangen zu haben. Es war mein Steckenpferd, mir durch Freunde

Handschriften aus dem Auslande zusenden zu lassen, die ich mit dem Mute der Unwissenheit auslegte, aus der gefälligen Berichtigung des Falschen stets neue Belehrung schöpfend.

Da, noch kannte ich nicht den Namen Crépieux-Jamin, schickte mir mein Buchhändler eines schönen Tages sein Hauptwerk »L'Ecriture et le Caractère.« Ich müsste lügen, wenn ich behaupten wollte, dass mich dies Buch dem Meister sofort zu eigen machte. Der Sprung von Michon auf dies bedeutende, streng methodische Buch war zu jäh, um nicht einfach verblüffend zu wirken und zunächst den lebhaftesten Widerspruch hervorzurufen. Namentlich erschien mir sehr Vieles in seinen Resultanten an den Haaren herbeigezogen, zu gewagt, der psychologischen Begründung entbehrend. (In der dritten Auflage besagten Buches hat C.-J. denn auch, wohl der Kritik von Hoctès folgend, die allzu kühnen Auswüchse seiner Resultantenphantasie beschnitten und meist Mustergiltiges geboten.)

Es fehlte also an einem Uebergange zwischen den Anfängen Michon's und dem in »l'Ecriture et le Caractère«, ein Buch für Wissende, enthaltenen, ausgereiften Systeme C.-J.'s. Der ward mir post festum durch seinen »Traité Pratique« ein Werk, so klar und fesselnd geschrieben, mit aller dem Vollblutfranzosen eigenen Anmut eines künstlerisch vollendeten Styls, dass es mir heute noch als das Buch der Bücher für Lernende erscheint. In der inzwischen erschienenen, von Hans H. Busse übersetzten vierten Auflage ist der Verfasser weit über die Ansichten jenes ersten Traités hinausgewachsen, der heute nur mehr für die inzwischen geförderte Wissenschaft ein historisches Interesse besitzt, insofern es das Anfangsstadium seiner graphologischen Einsicht darstellte. Ich schulde dem bedeutenden Meister den wärmsten Dank, umsomehr, als ich, durch ihn ermutigt, meine Feder für die französische Fachzeitschrift »La Graphologie« zu rühren begann.

Um so schmerzlicher bedaure ich es durch einige bescheidene Ausstellungen an seiner Harmonietheorie mir offenbar sein Missfallen und Misswollen zugezogen zu haben. Nun und nimmer konnte Jemand, der das Genie für die schönste Blüthe des unbewussten aus den tiefsten Tiefen quellenden Menchengeistes ansieht, jener dürftigen Definition des Genies zustimmen, die sich an jene, von Nüchternheit trunkenen, Verse Joseph Chéniers knüpft, welche er seinem Kapitel über die Grade der Intelligenz als Motto vorsetzte. (Siehe letzte Ausgabe des Traité Seite 53.) Sie gipfeln in den Schlusszeilen: »Et le Génie, c'est la Raison Suprême.« »Das Genie ist die höchste Vernunft.« (Es schmeckt nach dem wüsten Kultus der Vernunft in den Schreckenstagen der ersten französischen Revolution.) Mit diesem Verse war sowohl Napoleon als Beethoven aus den Reihen der führenden Geister, der Genies gestrichen. Wo hätte je die Vernunft, die dürre Verständigkeit, die Schwiegermutter Weisheit ein grosses Werk geschaffen, ohne »dem holden Seelchen, der Phantasie« einen Löwenanteil daran zu gönnen. Sodann schien mir das Wesen des Genies allezeit mehr auf stark ausgeprägte Einseitigkeit, denn auf allgemeiner harmonischer Ausgestaltung zu beruhen. In reger graphologischer Fehde ward dieser Punkt allseitig beleuchtet und auch in Frankreich zugegeben, dass das Genie sich ebensowohl bethätigen kann in einer »Rupture d'Equilibre« alias in gestörtem Gleichgewichte der geistigen Fähigkeiten als in dem harmonisch abgestimmten Ebenmaasse derselben.

Ersteres gilt namentlich für den Germanen, indess die Harmonielehre, mit weit geringeren Ausnahmen, für die romanische Welt seine Richtigkeit haben mag. Diese nicht abzuleugnende Thatsache beruht wohl auf der ältern Cultur im Süden Europas, welche auf Kosten der Kraft und Ursprünglichkeit des Wesens, die Individualität in allen Lebensäusserungen mehr abgeschliffen und jenen Cultur der schönen Form hervorgerufen hat: »Qu'importe quelques vagues humanités, pourvu que le geste soit beau?« — »Es kommt auf einige Menschlichkeiten nicht an, wofern nur die Gebärde schön ist.« Tailhade.

Wie Vergil weit polierter als Homer, so auch der Italiener und Franzose im Gegensatz zu dem Germanentum, in dem noch immer ein Stück Barbarei steckt, zugleich mit der grössern Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit. Der letzte Condottiere, der das alte Staatensystem Europas über den Haufen warf, nachdem er das Erbe der Revolution angetreten, schöpfte seine frische Kraft aus dem urwüchsigen, von der Civilisation wenig beleckten Boden Corsicas. Seine unverbrauchte, schrankenlose, jenseit von Gut und Böse gestellte Natur findet ihr Widerspiel in seiner genialen, höchst unharmonischen Handschrift.

Nie wird sich die Anschauung des Germanen über das Wesen des Genies mit der seines gallischen Nachbars völlig decken. Zwischen Deutschen und Franzosen türmen sich die Vogesen des künstlerischen Empfindens auf, über die man nie völlig hinauskommt. Als dessen Ausläufer im gesellschaftlichen Leben dünkt mich jener Durst nach glänzender Lebensführung, der das Far Figura des Italieners und den Panache der Franzosen zugleich bedingt. (Den Panache hat Fulda mit seinem »Wappenschild« nur höchst ungenügend verdeutscht. Der Begriff ist eben dem Germanen fremd und unübersetzbar. Panache und

Prestige, diese jedem gallischen Herzen so theuren Worte, decken sich einigermassen, wie sie auch mit Fug und Recht Alliterationen sind.)

Das starke Betonen des äusserlich Glänzenden bildet einen so wesentlichen Charakterzug der Franzosen, dass man ihn auch in graphologischen Dingen nicht ausser Acht lassen darf, um ein Verständnis anzubahnen. Erklärt wird er zur Genüge durch die Erwägung des Nachdruckes, den ein Künstler, mithin gleichfalls ein künstlerisch veranlagtes, schönheitsdurstiges Volk, auf die schöne Form legen muss: der Gehalt kommt meist in zweiter Linie, was die Wertschätzung anbetrifft. Dem Deutschen indess geht Sein vor Schein. Selten ist er im Stande, im gesellschaftlichen Verkehr eine zugleich gefällige und ungezwungene Form festzuhalten man kann sich bei ihm eines urplötzlichen Ueberganges von steifster Zugeknöpftheit zu geschmacklosester Burschikosität versehen.

Dies führt mich naturgemäss zur Paraphe, zum schmückenden Federzuge, dem Langenbruch und nach ihm Preyer mit Unrecht die Bedeutung absprechen, die er thatsächlich besitzt, als individuellste Schöpfung jenes starken romanischen Dranges nach äusserer Zier und Bedeutsamkeit. Das in sich ruhende Selbstgefühl kann sein entraten. Wer indes drauf ausgeht in der Vorstellung Anderer einen weiten Raum einzunehmen, sich am Neide und der Bewunderung seines Nächsten zu weiden, der verrät jenes Bestreben durch einen Federzug, der lassoartig, je nachdem mit Schnörkeln und Schlingen verbrämt, ein barockes Piedestal unter dem Namen auferbaut: ein geschichtliches Ueberbleibsel gleichsam aus der Zeit der Allongeperrücken und des gestelzten Umgangstones. Mit Ausnahme der Bühnenwelt, die auf den schönen Schein angewiesen ist, findet der schlichtere Deutsche zumeist in seiner Brust keinen Widerhall für dies schreiende Bedürfnis, welches der Franzose mit dem Italiener und dem Slawen gemein hat.

Bei verstellter Schrift kann der Federzug bisweilen zur Ermittlung des Fälschers führen indem er dazu dient, die Idendität der Persönlichkeit festzustellen. Dies bewies ich unlängst in einem »Essai sur le Mensonge«, »Versuch über die Lüge«, an einem russischen Galgenvogel, der jede Spur von Eigenart, unbewusst heuchelnd, in einem französischen Briefe abgestreift zu haben schien. Selbst der Name, mit lateinischen statt mit russischen Lettern geschrieben, gebärdete sich gleich einem Wolfe im Schafspelze, der eine Biedermiene aufgesetzt hat, um einem Gimpel mit besserm Erfolge die Leimrute hinzuhalten. Der Federzug allein beharrte bei seiner ursprünglichen Form — und der genügte vollauf, um mir ein Licht aufzustecken.

Meinem Bedürfnis nach besonderer Erörterung der Eigentümlichkeiten der deutschen Schrift und des deutschen Volkstumes kam nun Langenbruch entgegen, der fruchtbare scharfsinnige Praktiker, der Schwiedland, den Theoretiker, in »Schorers Familienblatt« ablöste und in Berlin sein graphologisches Bureau begründete. Er bildete Preyer, der mit philosophischem Geiste die werdende Wissenschaft auffasste und erweiterte, ihr in Deutschland zuerst das wissenschaftliche Bürgerrecht verschaffend. Wir wechselten ein paar Briefe. Mit überraschend gutem Erfolge wiederholte ich die von ihm beschriebenen Versuche mit Mund-, Ellbogen-, Fussschrift u. s. w. Namentlich die Unterschrift eines Jeden kam meist auf den ersten Wurf heraus mit allen Eigentümlichkeiten, ja fast der ataktischen Züge entbehrend. Was nicht das Selbstgefühl Alles thut. Langenbruch's »Handschrift« erschien ein Jahr lang und entschlief an der Schwindsucht in Folge des Mangels an klingender Anteilnahme. Vielleicht trug dazu noch ein Missstand bei, den ich als solchen empfunden habe. Ich meine die vielen, kurzbemessenen Fortsetzungen, deren je zuweilen 3 bis 4 in einem Hefte vorkamen. Das macht, meiner unmassgeblichen Ansicht nach, die Sache schwerfällig, weniger übersichtlich und trägt wesentlich dazu bei, die Anteilnahme des Durchschnittslesers abzuschwächen, indem sie seine Aufmerksamkeit auf eine zu harte Probe stellt. Verdankt doch auch die »Zukunft« ihren grossen Erfolg (neben den vorzüglichen Mitarbeitern) dem allezeit festgehaltenen Grundsatze, ihren Lesern zumeist nur Abgeschlossenes in knapper Form zu bieten — ein Vorzug, der auch den „Graphologischen Monatsheften" ein Ziel sei, aufs Innigste zu wünschen und zu erstreben.

Neue Deutungen.

12. A. **Baronesse v. Pfeilitzer-Franck:** Dextrogyre Schriftzeichen-Verbindungen. (Vergl. „Berichte" 1898. S. 71, 126 f.)

R. Roemer und **J. Zinndorf:** Die Schunter'schen Ausführungen über die dextrogyren Verbindungen von Langbuchstaben lassen sich noch etwas erweitern und durch eine ausführlichere, theoretische Analyse sicherer begründen. Wenn man zu diesem Zwecke den mit starker Deduction sicher zu bewertenden Verbindungszug als einen bekannten Bestandteil der hier in Frage kommenden Schriftzeichen (z. B. Fig. 1) eleminirt, so

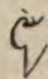


Fig. 1
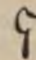


Fig. 2

bleibt eine unvermittelt abbrechende Unterlänge übrig (Fig. 2), deren Deutung kombinirt mit der des Verbindungszuges die Grunddeutung dieser Schriftzeichen ergeben muss. Die unvermittelt abbrechenden Unterlängen können angesehen werden als die Endstufe einer Handschrifteneigenheitsentwicklungsreihe (Fig. 3) deren Deutung wäre — vergl. Busse, Handschriftendeutungskunde, II. Aufl. § 92, 2 a —: Mässigung (Nüchternheit, Sachlichkeit, Einfachheit, kaufmännische und gelehrte Neigungen). In seinen Aeusserungen wird dieser Eigenschaftskomplex vielfach als „Kurzangebundensein", Zurückhaltung etc. gewertet. (Preyer, Psychologie des Schreibens, pag. 133). Bei den Urhebern der mitgeteilten Proben dürfte deren Grundton vorliegen, aber der dextrogyre Verbindungszug giebt gleichzeitig zu erkennen, dass das Streben sich anderen anzupassen vorhanden ist. Wer so schreibt, dürfte aus Erfahrung erkannt haben, dass ein den unvermittelt abbrechenden Unterlängen entsprechendes Wesen nicht immer am Platze ist. (Weltklugheit.) Zu unterscheiden wären noch:

Fig. 3

Fig. 4.

a) Rechtsverbindungen mit spitzen Winkeln; (z. B. Fig. 4.)

b) Rechtsverbindungen mit Rundungen. (z. B. Fig. 5.)

Fig. 5

Das Streben nach Anpassung haben beide gemeinsam, aber die Triebfeder ist eine verschiedene, nämlich:

bei 4: Anpassung aus Weltklugheit (Verstandessache),

bei 5: Anpassung aus Menschenfreundlichkeit (Herzenssache).

Die Schunter'sche Deutung der dextrogyren Verbindung findet keine Anwendung auf die Buchstaben f, g, ſ, p, q. 𝔓, 𝔔. Findet man bei diesen Buchstaben Bindungen vom Endpunkte der Unterlängen aus, so dürften dieselben als Fixierung einer unsichtbar sein sollenden Schreibbewegung zu betrachten sein und dürfte sich die Deutung deshalb nur auf Deduktion beziehen, da hier kein unvermitteltes Abbrechen der Unterlängen d. h. Fortlassung der Schleife vorliegt, sondern der Gestaltung der Buchstaben der Schreibvorlage entspricht. Ausser bei g, y, hs. 𝔤, 𝔥, 𝔭, 𝔶, 𝔷 und bei einigen Majuskeln mit Unterlängen (Fig. 4 und 6) kommen Rechtsverbindungen, bei welchen sich die Schunter'sche Deutung anwenden lässt auch bei einigen Majuskeln ohne Unterlängen vor. (Fig. 7 und 8.) Hier tritt ebenfalls an Stelle der sinistrogyren Schleife ein dextrogyrer Verbindungszug; und zwar findet sich im Buchstaben „B" (Fig. 7) Fortlassung der unteren linken sinistrogyren Schleife an deren Stelle eine dextrogyre Rundung tritt. Im Worte „Herrn" (Fig. 8) ist ebenfalls die untere linke Schleife fortgefallen, während die obere rechte, ebenfalls sinistrogyre, Schleife eine vorschriftsmässige Behandlung erfahren hat, die dem folgenden „e" analog ist.

Fig 6

Fig. 7

Fig. 8.

A. v. Pfeilitzer-Franck: Auf die Entgegnung des Herrn Schunter zu meiner Deutung der dextrogyren Schriftzeichen-Verbindung, muss ich bemerken, dass die vier Besitzer der mir augenblicklich vorschwebenden Handschriften, darunter die Schriftprobe „Gruss" (vgl. oben Fig. 4) und „Gel-Je" (vergl. nebenstehende Fig.) allerdings viel Finesse und diplomatische Gewandtheit besitzen. — Was nun die Bemerkung betrifft, dass dieses Zeichen mehr in den Handschriften der Franzosen und Italiener als der Deutschen zu finden sei, so könnte man hier vielleicht sagen, dass wir Kurländer, obgleich rein deutscher Abstamung, durch die geographische Lage unseres Landes, zwischen Schweden, dem russischen Reich, Polen und Preussen, gelernt haben, uns anzupassen, z. B. auch viel Sprachtalent besitzen. Grossen Einfluss auf unsere Entwicklung übten die Jahre unter polnischer Herrschaft aus. Dadurch haben wir im Laufe der Jahrhunderte uns anders entwickelt, als die Reichsdeutschen: das wird sich dann auch in unserer Schrift ausprägen.

13. **J. Baronesse v Pfeilitzer-Franck**: Nachträgliches Anbringen von geraden oder gebogenen Strichen bei

anfänglich sehr einfach geschriebenen Buchstaben. *(Vgl. „Berichte" 1898. S. 19, 129 ff.)*

Edmund Riehl: Bei Untersuchung der zu Grunde gelegten Schriftprobe bin ich zu einem wesentlich anderen Resultat gelangt. Dabei möchte ich zunächst vorausschicken, dass es im Allgemeinen wohl selten angebracht ist, bei Entdeckung eines vermeintlich neuen Zeichens oder Anhängsels, wie es hier der Fall ist, nun auch auf eine besondere Charaktereigenschaft oder Charaktereigentümlichkeit zu schliessen. Ich bin vielmehr der Ansicht, dass man alle derartigen Formen, hier in Gestalt von wagrechten Kommas oder geschwungenen Strichen, die sowohl vor Majuskeln wie Minuskeln angebracht werden, zuerst auf eine graphologische Grundform zurückzuführen suche. Gelingt dies, so deutet das an bisher noch nicht beobachteten Stellen angebrachte Zeichen lediglich auf eine ganz aussergewöhnliche Bethätigung der nach den Regeln der Graphologie hierfür bestimmten Charaktereigenschaft.

Dies dürfte auch hier der Fall sein, denn die nachträglich angebrachten „Verzierungen" lassen wohl kaum auf künstlerischen oder ästhetischen Sinn schliessen, (dieser prägt sich in den schönen weichen Rundungen der Majuskeln aus) sondern sind der Typus des Kritikvermögens und weil so häufig vorkommend, speziell hier die Sucht des Schreibers alles zu kritisieren, was ihm unter die Augen kommt. Dies mag meist in satyrischer, aber zuweilen auch in fröhlich-humorvoller Weise geschehen, da auch geschwungene Striche vorkommen.

Noch erklärlicher wird vielleicht die Thatsache, wenn man den ganzen Schriftduktus des Schreibers mit in Betracht zieht, der zu den nüchternen phantasielosen Verstandesmenschen zählt, die ganz in ihrer Wissenschaft aufgehen und wie die Erfahrung lehrt, meist eine mehr oder weniger grosse Portion kritischen Geistes besitzen.

Daher möchte ich den Ausspruch des Betreffenden, dass er mit den erwähnten Strichen seine angeblich hässlich aussehenden Buchstaben verschönern will (sie sind schon einfach und schön gebildet) nur dahin deuten, dass ihm selbst seine eigene Schrift nicht gefällt und dass er dieselbe lediglich aus Lust am Kritisieren für verbesserungsbedürftig hält. Es offenbart sich hier eben das Kritikvermögen in einer ausserordentlich impulsiven Weise.

Julie v. Pfeilitzer-Franck: In Betreff der nachträglich angebrachten Striche glaube ich Herrn J. Döry Recht geben zu müssen. Ich konnte nur von dieser einen Handschrift reden, da mir ähnliche Schriftproben zur Vergleichung leider ganz fehlten. Es wäre daher von Interesse, wenn sowohl H. J. Döry als Fr. R. Römer Proben der von ihnen beobachteten Zeichen einsenden wollten und wir eine event. Abweichung oder Annäherung an die besprochene Schriftprobe konstatieren könnten, woraus sich dann auch voraussichtlich etwas Genaueres feststellen liesse. Die Deutung, die Frau Römer giebt, passt auf diesen speziellen Fall nicht. Es ist grosse Willensstärke und Sicherheit im Urteil vorhanden, aber durchaus nichts von „krankhaft übertriebenem, sinnlosem Beharren."

14—20. *(Vgl. „Berichte" 1898.)* Diese neuen Deutungen haben keine Widersprüche und keine Ergänzungen erfahren.

21. **Dolphine Poppée: Über den Farbensinn.** Von Kindheit auf für Zeichnen und Malen sehr eingenommen, konnte ich mich aus äusseren Gründen zunächst nicht in diesen Künsten ausbilden. Als kleinen Ersatz dafür beobachtete ich eifrig Maler, ihre Werke und ihre Schriften. Manche Stunde stand ich so vor den Auslagen der Kunsthändler, um besonders die Farbenwirkungen der Bilder zu beobachten. Später, als ich selbst Zeichnen- und Mal-Unterricht nahm und mit zahlreichen Künstlern persönlich bekannt geworden war, bot sich mir Gelegenheit, zu sehen, wie Künstler schreiben und sich kleiden; dabei bemerkte ich im Laufe der Jahre eine seltsame Übereinstimmung in der Farbenwahl der Kleidung, der Bilder, selbst der Wohnung und — der Frauen.

Ich fand bis jetzt folgende drei Typen.

Wer tiefes, ausgesprochenes, sattes Colorit liebt, also kräftige Farben, z. B. dunkel- oder rubinrot, dunkelviolett u. s. w., dessen Schrift hebt sich auch kräftig und tief vom Weiss des Papieres ab. (Fig. 1.)

Fig. 1

Das direkte Gegenteil sind die Schriften Fig. 2a und 2b, die sich kaum merklich vom Papier, sei es nun weiss, grau oder mattgelb, abheben. Personen, welche regelmässig stets so schreiben, bevorzugen in ihrer Kleidung und Wohnung, sofern die Wahl derselben von ihnen selbst abhängt, das blasse,

matte, unausgesprochene Colorit, ein Grau, Blässlich, Gelblich; sie lieben überhaupt nichts Schreiendes, Auffallendes. Aschblonde, matt-

Fig. 2a.

Fig. 2b.

braune Haare werden ihnen gefallen, während die Schreiber à la Fig. 1 sich an feurigen, blühenden, schön gefärbten Brünetten oder nur Blondinen von strahlendem, glänzenden Timbre und sehr rosigem Teint entzücken.

Schriften, die wie Fig. 3 bald eine mittlere

Fig. 3.

und bald eine grosse Strichbreite zeigen, habe ich noch nicht genügend untersucht.

Bei Schriften, die ähnlich wie Fig. 1 oder Fig. 2 sind, dürfte ein Irrtum betr. Diagnose des Farbensinnes der Schreiber sehr selten sein.

Selbstverständlich spielt das Schreibmaterial hier eine sehr **wichtige** Rolle, man muss deshalb eine grössere Menge Proben haben. Prof. **Preyer** war sehr überrascht, als ich aus seiner Schrift seinen stark entwickelten Farbensinn erkannte; er liess sich die Zeichen dafür auch von mir angeben; eine wissenschaftliche Erklärung ist aber bis jetzt nicht gefunden; ich glaube jedoch, dass jener, welcher die Farbenpracht im allgemeinen liebt, es gar nicht ertragen würde, wenn seine Schriftzüge sich nur matt vom Papier abhöben.

Für den Polizei- und Gerichts-Beamten ist es wichtig, über den Farbensinn von Personen orientiert werden zu können; für die Charakterbeschreibung ist es mehr nebensächlich, jedenfalls bestehen Beziehungen zwischen dem Temperament und dem Farbensinn eines Menschen.

22. J. **Schunter.** **Wortabschluss ohne Haarstrich mit sinistrogyrer Tendenz der letzten Hauptrichtung (Grundstrich).** Soviel wir aus der uns zur Verfügung stehenden Litteratur ersehen, hat sich über diese Handschrifteneigenheit ex professo nur **Dilloo** ausgesprochen und dieselbe (Handschriften-Deutung § 101) so erklärt: „Überhaspelung zu Anfang der Arbeit — Eifer, der nicht mit den Körperkräften Rechnung hält — Ermattung in Folge von Anstrengung — man lässt **die Flügel hängen.**" Dilloo ist sonach zu dieser Erklärung gekommen durch die Ähnlichkeit der fraglichen Handschrifteneigenheit mit einem herabhängenden Flügel. Wir müssen diese Deutung als irrig zurückweisen; die in Frage stehende Handschrifteneigentümlichkeit ist vielmehr ein Zeichen der Willensbethätigung (also so ziemlich das Gegenteil von dem, was Dilloo statuiert) Im einzelnen bemerke ich hierüber folgendes Ich erinnere mich, wie ein energischer Mann, um seinen Worten Nachdruck zu geben, eine kurze abwärts gehende Bewegung mit der geballten Hand zu machen pflegt; zugleich war die Bewegung etwas nach links eingebogen. Diese Geste ist übrigens jedem, der sich in die Rolle hineindenkt, als wolle er etwas kategorisch erklären oder entschieden seine Willensmeinung kundthun und auch durchgesetzt sehen, sofort geläufig. Dieselbe Geste nun machen viele mit der Feder beim Schreiben. In Fig. 1 ist diese Schrifteigentümlichkeit noch nicht so genau ausgeprägt (und man bringt sie dann fälschlich mit Reserve oder Besitzliebe in Zusammenhang); in

Fig. 1

Fig. 2 und 3 (aus derselben Handschrift) tritt

Fig. 2 Fig. 3

sie schon deutlicher zu Tage, und in Fig. 4 und 5 ist sie vollständig ausgeprägt; in Fig. 6

Fig. 5

Fig. 4

Fig 6

nimmt sie sogar die Form des sogenannten Schwerthiebes an. Aus dem Gesagten ist auch die Bedeutung unserer Handschrifteneigenheit, betreffend welcher bereits **Preyer** („zur Psycho-

logie des Schreibens", S. 133) eine richtige Andeutung gibt, ohne weiteres klar: man will kategorisch seine Meinung und seinen Willen kundthun, keinen Widerspruch haben. Das ist im allgemeinen die Bedeutung der fraglichen Schreibbewegung; man findet diese aber kaum je für sich allein, sondern (meist) nur in Handschriften, denen der Stempel des Eigensinn der Rechthaberei, Disputierlust (immaterielle Willenskraft), Schneidigkeit, ja Gewaltthätigkeit und Rücksichtslosigkeit deutlich aufgedrückt ist, — das in Rede stehende „Schriftzeichen" verleiht dann diesen Eigenschaften eine Verschärfung und Verstärkung, beziehungsweise besondere Nuancierung und Färbung. So ist es auch erklärlich, wie Langenbruch („Graphologische Studien" S. 95) diese Schriftform gelegentlich als Zeichen von Grobheit erklärt. Wir fügen noch an, dass der behandelte Abschluss eines Buchstabens nicht bloss am

Fig. 7

Ende der Worte, sondern auch in der Mitte derselben vorkommt, z. B. beim I, t und lateinischen H. (Fig 7).

Gerichts-Graphologie.

Aus der Praxis. Am 12. Januar verhandelte das Landgericht Dresden u. a. über eine Anklage gegen den Sprachlehrer Ch. A. Moppert wegen verleumderischer Beleidigung, begangen an dem Direktor Palm durch anonyme Briefe. Zur Feststellung der Urheberschaft-Identität waren als Sachverständige geladen die Herren Paul Wächtler, Oberlehrer Spalteholz und Arthur Henze. Die Gutachten der beiden letztgenannten Herren behaupteten die Nicht-Identität der Schriftstücke. In eingehenden Ausführungen vertrat jedoch Herr Wächtler die entgegengesetzte Ansicht. Wie wir erfahren, fanden aber seine auf graphologischen Prinzipien beruhenden Darlegungen durchaus nicht das erforderliche Verständnis; das Gericht legte ersichtlich mehr Gewicht auf die Angaben der Schreibsachverständigen, deren Thätigkeit noch immer als reine Vertrauenssache behandelt wurde, und zeigte überhaupt eine bedenkliche Skepsis gegen die Wissenschaftlichkeit der Graphologie. Trotzdem schien der Angeklagte — wohl infolge des Wächtler'schen Gutachtens — dem endgültigen Ausgang des Prozesses nicht mit der Sicherheit des Unschuldigen entgegenzusehen. Während der Urteilsberatung des Gerichtshofes kam folgender Vergleich zu Stande: Der Angeklagte erklärt den Inhalt der anonymen Schriftstücke für unwahr, giebt aber nicht seine manuelle Urheberschaft zu sollten die Schriftstücke auf Aeusserungen von ihm zurückzuführen sein, so bedauert er diese und bittet den Beleidigten um Verzeihung ausserdem verpflichtet er sich zur Zahlung einer Sühne und der Kosten des Verfahrens. Das Gericht verurteilte den Angeklagten ausserdem noch wegen versuchter Nötigung zu einer Geldstrafe und verfügte im Uebrigen die Einstellung des Verfahrens. B.

Dreitausendsechshundertfache Schriftvergrösserung durch Photographie. In vielen Fällen von gerichtlichen Handschriften-Untersuchungen wird gegenwärtig noch die Photographie in gänzlich unnötiger, ja gefährlicher Weise herangezogen zu Vergrösserungen um das Zwei- oder Dreifache des Originals. Die Zeitschrift „Photo-Revue" berichtete kürzlich jedoch von einem Falle, wo der Fälschungs-Nachweis eines Testamentes erst nach 3600facher Vergrösserung möglich war und zuvor die Herstellung eines photographischen Apparates erforderte, der als „der grösste der Welt" bezeichnet wird. Es handelt sich um ein Testament, das angeblich gefälscht war. Es war mit Bleistift geschrieben und man hatte Grund zur Vermutung einer Fälschung, aber jedenfalls war der Betrug so geschickt ins Werk gesetzt, dass selbst die feinste Untersuchung keinen sicheren Beweis erbrachte. Sogar die stärksten Vergrösserungen, die die Photographen des Ortes mit ihren Apparaten von der Schrift herstellen konnten, führten nicht zum Ziele. Man beschloss schliesslich, einen Riesenapparat zu bauen, von dem man sich ein besseres Ergebniss versprechen konnte. Der Linsenteil des Apparates hatte eine Länge von nicht weniger als 25 Fuss und stand in Verbindung mit der Dunkelkammer, in der sich die photographische Platte befand. Die photographische Linse, aus einer berühmten Berliner Werkstatt hervorgegangen, hatte nur 5 cm im Durchmesser, bestand aber aus 6 Gläsern, brauchte zu ihrer Herstellung 2 Monate und kostete 800 Mk., ihre vorzügliche Konstruktion ermöglichte eine ganz ungewöhnliche Vergrösserung ohne jede Verzerrung. Mit Hilfe dieses aussergewöhnlichen Apparates erhielt man ein Abbild der auf dem Testamente befindlichen Schrift in 3600facher Vergrösserung. Unter Anwendung von elektrischem Lichte waren nun radierte Stellen schwach aber deutlich auf dem Papier zu erkennen. Da man ferner annehmen durfte, dass die später geschriebenen Worte mit einer anderen Art von Bleistift aufgezeichnet waren, so versuchte man 2400 verschiedene Arten von Bleistiften von amerikanischer und anderer Herkunft, photographierte die Schrift und prüfte sie dann. Schliesslich fand man auf diese Art diejenige Sorte, mit der die gefälschten Schriftzeichen geschrieben waren. Der grosse photo-

graphische Apparat ist bald darauf zu einer zweiten Verwendung gekommen, indem er von der Polizei zur Untersuchung eines Checks auf die Bank von Nevada benutzt wurde, der angeblich von 22 auf 22000 Dollars umgeändert war. Der Schein wurde zwischen 2 Glaspatten gelegt, eine Photographie aufgenommen und man konnte nun leicht erkennen, dass ein Wort geschickt mit einer Säure weggebeizt und dafür mehrere andere zur Vergrösserung der Zahl mit einer anderen Tinte hinzugefügt waren. Z. B.

Varia.

Parfüms und Charakter. „Viele Wege führen nach Rom", wenn sie auch an Kürze und Gangbarkeit sehr verschieden sind. Lavater machte den ersten Versuch, all die Wege der Physiognomik zu bezeichnen, auf welchen wir in das rätselhafte Getriebe des individuellen Seelenlebens gelangen können. Jüngsthin nun hat ein Amerikaner, Harry Thurston Peck, noch einen neuen physiognomischen Weg entdeckt; seine Parole lautet: „Sage mir, was Du gerne riechst, und ich will Dir sagen, wer Du bist". So verblüffend diese Behauptung auch zunächst Manchem klingen mag, so lässt sich theoretisch ihre Richtigkeit doch sehr leicht beweisen, wenn man von dem Grundsatz aller Physiognomik ausgeht, dass sich im ganzen äusseren Sein und Thun des Menschen, in seinen Abneigungen und Zuneigungen sein Charakter ausprägt. Das, was ein Mensch gerne riecht, wird zunächst natürlich nur ein Kennzeichen dafür sein, ob er mehr für kräftige oder für zarte, für einfache oder zusammengesetztere sinnliche Reize empfänglich ist, d. h. durch sie stärkere Lust-Gefühle erhält. Charakterologische Erkenntnisse haben uns aber bekanntlich gelehrt, dass derartige Thatsachen nicht ohne weitverzweigte Beziehungen und Zusammenhänge mit dem übrigen individuellen Seelenleben sind. Freilich, von welcher Art und von welchem Umfange jene Beziehungen und Zusammenhänge sind, — „that is the question!" Und diese Frage teilweise gelöst oder doch die Lösung behauptet zu haben, das ist das Neue, das „Sensationelle" in der Publikation Mr. Peck's, aus der wir an dieser Stelle nur das Folgende erwähnen. Je intensiver empfänglich für Parfüms, um so interessanter sind die Menschen. Die Wissenschaft von den Parfüms ist sehr difficil. Sie ordnet sich in verschiedene Gruppen: Weisse Rose, Celtis, und Patschuli bilden die eine; sie haben alle denselben schweren süssen, fast betäubenden Duft. Angenehm sind die Menschen, die für sie inclinieren, nach Mr. Peck's Behauptung, gerade nicht. Sie neigen zur Sentimentalität, Schwatzhaftigkeit, Sinnlichkeit, zu körperlicher und geistiger Trägheit, sie sind verschwenderisch und haben sogar eine Tendenz zum — Dickwerden. Noch düsterer ist das Charakterbild der Moschusliebhaber; es sind brutale undifferenzierte Personen. Zum Trost für sie sei aber bemerkt, dass diese „böse" Neigung, wenn sie sich mit der Vorliebe für andere Parfüms paart, zu einem ganz entgegengesetzten Merkmale wird. Die Veilchen-Parfüms zeugen dagegen von Bildung, gutem Geschmack und Liebe zur Schönheit; und ein glänzendes Lichtbild entrollt sich von denen, die ausschliesslich Eau de Cologne lieben. Alle Tugenden sind in ihnen vereint, die höchste Reinheit des Charakters, ungewöhnlich feiner Geschmack, umfassende Bildung und scharfer Verstand. Nicht leicht einzuordnen sind Personen mit Vorliebe für Caryopsis und Agave. Sie sind Ausnahmenaturen, oft capriciös und ein wenig pervers, sie lieben das Seltsame, das Rokoko. Das Böse schlummert in ihnen, tritt aber nicht immer ans Tageslicht. Diese Angaben mögen genügen; wie weit sie richtig sind, das im einzelnen zu überprüfen, überlassen wir unseren Lesern; manche Angaben leuchten jedenfalls unmittelbar als richtig ein und können natürlich auch gelegentlich in der graphologischen Praxis verwertet werden, wenn man geistreiche Kühnheit mehr liebt, als einfache psychologische Genauigkeit. R. R.

Zur gefl. Notiznahme.

Redaktionelle Sendungen (Aufsätze, Mitteilungen, Recensenda) sind zu richten nach München, Neureuther-Str. 3.

Für die Redaktion verantwortlich: Hans H. Busse, München.
Druck und Papier von Gebrüder Haertl, München.

Die Graphologie als Hilfsmittel zur Entdeckung von Geheimschriften.

Von
Hans Schneickert,
Würzburg.

Will man den Ursprung der Kryptographie (Geheimschreibekunst) erforschen, so muss man zurückgehen in das hohe Altertum. Schon bei Herodot und Plutarch sind Spuren von Geheimschriften zu finden. Das erste geheime Alphabet, von dem man berichtet, hat Julius Caesar zusammengestellt, um mit seinen Vertrauten — sich schützend vor anderen unberufenen Personen — seine Gedanken auszutauschen. Wir sehen also schon beim Entstehen der Geheimschrift ihren Wert für den diplomatischen Verkehr. Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Kryptographie ein unentbehrliches Ingredienz der Diplomatie, besonders seit der Staatsverwaltung Richelieus, aus welcher Zeit auch die Bezeichnung »chiffre« stammt, da man vorzugsweise mit Ziffern chiffriert hat. — Dass im diplomatischen Verkehr die Geheimschrift einfach unentbehrlich wurde, davon geben viele Beispiele aus der Geschichte einen schlagenden Beweis; ich will nur erinnern an jene »geheime Expedition« des Grafen von Brühl, des Premier-Ministers August III., des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, die in den Jahren 1736–1750 es sich zur Aufgabe machte, sämtliche Briefschaften, die Friedrich II. und sein Gesandter zu Dresden gegenseitig austauschten, zu erbrechen und sie an die richtige Adresse weiter zu befördern, ohne dass der Empfänger Verdacht schöpfen sollte. Zu diesem Zwecke wurden zunächst alle in Frage kommenden Postbeamten bestochen und zur »Treue und Verschwiegenheit« verpflichtet; sodann wurde zur Expedierung der preussischen Depeschen ein besonderer Beamtenapparat in Funktion gesetzt, der aus lauter erprobten Gaunern bestand. Besondere Erwähnung verdient hier der Baron von Scheel, der es vortrefflich verstand, fremde Handschriften nachzuahmen, sodann noch ein Jude, der im Herstellen von gefälschten Petschaften ein Virtuose war. Schliesslich war auch noch das Amt eines »Nachschlüsselfabrikanten« durch eine bewährte Kraft besetzt. – Als aber mit einem Male die preussischen Depeschen nur noch chiffriert versandt wurden, kam das vorher so schwungvoll betriebene Handwerk ins Stocken, und nach und nach entfernten sich mehrere »geheime Expeditoren«, nichts Gutes ahnend, spurlos aus ihrem früheren Wirkungskreis. –

An der Ausbildung der Kryptographie waren Männer von grossem Scharfsinn beteiligt, so der Abt Tritheim, der berühmte Jesuit Kircher, Lord Bacon, ferner Joh. Wallis, s'Gravesand, Jacques Ozanam, der berühmte Mathematiker Vieta, sodann Schwenter, der Mathematiker Hindenburg, Selenus (der Herzog August von Braunschweig-Lüneburg), Hugo Grotius, ehemaliger schwedischer Gesandter in Paris, Mirabeau, im Anfang des 19. Jahrhunderts Klüber und im Laufe dieses Jahrhunderts viele andere mehr.

So alt die Geheimschreibekunst ist, so lange besteht natürlich auch das Bestreben, in das verborgene Geheimnis einzudringen und andrerseits das Bedürfnis, die Geheimschriften immer undurchdringlicher zu gestalten.

Wenn wir z. B. Julius Caesar's Methode näher ins Auge fassen, so müssen wir sagen: so alt sie ist, so primitiv ist sie auch. Diese Methode besteht nämlich in einer blossen Versetzung der einzelnen Buchstaben des Alphabets, die heute noch vielfach mit allerlei nutzlosen Variationen von ungeübten geheim Correspondierenden angewendet wird. Es ist nach Caesars Methode z. B. b=f, k=r, v=n etc. So oft also ein Buchstabe der Klarschrift (d. h. der mitzuteilenden Nachricht) wiederkehrt, muss auch der entsprechende Ersatzbuchstabe der Chiffreschrift sich wiederholen. Nun gibt es aber in jeder Sprache Buchstaben, die öfter wie andere auftreten, z. B. in der deutschen Sprache der Vokal **e**; nach **e** kommt am zweithäufigsten der Buchstabe **n** vor, dann **i**, **s** u. s w. Ferner werden stets zwei gleiche Chiffrebuchstaben nebeneinanderstehen, sobald entweder eine Verschärfung (z. B. nn, ll etc), oder eine Dehnung (z. B ee, aa), oder eine sonstige Verdoppelung (z. B Mitteilung etc.) vorliegt*); ausserdem ist in der deutschen Sprache die Zahl der Bigramme und Trigramme ziemlich beschränkt, sodass man z. B. Präpositionen wie in, an, zu etc. oder Artikel wie der, des, dem, die etc. leicht erraten kann. Man erkennt, dass durch solche Anhaltspunkte das ganze Geheimnis preisgegeben ist. Wenn gar noch eine unvorsichtige Bezeichnung des Wohnortes und des Datums, oder zu auffallende Anreden und Schlusswendungen in Chiffreschrift dazu kommen, dann ist die Aufgabe des Dechiffreurs eine leichte.

So war natürlich das Bedürfnis nach einer besseren Geheimschrift-Methode sehr naheliegend; man muss aber gestehen, dass mit dem Scharfsinn in der Entdeckung neuer, scheinbar undechiffrierbarer Geheimschrift-Methoden der Scharfsinn in der Entzifferung derselben konkurrierte. Ich habe die Dechiffriermethode von Caesars Geheimschrift näher angegeben; es wäre aber zu weitläufig, noch weitere Dechiffriermethoden anderer Geheimschriften zu erläutern, zumal dies nicht in den Rahmen des Themas gehört.

Hier mache ich es mir zur Aufgabe, über denjenigen Untersuchungsgang bei Geheimschriften zu sprechen, der graphologische Kenntnisse voraussetzt.

Es fragt sich zunächst: was für geheime Correspondenzen sind zum Zwecke der Dechiffrierung zu untersuchen? Jedenfalls nicht in erster Linie geheime Privatcorrespondenzen, die meist den Zweck der Wahrung eines Geschäfts- oder Familiengeheimnisses haben. Auch mit diplomatischen Chiffredepeschen werden wir nichts zu thun haben, wenn wir den Weg des Rechts gehen; die widerrechtliche Dechiffrierung solcher geheimer Depeschen spielt nur im Kriegsfalle eine bedeutende Rolle. So bleibt uns nur noch übrig die Dechiffrierung unerlaubter geheimer Privatcorrespondenzen, die ja heutzutage viel zahlreicher sind, als man gewöhnlich annimmt. Es handelt sich mit anderen Worten hier um die geheime Correspondenz unter Verbrechern, für deren Dechiffrierung in erster Linie der Untersuchungsrichter besorgt sein muss.

Von dem Wert der Graphologie in forenser Beziehung sind wir schon völlig überzeugt; sie ist da bei der Eruierung des Urhebers einer Handschrift-

*) Vgl. Fleissner, *Handbuch der Kryptographie*, Wien (1881) S. 108 ff.

fälschung oder eines anonymen Schmähschriftstückes behilflich. Von einem Wert der Graphologie in Beziehung auf die Dechiffrierung von Geheimschriften hat man meines Wissens bis jetzt noch nicht gesprochen Ich will es aber versuchen, an einigen Beispielen von Geheimschriften den Wert der Graphologie bei der Dechiffrierung nachzuweisen.

Die Methoden, geheim zu schreiben, sind sehr verschieden. Wenn wir hier absehen von derjenigen Methode, welche durch Anwendung sympathetischer Tinten*) das Vorhandensein einer Schrift überhaupt verbergen will, so lassen sich die eigentlichen Geheimschriften im wesentlichen auf zwei Arten zurückführen. Der eine Teil macht aus der Bedeutung der gebrauchten Schriftzeichen ein Geheimnis, der andere sucht die Existenz einer geheimen Mitteilung zu verhüllen.

Die Graphologie als Hilfsmittel zur Dechiffrierung von Geheimschriften beschränkt sich im grossen und ganzen auf die Fälle, in denen die Existenz einer geheimen Mitteilung das Geheimnis bildet.

Die Methode, eine geheime Nachricht in dem überbrachten Object zu verbergen**), ist schon ziemlich alt und findet sich z. B. in dem sog. Kartenchiffre, wo die geheime Nachricht auf den »Schnitt« der in verabredeter Reihenfolge liegenden Spielkarten geschrieben wird, worauf die Karten vermischt und die geschriebenen Zeichen dadurch in viele kleine unmerkliche Bestandteile zerlegt werden.

Aehnlich ist das Verfahren, einen Papierstreifen auf ein Stäbchen aufzurollen, wobei man auf die schmale Seite des Streifens über die auf- bezw. nebeneinander liegenden Ränder hinweg die geheime Mitteilung schreibt. Nach dem Abnehmen des Papierstreifens erscheinen die Buchstaben, aus dem Zusammenhang gebracht, auf ganz verschiedenen Stellen des Streifens.

Ein sinnreicheres Verfahren, die Geheimschrift zu verbergen, bietet der sog. Fadenchiffre. Auf den oberen Rand eines Cartons (oder Brettchens) werden die 24 Buchstaben des Alphabets geschrieben, und neben jedem Buchstaben verticale Linien bis zum anderen Ende des Cartons gezogen. Ausserdem wird der linke und rechte Rand des Cartons mit kleinen spitzwinkeligen Einschnitten versehen, die dazu bestimmt sind, einem um den Carton zu wickelnden Faden einen Halt zu geben. Der Faden wird links oben im Carton befestigt und sodann über die seitlichen Einschnitte um den Carton gewickelt. Hierauf folgt die Einzeichnung der Buchstaben der geheimen Mitteilung in der Weise, dass bei jedem Buchstaben ein Punkt oder kleiner Querstrich mit Tinte auf den Faden gezeichnet wird in der jenem Buchstaben entsprechenden Verticalkolonne. Dieser Querstrich oder Punkt darf aber nie in der gleichen Horizontallinie links vor den anderen angebracht, sondern es muss jeweils eine Horizontallinie tiefer gerückt werden, sobald man rechts von dem zuletzt gemachten Punkt (oder Strich) in der gleichen Reihe keinen andern mehr anzubringen hat. Ist die ganze Mitteilung auf diese Weise eingezeichnet, so wird der Faden von dem Carton abgelöst und, als Knäuel zusammengewickelt, dem Correspondenten übermittelt, der den Faden dann in gleicher Weise auf einen präparierten Carton aufwickelt, um die Mitteilung bequem ablesen zu können.

---

*) Über die Zubereitung sowie die Anwendung solcher Tinten gibt Kasiski in seinem Werke über *Dechiffrierkunst* (Berlin 1863) genügend Auskunft.

**) Vgl. ausserdem Klüber, *Kryptographik* (1809) S. 412 ff.

Diesem Verfahren ähnlich ist der sog. Massstabchiffre. Es wird ein Stäbchen (oder ein Papierstreifen) in 24 gleich grosse Felder eingeteilt, und diese werden mit den 24 Buchstaben des Alphabets ausgefüllt Hierauf wird mit einem Faden die Entfernung der einzelnen Buchstaben der geheimen Mitteilung jeweils von dem einen Endpunkt des Stäbchens aus abgemessen und durch einen Punkt mit Tinte (oder auch durch einen Knoten) an dem Faden selbst angezeigt. Der Empfänger des geheimnisbergenden Fadens misst auf einem gleichen Stäbchen die einzelnen Entfernungen nach und erhält so allmählich die einzelnen Buchstaben der Mitteilung in ihrer natürlichen Reihenfolge.

Schliesslich gehört noch die sog. Punktier-Methode hierher, bei der die Buchstaben der geheimen Mitteilung durch unscheinbare Punkte oder Striche oder durch Nadelstiche, in einem bedeutungslosen Brief oder in einer Zeitung angebracht, dem Correspondenten gekennzeichnet werden.

Der sog. Noten- oder Musik-Chiffre, bei dem die einzelnen Buchstaben durch Musiknoten ausgedrückt werden, ist allerdings auch geeignet, eine geheime Mitteilung zu verdecken, setzt aber besondere musikalische Kenntnisse sowohl für Anwendung als Dechiffrierung voraus, da die Musiknoten genau nach den Regeln der Musik in Takte geordnet stehen müssen und nach Verabredung in irgend eine musikgerechte (bekannte) Komposition eingeschaltet werden.

Im Allgemeinen wird jeder auch ohne graphologische Kenntnisse die Existenz einer nach obigen Methoden vorgenommenen geheimen Mitteilung bei einiger Aufmerksamkeit entdecken können.

Als eine Uebergangsstufe des Wertes der Graphologie bei der Untersuchung von Geheimschriften will ich den Umstand erwähnen, dass die Anwendung von willkürlich gewählten Zeichen als Chiffern dem Graphologen absolut keine Schwierigkeit bereitet, den Anfang und das Ende einer so chiffrierten Mitteilung zu ersehen: feststehende graphologische Grundsätze über ausgezogene Endstriche, über Auf- und Abstriche (bezw Haar- und Druckstriche) und ähnliches lassen den Graphologen nicht im Zweifel über »Kopf« und »Fuss« einer mit unbekannten Schriftzeichen chiffrierten Mitteilung.

In höherem Masse anwendbar wird die Graphologie bereits für eine Anzahl von Geheimschrift-Methoden, welche das Prinzip befolgen, die Buchstaben der mitzuteilenden Nachricht verabredeten Vorlagen gemäss in eine ungewöhnliche Reihenfolge zu bringen. Einige Momente können dem Graphologen über die wahre Reihenfolge der zwar nebeneinanderstehenden, nicht aber in gewöhnlicher Schreibweise nebeneinandergesetzten Schriftzeichen Aufschluss geben.

Fig. 1, a zeigt eine Anwendung des sog. Patronen-Chiffres*); die Nummerierung der einzelnen Buchstaben gibt ihre zeitliche Entstehung an. Abgesehen von den bestimmten Abständen der Buchstaben, die ja sofort auf das Schreiben mit Hilfe einer präparierten durchlöcherten »Patrone« (oder eines Netzes) schliessen lassen, kann der Graphologe hier mit einer gewissen Sicherheit die früher und die später entstandenen Schriftzeichen von einander unterscheiden, indem er bei genauer Untersuchung entdecken wird, dass die zuerst entstandenen Schriftzeichen mit einer grösseren Sorgfalt durch die Löcher der »Patrone« auf das unterliegende Papier geschrieben wurden als die später und

*) Vgl. Fleissners Handbuch d. Kryptographie.

zuletzt entstandenen, bei denen sich der Schreiber schon etwas an den »behindernden Schreibumstand« gewöhnt hat und so der gewohnten Schreibbewegung freieren, d. i. schnelleren Lauf lassen kann.

s	*i*	*h*	*e*	*i*	*n*	*d*
e	*n*	*b*	*r*	*r*	*s*	*d*
e	*e*	*e*	*w*	*a*	*r*	*ä*
n	*e*	*d*	*a*	*o*	*h*	*e*
l	*l*	*t*	*e*	*r*	*g*	*n*
r	*t*	*s*	*a*	*a*	*o*	*l*
l	*b*	*s*	*i*	*e*	*c*	*c*

	37	13	25	38	1	14	26
1	s	i	h	e	i	n	d
	27	2	15	28	39	40	3
2	e	n	b	r	r	s	d
	16	4	41	17	29	5	18
3	e	e	e	w	a	r	ä
	6	42	30		7	19	31
4	n	e	d	a	o	h	e
	43	32	8	44	20	33	45
5	l	l	t	e	r	g	n
	34	21	22	9	(46)	35	10
6	r	t	s	a	a	o	l
	11	(47)	36	23	12	(48)	24
7	l	b	s	i	e	c	c

Fig. 1, a.

Vgl. die Hauptrichtungsänderung von *n* (2) Zl. 2 und von *n* (45) Zl. 5. Ein Uebergangsstadium zeigt *n* (14) Zl 1. Vgl. ferner die drei nebeneinanderstehenden *e* Zl. 3; ferner *t* (8) Zl. 5 und *t* (21) Zl. 6. -- Also die Hauptrichtung, die anfangs nach u l geneigt ist, ändert sich gegen die Mitte der Schreibzeit senkrecht nach unten und schliesslich nach u r. Vgl weiter die grosse Aehnlichkeit der 3 *e*: *e* (38) Zl. 1, *e* (41) Zl. 3, *e* (42) Zl. 4, die zeitlich fast unmittelbar aufeinanderfolgen, gegenüber dem viel früher entstandenen *e* (4) Zl. 3. — Vgl. ferner das mit Sorgfalt gemachte *r* (5) Zl. 3 und das später entstandene *r* (28) Zl. 2, oder *r* (39) Zl. 2 etc. etc. Aehnliche Resultate werden sich auch aus dem Vergleich der übrigen Buchstaben ergeben.

Man kann ferner die Beobachtung machen, dass die früher entstandenen Schriftzeichen in der Regel mehr Rundungen, die später entstandenen aber mehr Ecken aufweisen. — Vgl. *i* (1) Zl. 1, *n* (2) Zl. 2, *d* (3) Zl. 2, *e* (4) Zl. 3 etc. mit *b* (15) Zl. 2, *w* (17) Zl. 3, *ä* (18) Zl. 3 etc.

Fig. 1, b stellt die sog. hebräische Methode dar, *Fig. 1, c* die sog chinesische Methode, *Fig. 1, d* die sog. Methode im Zickzack oder in der Schlangenlinie.

9	8	7	6	5	4	3	2	1
m	e	m	m	o	k	h	c	i
		←		14	13	12	11	10
i	s	m	u	n	e	g	r	o
n	h	i	u	z	n	e	b	e
g	v	e	d	b	k	a	n	e

Fig. 1, b.

1	e	5	t	9 e	t	k	i	n	p	s
2	s	6	a	s	d	t	e	s	a	k
3	i	7	l	↓ e	e	f	h	i	r	d
4	s	8	l	n	c	l	e	e	i	e

Fig. 1, c.

Fig. 1, e zeigt die sog. Methode in der Diagonale, wozu schliesslich noch eine ähnliche Methode im Parallelogramm gehört. Hat man eine nach diesen Methoden hergestellte Geheimschrift graphologisch zu untersuchen, so wird

man wie bei Fig. 1, a zu Werke gehen müssen, wesshalb ich von einer weiteren Anleitung zur Untersuchung absehen kann. — Nur will ich schliesslich noch erwähnen, dass bei der Methode nach Fig. 1, b, die ein Schreiben von rechts nach links fordert, auch die Zeilenrichtung in Frage kommt. Die Schrift eines Menschen, die in der Regel ansteigend ist, wird in diesem Falle, von

1	m	8	r	9	ü	16	h	17	i	s	s	g	b	m	m
2	o	7	f	10	h	15	c		n	u	t	n	i	o	a
3	r	6	n	11	b	14	i		d	a	e	u	t	k	i
4	g	5	e	12	i	13	n		e	r	l	l	t	e	m

Fig. 1, d.

1	h	3	b	6	l	10	i	14	g	o	n	i	r	o
2	n	5	e	9	n	13	t	17	r	e	e	k	k	o
4	e	8	e	12	h	16	t		f	i	t	n	t	p
7	s	11	c	15	e		f		s	s	a	t	a	d

Fig. 1, e.

links aus betrachtet, abfallend erscheinen und ebenso umgekehrt bei ursprünglich abfallender Zeilenrichtung. Auch in der Methode in Fig. 1, e (eventuell auch in Fig. 1, d) wird die linke Randbildung bei der Untersuchung in Betracht zu ziehen sein.

Wenn auch die Ergebnisse einer so angestellten Untersuchung ziemlich gering scheinen, so darf man doch nicht ihren Wert für einen Dechiffreur unterschätzen, der bei der Entzifferung nach anderen Methoden noch viel minutiöseren Anhaltspunkten einen Wert beizulegen weiss. Wenn viele verschiedene noch so kleine Anhaltspunkte bei einer Dechiffrierung zusammenwirken, wird man zufrieden sein können: denn kleine Ursachen, grosse Wirkungen!

Der verminderte Nutzen der Graphologie auf diesem Untersuchungsgebiet liegt aber ganz wo anders; es werden nämlich in der Regel die nach Fig. 1, a-e chiffrierten geheimen Mitteilungen nicht in ihrer ursprünglichen Form, sondern als Abschrift in gewöhnlicher Schreibform dem Correspondenten übermittelt. Allerdings wird die mit Hilfe der »Patrone« geschriebene Mitteilung (Fig. 1, a) auch oft im Original übersandt, weil andernfalls der Empfänger zu viel Mühe hätte, die Buchstaben wieder in die richtigen Abstände von einander zu bringen, um seine »Patrone« bei der Dechiffrierung verwenden zu können.

Ein höheres Interesse für den untersuchenden Graphologen erwecken alle jene Geheimschrift-Methoden, die eine Verdeckung der geheimen Mitteilung in ostensiblen Schriftstücken anstreben. Auf diesem Gebiete kann er vielfach mit Erfolg belohnt werden. *(Schluss folgt)*

Experimentelles
über
Ausdrucks- und Schreibbewegungen.

(Schluss.)

Von
Dr. Meyer,
Berlin.

In dem Bestreben ein möglichst durchsichtiges und unschwer deutbares Material zu gewinnen, kam Verfasser zu folgendem Versuchsplan:

1. Zwei 10 cm von einander entfernte Punkte durch eine gerade Linie zu verbinden. Vier Mal.
2. Fünf Punkte nach einander zu machen.
3. Den kleinen deutschen Buchstaben »m« zu schreiben.
4. Die Zahlen 1 bis 10 zu schreiben.
5. Von 20 rückwärts je 3 zu subtrahieren.

Da es dem Verfasser — ob mit Recht? — für seine Zwecke minder von Wert erschien, einen Einblick in das natürliche motorische Verhalten als vielmehr ein Mass für die maximale motorische Leistungsfähigkeit der Versuchspersonen zu gewinnen, so wurden diese vor jeder Aufgabe energisch aufgefordert, so rasch wie irgend möglich zu schreiben, auf Schönheit und Exaktheit der Schrift komme es nicht an. Gewöhnt wurden die Personen an die Versuche vorher nicht, auch wurde jede Versuchsreihe im Allgemeinen nur einmal ausgeführt. Dass und warum bei dieser Anordnung der Versuche deren Ergebnisse von der Graphologie nur mit grosser Reserve aufzunehmen sind, das brauche ich nicht weiter auszuführen Dazu kommt noch, dass sich das Versucl smaterial lediglich aus ungebildeten, mehr oder weniger schreibungewandten Personen zusammensetzte, ein Übelstand, auf den in diesen Blättern bereits mehrfach hingewiesen worden ist.

Um für die Bewegungseigenheiten, deren pathologische Abweichungen er feststellen wollte, zunächst das Durchschnittsmass, die Gesundheitsbreite — wohlgemerkt nur eine solche für eine bestimmte Volksklasse bezügl. für einen gewissen Bildungsgrad — zu erhalten, hat Verfasser zunächst 17 gesunde Personen (8 Wärter und 9 Wärterinnen der psychiatrischen Klinik) den Versuchen unterzogen. Im Verlauf dieser Versuche wurden nun höchst interessante individualpsychologische Ergebnisse[7]) gewonnen. Trotzdem diese mehr den Charakter von Nebenbefunden tragen — auch Verfasser will sie als solche betrachtet wissen, da er selber einsieht, wie bei der Art seines Vorgehens alle Zufälligkeiten des Augenblicks grade diesen Teil seiner Befunde zu trüben Gelegenheit hatten — so wollen wir doch auch sie näher berücksichtigen, unter anderem auch aus dem Grunde, weil sie dem Graphologen, der doch hier als die berufenste Instanz anzusehen ist, manche Anregung zu weiteren Versuchen zu bieten vermögen.

---

[7]) Verf. bemerkt, dass von Herrn Diehl zu individial psychologischen Zwecken weitere Versuche angestellt wurden, die sich für jede Versuchsperson auf 10 Tage erstreckten. Wir werden auf diese unseres Wissens noch nicht veröffentlichten Untersuchungen seiner Zeit zu sprechen kommen.

Das meiste Interesse bietet der II. Versuch: Erstens sind gerade diese Resultate am einwandfreiesten, weil hier alle störenden Momente unzureichender Schreibübung weit weniger ins Gewicht fallen, zweitens handelt es sich um eine ziemlich einfache leicht zu analysierende Bewegung; die individuellen Unterschiede treten hier am klarsten zu Tage.

Die Zeit, welche die 17 Personen zur Anfertigung eines Punktes benötigten, schwankte zwischen 0,05 und 0,9 Sek., der aufgewandte Druck betrug 100 bis 1400 g (?); also ziemlich erhebliche Unterschiede. — Höchst eigentümliche und in einem solchen Umfang bisher wohl kaum geahnte Verhältnisse ergaben sich hinsichtlich des Ablaufs der Bewegung. Das Wesentliche ersieht man am besten aus den beigegebenen Figuren, Tafel I Fig V, X, XI, XII, XVI. Man achte vor Allem einerseits auf das Gleichbleiben des Kurventypus für ein und dieselbe Person, andererseits auf den enormen Unterschied zwischen den verschiedenen Personen. Die einfachste Schreibbewegung erweist sich mittelst dieser empfindlichen Methode als eine ziemlich komplizierte aber für das Individuum durchaus konstante Kombination von Druckschwankungen. Ja, die Druckkurve ist individuell bezeichnender als die Form der Punkte selber. So z. B. sind die Kurven der Versuchsperson X einander einigermassen gleich, als zugehörige Punkte haben wir jedoch: 1. einen ca. $2^1/_2$ mm langen schwach gebogenen Strich, 2. einen annähernd runden Tupfen, 3. eine nicht ganz geschlossene Ellipse, 4. ein kurzes Stäbchen, 5. einen Haken. Eine Analyse der verschiedenen Kurvenformen bietet nach dem oben gesagten weiter keine Schwierigkeiten. — Die grössten Gegensätze hinsichtlich des Bewegungsablaufs bieten Personen I und V.

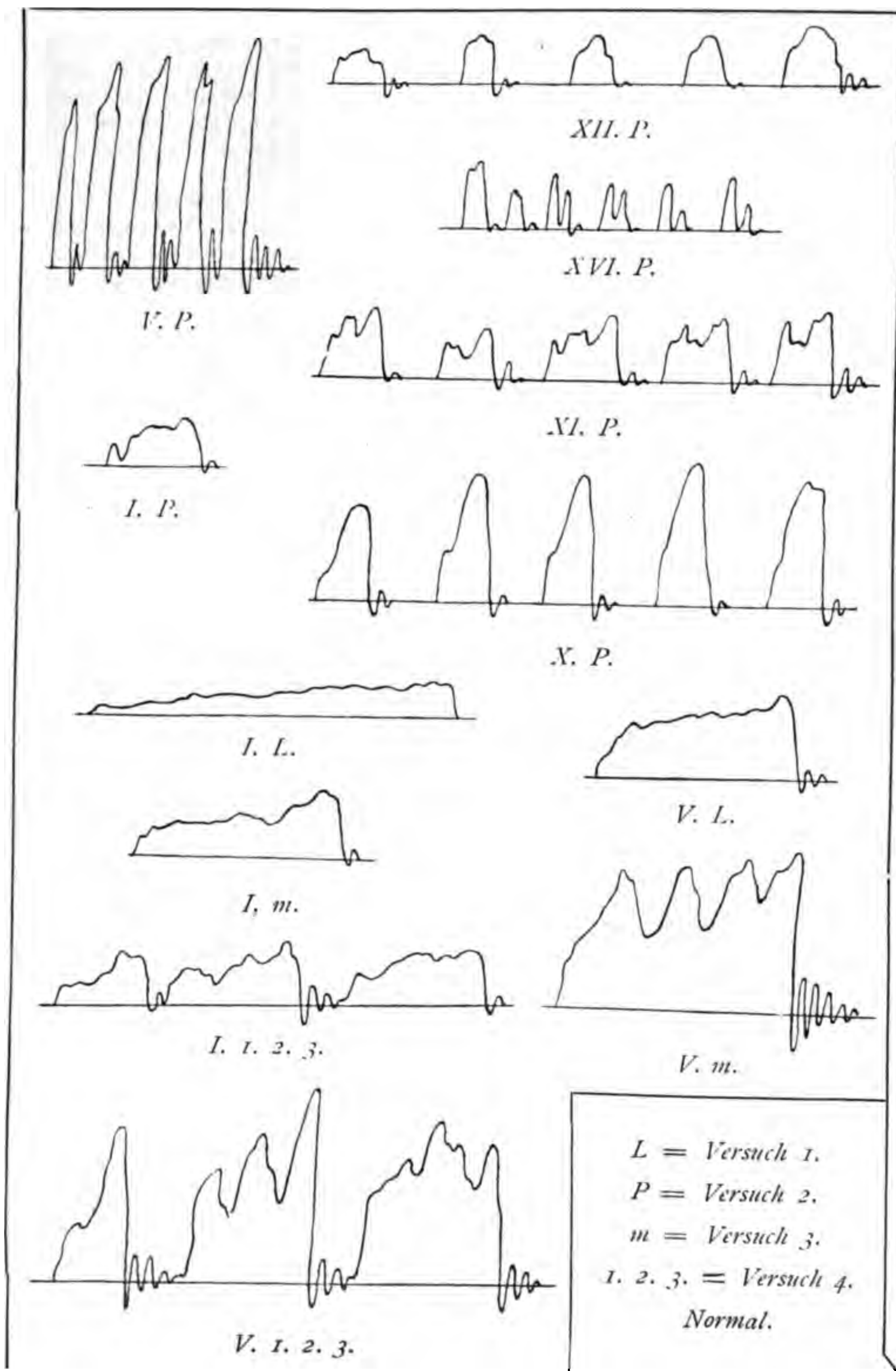
Von erheblicher Wichtigkeit ist es nun, dass die gleichen Eigenarten resp. Unterschiede sich — freilich nicht so deutlich — auch in den anderen Versuchen wiederholen. Um dies zu veranschaulichen, habe ich die Kurven von I und V auf Tafel I zusammengestellt. Auf Grund dieser Thatsachen präzisierte Gross den Satz Goldscheiders, dass jedes Schriftzeichen seine bestimmte Druckkurve habe, dahin: Jede gesunde Person hat ihren festen Kurventypus.

Ein und dieselbe Person schrieb mit ziemlich gleichbleibender Geschwindigkeit. Mit Recht bezweifelt Gross selber die Allgemeingültigkeit dieses Satzes. Bei einer öfteren Wiederholung der Versuche zu verschiedenen Stimmungslagen der Versuchspersonen, besonders wenn man solche wählen würde, die auch in den übrigen Schrifteigenheiten grosse Stimmungsschwankungen zeigen, dürfte sich obiger Satz wohl kaum bewähren.

Aus einem Vergleich der Druckkurve mit der Schrift selber schliesst Verfasser: »Sehr starken Druckschwankungen entsprechen flotter, energischer Schrift, besonders scharfen Ecken; runde Formen (der Kurve) sind entweder eine Folge langsamen, korrekten Schreibens oder — häufiger — flüchtiger Schrift.« Ersteres hat aus naheliegenden Gründen viel Wahrscheinlichkeit für sich, letzterer Satz scheint mir mindestens unvollständig zu sein. Jedenfalls reicht das geringe Material nicht aus zur Entscheidung dieses Punktes.

Als ein besonders wichtiges Ergebnis von Versuch 4 wird hervorgehoben, dass die Gesammtdauer aller Zahlen von einer verblüffenden Gleichmässigkeit für alle Personen war, und zwar erkläre sich das dadurch, dass sich mit dem kleinsten Schreibweg stets auch die kleinste Schreibgeschwindigkeit, mit dem grössten Schreibweg die grösste Geschwindigkeit verbinde. Eine Erklärung für

Tafel I.


V. P.
XII. P.
XVI. P.
XI. P.
I. P.
X. P.
I. L.
V. L.
I. m.
I. 1. 2. 3.
V. m.
V. 1. 2. 3.
L = Versuch 1.
P = Versuch 2.
m = Versuch 3.
1. 2. 3. = Versuch 4.
Normal.

dieses Gesetz konnte Verfasser mit seinem Material nicht geben. Binet und Courtier jedoch[8]), welche das Gesetz als für die einzelne Person gültig schon vor ihm herausgefunden hatten, stellten mit ihrer in dieser Hinsicht vollkommeneren Methode fest, dass die Schreibgeschwindigkeit sowohl zu Beginn wie gegen das Ende jeder Richtung minder gross sei als in der Mitte, und dass Winkel und Bögen, welche die gerade Richtung unterbrechen, eine vorübergehende Verzögerung der Schreibgeschwindigkeit zur Folge haben. Dadurch dass nun auf eine gleich grosse Strecke Schreibwegs bei kleiner Schrift weit mehr solcher soeben namhaft gemachten verzögernden Momente zusammenwirken als bei grosser Schrift, wird obige Thatsache erklärlich. Um Irrtümer zu vermeiden, dürfte es vielleicht geraten sein dem Satze folgende Fassung zu geben: Mit dem kleinsten Schreibweg verbindet sich die kleinste durchschnittliche Geschwindigkeit und umgekehrt. Diese absolute Geschwindigkeit zu kennen liegt also weniger Interesse vor, ich möchte daher als eine weitere Grösse in Vorschlag bringen die relative Schreibgeschwindigkeit, d. h. die Durchschnittsgeschwindigkeit im Verhältniss gesetzt zur Ausdehnung der Schriftzeichen. Dass dieses Verhältniss eine konstante Grösse ist, und dass jenes Gesetz eine strenge und allgemeine Gültigkeit hat, halte ich für sehr zweifelhaft, wenigstens bisher noch nicht mit unanfechtbaren Thatsachen bewiesen.

Im Gegensatz zu der allgemeinen Gesammtdauer der Zahlen selber, stellten sich nun in der Länge der Pausen zwischen den einzelnen Zahlen grosse individuelle Unterschiede heraus. Die Dauer der Pausen steht durchaus nicht in einem merkbaren Verhältniss zum Abstand der Zahlen. Verfasser sucht daher nach einer anderen Erklärung und kommt zu folgendem Raisonnement: »Diejenigen 3 Versuchspersonen, welche die längsten Werte für die Dauer der Pausen erkennen lassen, sind zweifellos die ungewandtesten und am wenigsten gebildeten unter den untersuchten Personen. Die Möglichkeit ist also nicht ausgeschlossen, dass wir später einmal in der Dauer der Pausen ein Mass für die Schreibgewandtheit (?) oder auch für den Bildungsgrad der betreffenden Versuchspersonen erhalten werden.« (NB. ein Deutungsversuch im graphologischen Sinne!). — Die Innenpausen erwiesen sich als von wesentlich kürzerer Dauer als die Zwischenpausen, wohl deshalb weil die Teile einer Zahl enger mit einander assoziiert sind als zwei verschiedene Zahlen.

Aus Versuch 4 ergab sich ferner, dass im grossen Ganzen Geschwindigkeit und Druck im Verlauf des Versuchs anwachsen. Diese Erscheinung kann wohl gleichgesetzt werden den Beobachtungen, welche an Schriftstücken häufig zu machen sind, dass nämlich die Schrift anfangs kleiner, enger, steiler etc. ist als im weiteren Verlauf. Gross ist geneigt, obige Thatsache auf die Einwirkung einer gewissen motorischen Erregung zurückzuführen.

Auch die Beobachtung Grashey's [9]), dass Denkthätigkeit resp. Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit die Schreibgeschwindigkeit herabmindert, fand (Versuch 5) seine Bestätigung.

In den meisten von Gross untersuchten Eigenheiten zeigten die Männer unter sich grössere individuelle Unterschiede als die Frauen, eine Thatsache, die bereits in weit ausgedehnterem Umfang an der fertigen Schrift festgestellt werden konnte. Vielleicht würde obiger Unterschied noch weit schärfer hervor getreten sein, wenn sich das Versuchsmaterial aus Ständen rekrutiert hätte, wo

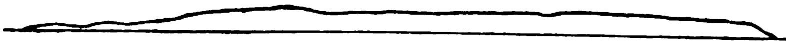
[8]) l. c. [9]) l. c.

Tafel II.

Hemmung.



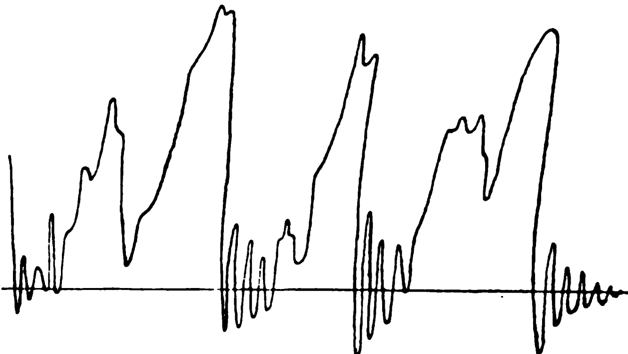
Pat. III. Versuch 1.



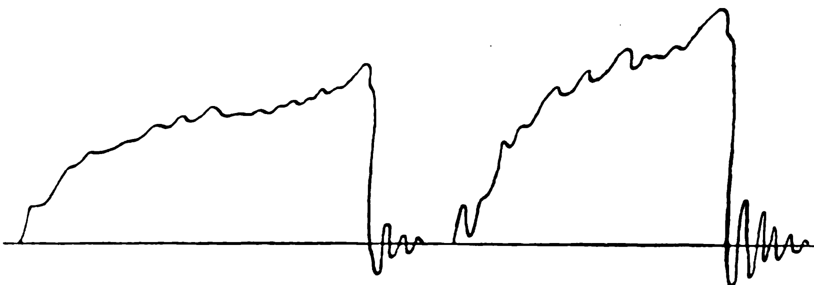
Pat. III. Versuch 3.



Pat. III. Versuch 4.



Pat. IV. Versuch 4.



Pat. IV. Versuch 1.

der Erziehungsgang und die ganze Lebensführung der Frauen im Verhältniss zu derjenigen der Männer noch einförmiger ist und noch relativ ungünstiger für eine Entfaltung der in der Anlage etwa vorhandenen Charaktereigenschaften. Im Übrigen schrieben beide Geschlechter mit gleicher Geschwindigkeit, die Männer aber mit stärkerem Druck als die Frauen.

Wir wenden uns nunmehr dem pathologischen Teil zu, wollen uns aber jetzt kürzer fassen, teils weil hier weniger ein allgemeines graphologisches Interesse vorliegt, teils weil uns die Ergebnisse infolge der gerade hier besonders schwer ins Gewicht fallenden Übelstände jeglichen experimentellen Vorgehens auf psychischem Gebiete noch weiterer Bestätigung zu bedürfen scheinen.

I. Versuche an drei stuporösen Kranken. Unter Stupor versteht man ein Krankheitsbild, dessen Wesen hauptsächlich besteht in psychomotorischer Hemmung. Gross standen drei Fälle von reinem Stupor zur Verfügung; er fand an ihnen: Druck und Geschwindigkeit sind herabgesetzt. Ersterer setzt ganz allmählich ein und verschwindet auch weniger schnell als in der Norm, starke Druckschwankungen kommen überhaupt nicht vor. Demgemäss sind die Kurven flach und lang gestreckt[10]), die zum »m« gehörigen lassen den sonst so charakteristischen dreigipfligen Typus nur schwach erkennen. Die zugehörigen Schriftzeichen waren klein, ohne deutliche Unterscheidung von Druck- und Haarstrich, dicht aneinander stehend; wie Verfasser meint »nicht individuell ausgeprägt«. Sämtliche Abweichungen waren um so ausgesprochener je schwerer der krankhafte Zustand war und fingen mit eintretender Besserung an sich mehr und mehr der Norm wieder zuzuwenden.

II. Versuche an vier manischen Kranken. An diesen Kranken, deren klinisches Verhalten ich in Heft I cr. kurz gekennzeichnet habe, fand Verfasser eine nennenswerte Steigerung der psychomotorischen Leistungsfähigkeit, wie a priori zu erwarten gewesen wäre, nicht. Die Geschwindigkeit war im Ganzen nur unerheblich gesteigert, die Dauer der Schriftzeichen fiel meist in die Normalbreite, war nirgends pathologisch kurz, in einigen Fällen sogar verlängert, was sich zum Teil durch die manchmal recht erhebliche Verlängerung des Schreibweges erklärt. Nur der Druck hielt sich meist über dem Mittelwert der Norm, zeigte auch beträchtliche Schwankungen[11]). Als wichtigstes Kennzeichen dieser Erkrankung hebt Gross hervor: Sowohl Druck wie Geschwindigkeit nehmen im Verlauf des Versuchs rapide zu, die Pausen werden immer kürzer, Beginn und Aussetzen des Druckes immer unvermittelter; gegen das Ende des Versuchs ergaben sich denn auch beträchtlichere Werte für die Schreibgeschwindigkeit. Verfasser erblickt in dieser Erscheinung eine Folge der in der Manie vorhandenen gesteigerten Erregbarkeit.

Eine Lücke in der Gross'schen Arbeit fällt uns grade hier besonders auf. Nirgends hat Verfasser Erwägungen darüber angestellt, inwieweit das Experimentieren an sich seine Resultate zu beeinflussen geeignet war. Der Einwand, dass ja Gesunde, deren Verhalten als Massstab genommen wurde und Kranke den gleichen Bedingungen ausgesetzt waren, würde hier nicht am Platze sein, denn letztere reagieren bekanntlich zum Teil ganz anders als erstere. Insbesondere den manischen Kranken mussten die durch das Experiment auferlegten Beschränkungen eine wahre Zwangs-

[10]) Vgl. Fig. auf Tafel II Pat. III. [11]) Vgl. Fig. Tafel II Pat. IV.

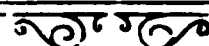
jacke sein. Sie mit ihren von Augenblick zu Aùgenblick wechselnden Impulsen, mit ihrer Ideenflucht, Ablenkbarkeit und Unduldsamkeit gegen jeden Zwang sind für eine experimentelle Untersuchung durchaus ungeeignet, am allerwenigsten darf man hoffen in ihr Verhalten einen Einblick zu gewinnen, indem man ihnen bestimmte Aufgaben stellt, bestimmte Leistungen von ihnen verlangt, denn dazu sind sie allerdings nicht imstande. Ferner möchte ich noch auf zwei Punkte aufmerksam machen:

1. Gesunde wie Kranke wurden aufgefordert möglichst schnell zu schreiben. Bei Grashey [12]) findet sich nun die Notiz, dass in der Manie »die Schreibgeschwindigkeit nicht mehr gesteigert werden konnte durch den Auftrag möglichst schnell zu schreiben.« Sollte diese Erscheinung bei Manischen die Regel sein, so wäre eine Vergleichung beider Geschwindigkeitswerte (die von Gesunden und Manischen) unzulässig, denn die für letztere gefundenen entsprächen wirklich auch deren natürlichem psychischen Grundzustand, während die für Gesunde konstatierten Werte sich nur finden unter den Ausnahmebedingungen des Bestrebens möglichst schnell zu schreiben.

2. Gross hat gefunden, dass im Verlauf des Versuchs 4 bei den Manischen die Geschwindigkeit stark anwuchs –, in geringerem Grade war dies ja auch bei den Gesunden der Fall. Das dem Manischen besonders Unbequeme der gewählten Untersuchungsmethode wird nun grade zu Anfang des Versuchs seine natürliche Bewegungsfreiheit hemmen, erst am Schluss des Versuches ist er in seinem natürlichen Fahrwasser angelangt. Aus dem Grunde würde ich es für zweckmässiger halten nur die Werte aus dem Ende des Versuchs zur Vergleichung zu benutzen. Voraussichtlich würde unter Berücksichtigung aller dieser Umstände die einfache klinische Erfahrung Bestätigung finden, dass nämlich in der Manie der Gedankenablauf beschleunigt, die Psychomobilität gesteigert ist

In seinem Schlusswort kommt Gross zu folgenden Sätzen: »Jeder Gesunde hat eine charakteristische Art des Ablaufs der Schreibbewegung, die sich in deutlich erkennbaren Eigentümlichkeiten seiner Druckkurven äussert. — — — Es lässt sich nun als gemeinsame Wirkung jeder Psychose mit schweren psychomotorischen Störungen, sei es im Sinne der Mehr- oder Minderleistung, feststellen: »Die Zerstörung der Individualität der Schrift, die Ersetzung der individuellen Merkmale durch pathologische Eigentümlichkeiten« – Wir können nicht umhin einzuwenden, dass Verfasser zu dieser Behauptung eigentlich gar kein Recht hat, insofern nämlich als er überhaupt nur Geschwindigkeit, Druck und Länge des Schreibwegs in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen hat; sämtliche übrigen Schrifteigenheiten: Schriftlage, Art der Richtungenbindung, Zahl der Unterbrechungen, Vollständigkeit der Schriftzeichen, Zeilenrichtung etc. etc. blieben unberücksichtigt. Einige graphologische Kenntnisse würden ihn belehrt haben, dass obiger von ihm aufgestellter Satz von der Zerstörung der Individualität der Schrift durch Geisteskrankheit mindestens in einer derart radikalen Fassung – durchaus unrichtig ist.

Die Arbeit enthält sowohl für den Graphologen wie für den Psychiater eine Fülle von Anregungen. - Jedoch: man hüte sich vor Talmiexaktheit, die in fünfstelligen Dezimalen einherschreitet!



[12]) l. c.

Mitteilungen.

Gerichts-Graphologie.

Ein unschuldig Verurteilter. In meiner Abhandlung „Die Unzulänglichkeit der Schreib-Sachverständigen. Ein Fall aus der Praxis“ (vgl. „Berichte der D. g. G.“ Jahrgang 1898, S. 65—68) berührte ich die auf unbekümmert seines Amtes weiter und hat sogar die Liebenswürdigkeit gehabt, die Ansicht zu verbreiten, dass er die Staatsanwaltschaft zu meiner Verfolgung veranlassen wollte.

Ein besonderer Grund bestimmt mich, dieser Sache nochmals näher zu treten.

Fig. 1. — Meister R.

Grund eines Sachverständigen-Urteils erfolgte Verurteiluug eines durchaus unschuldigen Mannes. In dem gestatteten Wiederaufnahmeverfahren des Prozesses war ich vom Rechtsbeistand des Verurteilten als Sachverständiger bestellt worden und fühlte mich veranlasst, durch eine sachliche Kritik die Thätigkeit eines nichtwissenschaftlich gebildeten Experten zu beleuchten und als warnenden Fingerzeig zur Reformierung der Gerichtsexpertise zu bezeichnen.

Im Laufe des vergangenen Sommers hatte ich nun die Gelegenheit, mich von der Wirkung jener Abhandlung zu überzeugen; ich konnte gewahren, dass ein gewisses Aufsehen, namentlich in den beteiligten Kreisen, nicht zu verkennen war. Meine Absicht indess, die Gerichte auf den begangenen Irrtum hinzuweisen, blieb erfolglos. So erduldet denn der nach meiner Ansicht unschuldig verurteilte Harmonikamacher Clemens Bässler in Marbach bei Leubsdorf im Sächs. Erzgebirge, der Barmittel entblösst und daher geschäftlich nahezu ruiniert, eine elende Schmach, aus der er sich nicht ohne Hinzuthun Anderer retten kann. Der gerichtlich verpflichtete Schriftenverständiger und Sachverständige jedoch, Herr Direktor Bader in Chemnitz, waltet

Nicht wissenschaftlich gebildete Experten — also nicht handschriften- sondern nur schreibkundige Sachverständige — beachten bekanntlich bei ihrer Thätigkeit zumeist nur die Aeusserlichkeit der Schrift; der Wert ihrer Thätigkeit ist somit ein sehr geringer; sie besitzen höchstens eine auf Zufälligkeit begründete, mehr oder weniger grosse Findigkeit. Dass auf diesem Wege eine grosse Anzahl Irrtümer möglich ist, das wird nicht nur durch vielfache irrtümliche Verurteilung Unschuldiger bewiesen, sondern das ist schon von vornherein begreiflich, wenn man auch nur eine oberflächliche Kenntnis von der Handschriftenwissenschaft gewonnen hat. Wenn die Schreibsachverständigen erst einmal eine Aehnlichkeit gefunden haben, z. B. einen Bogen oder ein Häkchen, dann benutzen sie diese sofort als Anhaltspunkt für die Identitäts-Behauptung; wenn die Schriftähnlichkeit aber nicht allzuweit reicht, dann heisst es, wie auch im Falle Bässler, die Schrift ist — entstellt. Was jene Experten unter verstellten oder entstellten Handschriften verstehen, ist somit klar: sie wissen aber jedenfalls nicht, dass bei Anwendung einer reinen Schriftductur nur ganz gewissen Aeusserlichkeiten Rechnung getragen wird, dass nur in den seltensten Fällen — und

zwar durch Künstlerhand — der Grundtypus einer Schrift verändert werden kann und dass das ganze Gepräge der Schrift auf natürlichen Gesetzen fusst und nur nach ganz bestimmten und bekannten Gesichtspunkten sich äusserlich zu verändern vermag.

Der Zweck meiner gegenwärtigen Zeilen ist zunächst die Vorführung einer Handschrift, die zur Irreleitung nichtwissenschaftlich gebildeter Experten sich ganz ungewöhnlich eignet. Diese drucksweise, Ober- und Unterlängen sind ungleichmässig weit und gross, die Unterlängen überwiegen; wir haben ferner die Arkadenschrift und endlich eine Uebereinstimmung in fast allen Buchstaben. Ganz ähnlich erscheinen die Buchstaben a, b, d, s, t usw., ja selbst die u-Bogen in ihrer ganzen Ausführung; auch die i-Punkte in ihrer Stellung zeigen eine charakteristische Uebereinstimmung. Trotzdem werden wir zu dem Urteil auf Nicht-Iden-

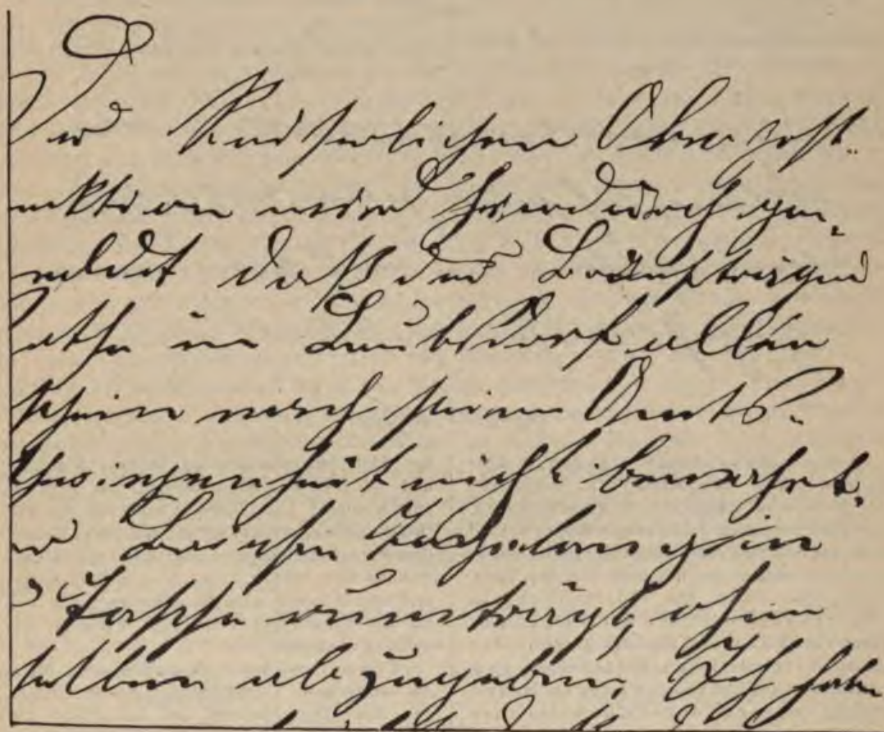


Fig. 2. — Anonymus.

Handschrift rührt von einem in einer rheinischen Industriestadt lebenden Formermeister R. her. Von vornherein erkläre ich aber, dass natürlich der Meister R., wie ich ihn kurz nennen will, gar nichts mit jenen Verhältnissen, die sich auf den unschuldig verurteilten Bässler beziehen, zu thun hat. Wenn wir nun die Handschrift des Meisters R. (Fig. 1) oberflächlich betrachten, so finden wir, dass der Gesamtausdruck sowohl als auch viele Einzelheiten eine sehr grosse Aehnlichkeit mit derjenigen des Anonymus (Fig. 2) aufweist. Wir finden eine massige, vulgäre, unruhige Aus- tität gelangen, wenn wir beide Handschriften näher untersuchen. — Ohne die Analyse zu weit auszudehnen, mag nur folgendes angeführt werden.

Fig. 1. Meister R.

a) Nüchterne, zumeist klare Schrift.
b) Constante Schriftlage.
c) Schwere, massige Schrift, regelmässig starke Druckstellen.
d) Grosser Zeilenabstand, nur zuweilen ein Berühren einzelner Buchstaben von Zeile zu Zeile.

Worte haften bleiben. Dieses letztere »Verschreiben« erkläre ich mir so, dass der Schreiber, um nicht seine vorauseilenden Gedanken zu verwischen, die Schnelligkeit seines Schreibens der seines Denkens unwillkürlich anpasst und so eine Reihe von Buchstaben oder Wörtern überfliegt und mit dem zuletzt gedachten Worte weiterfahren will. Analog ist auch die Verbesserung eines Buchstabens, der fasst unmittelbar vorher richtig niedergeschrieben, aber bei der dem nachdenkenden Geiste vorauseilenden Schrift falsch gesetzt wurde. Wer diese Umstände bei der Untersuchung in Betracht ziehen wird, den kann ein absichtliches »Verschreiben« nicht so leicht täuschen, zumal er die betreffende Korrektur mit verwandten Momenten vergleicht.

Wenn man also — was doch die Regel ist — das niederzuschreibende Wort, das z. B. mit *en* endigt, in Gedanken festhält, so wird man bei dem *e*

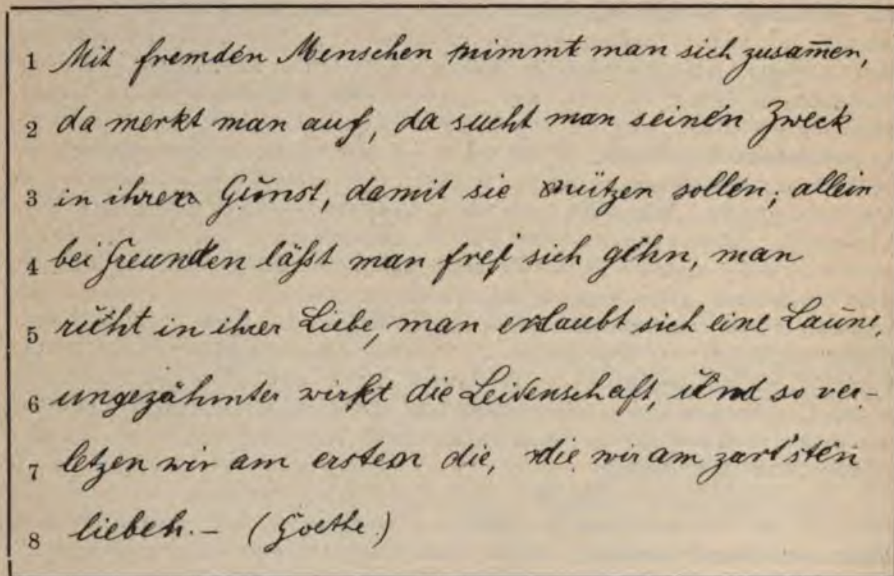

1 Mit fremden Menschen nimmt man sich zusamen,
2 da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
3 in ihrer Gunst, damit sie nützen sollen; allein
4 bei freunden läßt man frey sich gehn, man
5 ruht in ihrer Liebe, man erlaubt sich eine Laune,
6 ungezähmter wirkt die Leidenschaft, und so ver-
7 letzen wir am ersten die, die wir am zartsten
8 lieben. – (Goethe)

Fig. 2.

oder *n* wohl nicht in die Höhe fahren, um beispielsweise ein *f* oder *t* zu schreiben, das nach dem Sprachgebrauch überhaupt nie in diesem Worte vorkommen könnte. Vgl. und (Zl. 6), ersten (Zl. 7), in welchem Worte der Bogen unten z. B. auf ein *a*, *o*, *d*, *g* schliessen lässt, wogegen aber einer solcher Buchstaben niemals in diesem Worte vorkommen kann. Ferner ist zu erwägen, dass bei einer Handschrift, die ziemlich fliessend ist, eine absichtliche Korrektur die natürliche Schreibbewegung bedeutend mehr hemmt, als eine unwillkürliche. Wenn sich der Schreiber z. B. in der Mitte oder am Ende eines Wortes erst überlegt, wie er an dem betreffenden Buchstaben die Korrektur am besten anzubringen hat, während derselbe Buchstabe an einer anderen Stelle im gleichen oder ähnlichen Zusammenhang ganz zwanglos d. h. ohne Korrektur niedergeschrieben wurde, so wird jener korrigierte Buchstabe sicher ganz unnatürlich, gekünstelt und daher für den vergleichenden Graphologen auffallend erscheinen. Vgl. lieben (Zl. 8) und Menschen (Zl. 1), ferner seinen (Zl. 2) und

zusammen (Zl. 1); sollen (Zl. 3), allein (Zl. 3) nach den beiden *l*, sodann wirkt (Zl. 6) und merkt (Zl. 2); und (Zl. 6) und ruht (Zl. 5), während die übrigen *u* keine Spuren von einer Korrektur zeigen.

Aus solchen und ähnlichen Vergleichen, sowie unter Erwägung der möglichen Entstehung der betreffenden Korrektur wird der Graphologe stets ein Resultat bei der Untersuchung gewinnen können.

Was die Boetzel'sche Methode an und für sich betrifft, so kann ich nicht sagen, dass sie vollständig neu ist; denn sie beruht doch im Prinzip nur auf der alten Punktier-Methode*), nach der in einem beliebigen Schriftstück (oder einer Zeitung) die Buchstaben der geheimen Mitteilung durch kleine unscheinbare Punkte, Striche oder Nadelstiche z. B. unter dem betreffenden Buchstaben dem Empfänger erkennbar gemacht werden soll. Boetzel wählt nun statt dieser von dem einzelnen Buchstaben unabhängigen Punkte oder Striche Korrekturen, die direkt mit dem fraglichen Buchstaben in Verbindung gesetzt werden, er verwendet also rein graphische Eigenheiten als Punktierzeichen; einzelne Korrekturen mögen ja ganz geschickt angebracht werden können, aber niemals sämtliche.

Man könnte nun aber doch dem Graphologen die Arbeit bei der Untersuchung etwas erschweren, wenn man einer Korrektur den Anschein einer natürlichen Begründung gäbe, indem man — das Sympton eines vorauseilenden Denkens erheuchelnd — den Wortanfangsbuchstaben eines später folgenden Wortes fälschlich unmittelbar vor ein früheres Wort setzt und wieder ausstreicht. Diesem, für das Auge des Nichteingeweihten höchst wertlosen durchstrichenen Buchstaben kann man aber viele geheime Bedeutungen beilegen: er kann nämlich einmal selbst den betreffenden Chiffrebuchstaben bezeichnen, oder er kann darauf hinweisen, dass der 1., 2., 3. etc. vorausgehende oder nachfolgende Buchstabe als Chiffrebuchstabe zu gelten habe, oder aber er kann die gleiche Bedeutung demselben Buchstaben einer späteren oder früheren Silbe oder eines späteren oder früheren Wortes übertragen u. s. f.

Den nämlichen Effekt kann man erzielen, wenn man die Korrektur wegradiert und dann den verschiedentlich angewandten Radierungen eine gewisse Bedeutung anweist. Auch ein Wechseln mit Korrekturen und Radierungen dürfte für solche kryptographische Zwecke von Nutzen sein, namentlich wenn man auffallende Korrekturen einfach durch Radierungen ersetzt. Auf andere Möglichkeiten der Kennzeichnung von Chiffrebuchstaben in Schriftstücken, die nur auf graphologischen Grundsätzen beruhen, werde ich weiter unten noch zu sprechen kommen.

Mit besonderem Interesse ist die Geheimschrift in Fig. 3, a vom graphogischen Standpunkt aus zu betrachten und zu untersuchen. — Es ist ein Beispiel des sog. Netz- oder Gitterchiffres, auf dessen Prinzip der »Patronenchiffre« (Fig. 1, a) beruht. Die Anwendung des Netzchiffres ist leicht ersichtlich aus der in Fig. 3, b dargestellten Zeichnung; durch die Quadrate und Rechtecke, die genau nach dieser Zeichnung**) aus einem Papier oder Carton auszuschneiden sind, werden die einzelnen Wörter der geheimen Mitteilung auf ein untergelegtes Papier geschrieben, oder man legt auch wohl eine solche Zeichnung wie ein Linienblatt unter das zu beschreibende Papier und schreibt

*) Von *Schott*.
**) Ueber die Herstellung anderer Netze vgl. *Klüber's Kryptographik* S. 192 ff.

die einzelnen Wörter der geheimen Mitteilung in die d u r c h s c h e i n e n d e n Rechtecke und Quadrate. In die Z w i s c h e n r ä u m e werden nun andere beliebige Wörter derart eingeschrieben, dass sie mit den eingeflochtenen Wörtern der geheimen Mitteilung selbst wieder einen Sinn geben, der mit dem Sinn der geheimen Mitteilung natürlich in keinem Zusammenhang stehen darf. Die Konstruktion einer solchen gleichgiltigen Mitteilung unter Anwendung der schon niedergeschriebenen Wörter ist aber keineswegs leicht, wesshalb sich diese Methode für eine Geheimschrift auch sehr wenig empfiehlt.

Wir haben jetzt aber die graphologischen Momente zu betrachten, die auf das Vorliegen einer Geheimschrift in der ostensiblen Mitteilung schliessen lassen. Die geheime Mitteilung lautet: ***vous me*** (Zl. 1) ***trouverez très*** (Zl. 2) ***dispose*** (= disposé) ***à*** (Zl. 3) ***vous*** (Zl. 4) ***rendre*** (Zl. 5) — Wenn man nun die graphologischen Grundsätze bezüglich der Z e i l e n r i c h t u n g ins Auge fasst,

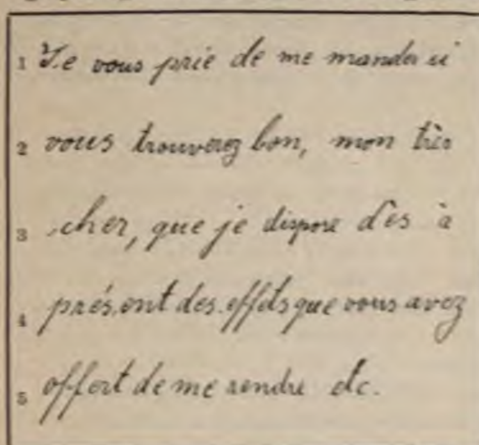


Fig 3, a.

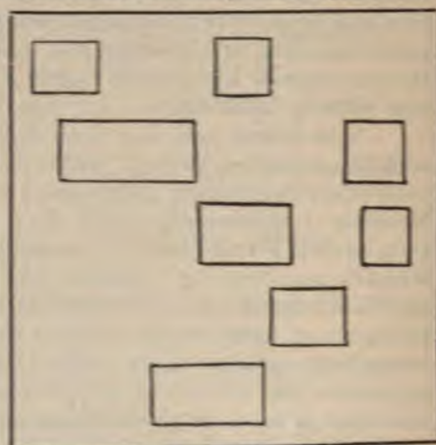


Fig. 3, b.

so muss man gestehen, dass durch das nachträgliche Ausfüllen der durch die g e h e i m e n W ö r t e r s c h o n f i x i e r t e n Z e i l e n eine zeitliche Unterbrechung in ihnen bedingt ist, welche ein Variieren in der Zeilenrichtung zur Folge hat. Vgl. die Unterbrechung zwischen ***que*** und ***vous*** (Zl. 4), ferner zwischen ***me*** und ***rendre*** etc. (Zl. 5).

Von grösserer Wichtigkeit ist aber die Verschiedenheit der N e i g u n g s w i n k e l d e r H a u p t r i c h t u n g e n der geheimen Wörter im Verhältnis zu den später geschriebenen E r g ä n z u n g s w ö r t e r n. Man beachte die ziemliche S t e i l h e i t der zuerst geschriebenen Buchstaben, namentlich das ***u*** in ***vous*** (Zl. 4) und das ***n*** und zweite ***r*** im Worte ***rendre*** (Zl 5), wo der Neigungswinkel direkt 90° beträgt. Damit vergleiche man die später erfolgte Aufzeichnung der Wörter, die im Verhältnis zu jenen auffallend s c h r ä g sind: z. B. ***prie*** und ***de*** gegenüber ***vous*** (Zl. 1), ***je*** (Zl 3) gegenüber ***dispose*** (Zl. 3), ferner ***effets que*** (Zl. 4) gegenüber ***vous*** (Zl. 4), ***offert de me*** (Zl. 5) gegenüber ***rendre*** (Zl 5).

Als weiteres wichtiges Moment für die Untersuchung tritt die S c h r i f t w e i t e hinzu. Die Quadrate und Rechtecke, durch bezw. in welche die geheimen Wörter geschrieben werden, zwingen den Schreiber dazu, das einzelne Wort e n g e zu schreiben, damit der zu Verfügung stehende kleine Raum ja nicht

überschritten werde, während beim Ausfüllen der Lücken der Schreiber bestrebt ist, die Buchstaben weit auseinanderzuziehen, um die Zwischenräume zwischen den früher und später geschriebenen Wörtern nicht auffallend erscheinen zu lassen. Vgl. z. B. *vous* und *trouverez* (Zl. 2), ferner *cher que je* und *dispose* (Zl. 3). Im Prinzip werden aber auch die unregelmässigen Zwischenräume zwischen den früher und später geschriebenen Wörtern selbst als Indizien einer versteckten Geheimschrift gelten können, zumal wenn weniger Sorgfalt und Vorsicht beim Ausfüllen der Lücken aufgewendet wurde. Wie ich schon oben erwähnte, ist die Anwendung dieser Geheimschrift-Methode nicht gar so einfach, da die Grenze der verfügbaren Wörter und Phrasen bei der Ergänzung der Lücken sehr enge gezogen ist, so dass in der Regel schon der gezwungene Satzbau und der auffallende Gebrauch gewisser Wörter, die für den Sinn der vorliegenden bedeutungslosen Mitteilung durchaus entbehrlich wären, grossen Verdacht auf ein verdecktes Geheimnis begründen können. Wenn man bei der Untersuchung einer derartigen Geheimschrift alle diese Momente genau berücksichtigt, so wird man sicher zu einem befriedigenden Resultat kommen müssen. Während bei den vorhergehenden Geheimschrift-Methoden in der Regel nur die Existenz einer verborgenen Geheimschrift mit Hilfe der Graphologie zu entdecken ist, können aber bei der Geheimschrift-Methode in Fig. 3 graphologische Momente das ganze Geheimnis klarlegen.

John Holt Schooling erwähnt*) einige höchst interessante Geheimschrift-Methoden russischer Nihilisten und politischer Gefangener, die auf einen unverkennbaren Scharfsinn dieser Elemente schliessen lassen. Der gefangene Verbrecher weiss selbst den wachsamsten und erfahrensten Aufsichtsbeamten zu hintergehen, um seinem Complicen durch die Hand des Beamten eine geheime Nachricht zukommen zu lassen. Ein Beispiel einer jener Geheimschriften stellt Fig. 4, a dar. In dieser harmlosen Mitteilung ist eine geheime Ordre versteckt. Die scheinbar unauffällige Verdeckung der Geheimschrift bewirkt aber, dass der Brief ohne jeden Verdacht durch die Hände des Aufsichtsbeamten weiterbefördert wird. Liessen gewisse Zeichen den Beamten darauf schliessen, dass man es in dem speziellen Falle mit dem Versuch einer geheimen Verständigung zu thun hätte, so würde er natürlich dieses Schreiben zurückhalten und einer näheren Prüfung unterziehen. Dass dabei volle Klarstellung des Geheimnisses erreicht würde, ist freilich kaum anzunehmen, da zumeist eine Combination mehrerer Geheimschrift-Methoden die Grundlage des eigentlichen Geheimnisses bildet. Es würde aber auch bereits der Nachweis der Existenz einer geheimen Mitteilung in den harmlos klingenden Zeilen genügen, um die Beförderung desselben und damit die strafbaren Pläne solcher Individuen zu vereiteln.

In der Geheimschrift Fig. 4, a sind drei verschiedene Methoden mit einander verbunden. Die eine Methode — Fig. 4, c — versetzt die Buchstaben der geheimen Mitteilung nach Art des sog. Multiplicationschiffres; Fig. 4, d gibt das Resultat dieser Versetzung an. Die stellvertretenden zweistelligen Zahlen werden aber selbst wieder ausgedrückt durch einzelne Buchstabengruppen, die ihrem Umfange nach den Zehnern bezw. Einern jener Zahlen entsprechen; vgl. Fig. 4, b. Die dritte Methode hat nun die Aufgabe, diese Buchstabengruppen in dem Originalschriftstück dem Empfänger desselben erkennbar zu machen.

*) *Secrets in cipher* in „*the pall mall magazine*" (1896. Vol. VIII, No. 35/36).

Wie das geschieht, werden wir im Laufe unserer graphologischen Untersuchung der Geheimschrift in Fig. 4, a selbst erfahren. Betrachtet man die einzelnen Wörter in Fig. 4, a etwas näher, so müssen sofort die häufigen Unterbrechungen innerhalb eines Wortes auffallen; sie sind auffallend insofern, als sie keineswegs überall natürlich genug erscheinen. Ausserdem sind sie an entsprechenden Stellen nicht consequent durchgeführt, z. B. die an und für sich begründete

1 Meine Lieben. Wie fühlte ich mich so elend,
2 als ich Euch verlassen hatte; doch jetzt habe
3 ich mich wieder erholt und schicke mich
4 in mein Los. Richard.

Fig. 4, a

Unterbrechung nach einem *i*-Grundstrich, um den *i*-Punkt sofort zu setzen, in in den Wörtern ***Lieben, ich*** (Zl. 1), ***jetzt*** (Zl. 2), ***ich, mich, wieder*** (Zl. 3) im Vergleich zu allen übrigen *i*-Punkten. Ferner ist uns auffallend die inconsequente

```
    5    1:1    5  :  4    2 : 3    3 ; 2    4:
1 meine 1 i ebenw iefü hl tei chm ic hsoe
  1  3:  2  3:   4    4:  1   5 : 1 1:
2 l end al sic heuc hver l assen h a
   3  1:  3  1:1   5 : 1  2 : 4   2 : 2   4:
3 tte d och j e tztha b ei chmi ch wi eder
  1   5 :  2  1:1   5:
4 e rholt un d s chick emichinmeinlosrichard.
```

Fig. 4, b.

	1	2	3	4	5
1	a	b	c	d	e
2	f	g	h	i	k
3	l	m	n	o	p
4	q	r	s	t	u
5	v	w	x	y	z

Fig. 4, c

51 = v	31 = l
15 = e	31 = l
42 = r	15 = e
33 = n	12 = b
24 = i	42 = r
13 = c	24 = i
23 = h	15 = e
44 = t	21 = f
15 = e	15 = e
11 = a	

Fig. 4, d

Trennung des Buchstabens *c* von *h* in den Wörtern ***mich*** (Zl. 1), ***ich, Euch*** (Zl. 2) im Vergleich zu den übrigen *ch*. Die Isolierung des ersten Buchstabens vom nachfolgenden Worte kann ja auch begründet sein, aber hier ist sie auch nicht regelmässig durchgeführt. Einzelne Unterbrechungen könnten freilich als natürlich und unwillkürlich angesehen werden, z. B. in den Wörtern *Wie* (Zl. 1), ***hatte*** (Zl. 2), ***doch*** (Zl. 2), ***und*** (Zl. 3), überhaupt jede Unterbrechung vor einem *o, a, c,*

e, d, g, i, u, t, weil bei diesen Buchstaben der Aufstrich oft unwillkürlich (d. h. aus Gewohnheit) weggelassen wird. Ganz unnatürlich und gekünstelt sehen aber Unterbrechungen aus wie in den Wörtern *elend* (Zl. 1), *verlassen, jetzt* (Zl. 2), *wieder, erholt, schicke* (Zl. 3) und ähnl. Man kann also zusammenfassend sagen, wenn in einem Worte viele Bindungen vorkommen und innerhalb dieses Wortes steht ein Buchstabe isoliert, dessen Schreibform zu einer Unterbrechung gar keinen Anlass gibt, z. B. *l* (vgl. *elend* Zl. 1), so darf ziemlich mit Sicherheit auf eine absichtliche Unterbrechung geschlossen werden. Im übrigen lohnt es sich aber, jedesmal die betreffenden gleichen Buchstaben an anderen Stellen bezüglich ihrer Gestaltung und beiderseitigen Verbindung mit dem verdächtig erscheinenden Buchstaben zu vergleichen. Z. B. *s* im Worte *als* (Zl. 2) gegenüber *s* im Worte *verlassen* (Zl. 2) und *Los* (Zl. 4). — Es ist merkwürdig, dass Schooling, der selbst Graphologe ist, in seinem Aufsatze gerade diese Geheimschrift in keine Beziehung zur Graphologie brachte.

Wir haben also nachzuweisen gesucht, dass in den einzelnen Wörtern von Fig. 4, a absichtliche Unterbrechungen vorkommen, deren Bedeutung Fig. 4, b erklärt.

Die 4. Gruppe in Zeile 1 (Fig. 4, b) zeigt, dass der Buchstabe *w* des nächstfolgenden Wortes noch zu den Buchstaben des vorhergehenden Wortes gezogen wurde, um die Buchstabengruppe zu ergänzen. Es fragt sich jetzt, wie wird es angedeutet, dass ein oder mehrere Buchstaben des nächstfolgenden Wortes noch zu einem oder mehreren Buchstaben des vorhergehenden Wortes zu ziehen sind? Mit anderen Worten, wie ist die natürliche Trennung zwischen zwei Wörtern nötigenfalls zu annullieren? Um uns dies beantworten zu können, müssen wir uns die Wortendstriche genauer ansehen. Da wird uns sogleich auffallen, dass in einigen Wörtern die Wortendstriche horizontal und nach rechts ausgezogen sind, z. B. in den Wörtern *Lieben, wie, fühlte* etc. (Zl. 1), während in anderen Wörtern der Wortendstrich in einer Rundung nach oben rechts ausgezogen ist z. B. in den Wörtern *meine, elend* (Zl. 1), *ich, verlassen* (Zl. 2) etc. Eine dritte Art von Endstrichen kommt nicht vor. Die horizontal nach rechts ausgezogenen Wortendstriche deuten nun die für die Buchstabengruppenbildung nötige Verbindung zweier Wörter an, während die nach oben rechts ausgezogenen Wortendstriche die natürliche Trennung zwischen den beiden Wörtern bestehen lassen. Diese absichtlich gewählten Wortendstriche bilden für den Graphologen ein weiteres unverkennbares Zeichen einer vorliegenden versteckten Geheimschrift. Diese Wortendstriche veranlassen den Schreiber auch zu manchen Inconsequenzen; vgl. die Ansätze oben am Buchstaben *s* in den Wörtern *als* (Zl. 2), *schicke* (Zl. 3), *Los* (Zl. 4), sodann des Buchstabens *s* in den Wörtern *so* (Zl. 1), *verlassen* (Zl. 3).

Vom graphologischen Standpunkte aus muss man eingestehen, dass die Wortendstriche als Zeichen einer notwendigen Verbindung zweier Wörter in diesem Sinne nicht vorteilhaft gewählt sind, da man gerade sie am wenigsten für geeignet findet, eine absichtliche Veränderung an ihnen zu verbergen. — Für viel zweckmässiger halte ich es aber, die Wortaufstriche als Kennzeichen einer notwendigen Verbindung zweier Wörter zu gebrauchen. Denn es ist absolut nicht aussergewöhnlich, wenn ein Teil der Wörter mit einem Aufstrich beginnt, ein anderer Teil aber nicht, z. B. die mit *a, o, d, g, t, i, c, e, q, u* event. *v, w* beginnenden Wörter können, ohne jeglichen Verdacht zu erregen, den Aufstrich

entbehren. Aber auch die übrigen Buchstaben wie *b, f, h, k, l* etc. können ihn teilweise entbehren, sodass der Aufstrich erst rechts vom Grundstrich des betreffenden Buchstabens beginnt. Ein fehlender bezw. verkürzter Wortaufstrich soll also hiernach die natürliche Trennung vom vorhergehenden Worte bestehen lassen. Bei solchen Buchstaben, die den Aufstrich aber nicht leicht entbehren können, z. B. *m, n, r, W* etc. werden als Trennungskennzeichen die nach innen gebogenen Aufstriche verwendet.

Auf diese Weise wäre wohl ein auffallendes Moment bei dieser Geheimschrift ziemlich beseitigt. Wie steht es nun aber mit den verdächtigen Unterbrechungen inmitten eines Wortes? Wie könnte man diese mit Vorteil umgehen?

Zur Lösung dieser Frage habe ich der verschiedenen Setzung der Uebersetzungszeichen und *t*-Querstriche eine besondere Bedeutung gegeben, indem ich hier je vier verschiedene Stellungen construierte und diesen jeweils eine andere Bedeutung beilegte: ich unterschied nämlich niedrig- und hochgesetzte, nach links und nach rechts gesetzte Uebersetzungszeichen und *t*-Querstriche. So kann also beispielsweise ein niedrig, nach links gesetzter *i*-Punkt bedeuten, dass direkt links von diesem *i* die notwendige Unterbrechung hätte vorgenommen werden müssen, ein hoch, nach links gesetzter *i*-Punkt, dass vor dem ersten Buchstaben (links von diesem *i*) die Unterbrechung zu suchen ist; eine analoge Bedeutung gab ich dem nach rechts niedrig und hoch gesetzten *i*-Punkt. Auf gleiche Weise sind die Uebersetzungszeichen von *ä, ö, ü, u,* die Ueberstriche bei *m* und *n* (zum Ausdruck der Verdoppelung) und der Querstrich von *t* zu behandeln. Soll aber durch ein Uebersetzungszeichen oder einen Querstrich keine Unterbrechung angedeutet werden, dann werden dieselben genau nach der Schulvorlage gesetzt. Wenn nun diese Hilfsmittel nicht hinreichend wären, um eine notwendige Unterbrechung anzuzeigen, so wendet man eben eine thatsächliche Unterbrechung an, oder falls dies zu auffallend, deutet man die Unterbrechung durch einen unscheinbaren Punkt oder Strich, oder durch irgend eine andere graphische Eigenheit an der betreffenden Stelle an, z. B. durch verkürzte Schlussaufstriche bei Buchstaben wie *g, h, j,* oder durch offene oder geschlossene *o, a, g, d,* oder durch besonders verabredeten Gebrauch von Haar- und Grundstrich, von runden und eckigen Formen des Buchstabens, ferner durch sinistrogyre und dextrogyre Schreibbewegungen beim *u*-Häkchen, beim *d* und bei allen möglichen Endstrichen, sodann durch Einschalten von deutschen bezw. lateinischen Buchstaben oder Drucktypen an Stelle des regelrechten Buchstabens, weiter durch verlängerte Schlussabstriche beim *h, k, m, n, p, A, B, C, E, R* etc., durch enge, weite oder ausgefüllte Schleifen bei Buchstaben wie *l, k, h* und ähnlichen, durch lange Wortanfangs- und Wortendstriche, durch verabredete Höhen- und Tiefendauer der Schriftzeichen, ferner durch Schriftweite, durch enge und weite Zwischenräume zwischen den einzelnen Wörtern, auch durch Unterstreichungen, durch Interpunktionen, durch Weglassungen und Hinzufügungen von minderwertigen Buchstabenteilen — kurzum durch alle nur denkbaren Schriftveränderungen, die nur für das Auge des Graphologen wahrnehmbar sind.

Alle diese graphischen Möglichkeiten, Geheimschriften zu fixieren, ergeben eine ganz neue Methode einer Geheimschrift, ich nenne sie vorläufig graphologische Punktiermethode. Die wesentlichen Merkmale einer Punktiermethode überhaupt habe ich oben schon angegeben. Wie dort durch kleine

unscheinbare Punkte, Striche oder Nadelstiche der Chiffrebuchstabe geheim erkenntlich gemacht wird, geschieht dies in der graphologischen Punktiermethode durch eine der vielen Möglichkeiten, die ich vorhin aufzählte. — Soll in einem ostensiblen Briefe z. B. *o* ein geheimer Buchstabe sein, so wird dieser Buchstabe oben geschlossen, soll *g* ein solcher Buchstabe sein, so wird der letzte Aufstrich desselben nur halbwegs ausgezogen, soll *l* oder *b* ein geheimer Buchstabe sein, so wird dies z. B. durch eine weite Schleife erkenntlich gemacht, soll *u* ein geheimer Buchstabe sein, so wird der *u*-Haken nach oben rechts gerade ausgezogen, soll *i* ein solcher sein, so wird der *i*-Punt rechts oder links abseits vom Grundstrich gesetzt, bei *t* wird der Querstrich z. B. nach rechts verlängert, bei *s* kann man z. B. den Abstrich durch einen Punkt enden lassen, bei *r* bringt man z. B. an der Basis eine kleine Schleife an, bei *R* kann man beispielsweise die Drucktype anwenden oder den letzten Abstrich unter die Zeile ziehen, soll *w* ein geheimer Buchstabe sein, so füllt man die Schleife rechts oben nicht aus, ferner kommt noch hinzu die Kennzeichnung eines geheimen Buchstabens durch Korrekturen, Radierungen, Unterbrechungen, Unterstreichungen, Schriftweite u. dgl., wie oben auch die Unterbrechungen im einzelnen Worte geheim angedeutet wurden.

Wie in einem Stenographiesystem die Hoch- und Tiefsetzung, die nahe und weite Entfernung eines Buchstabens, Haar- und Grundstrich eines Zeichens ihre besondere Bedeutung haben, ähnlich ist dies auch hier der Fall, (vgl. z. B. die verschiedene Setzung der Uebersetzungszeichen und des *t*-Querstriches). Darum glaube ich, dass diese Methode am besten stenographologische Geheimschrift-Methode zu nennen sei. Je geschickter man diese Methode anzuwenden versteht, eine desto grössere Sicherheit des Geheimnisses wird man gewinnen, auch gegenüber dem Scharfsinn eines Graphologen, von einem Laien gar nicht zu reden!

Nicht direct auf graphologischen Grundsätzen beruht eine weitere Kategorie von kryptographischen Möglichkeiten, welche am Worte selbst Veränderungen vornehmen. Hier kommen in Betracht scheinbar nachlässige Weglassungen von Buchstaben, die nach dem Sinne des Wortes leicht zu ergänzen sind, z. B. jetz satt jetzt, nich statt nicht u. s. w., ferner Orthographiefehler, z. B. imer statt immer, leren statt leeren, wider statt wieder, Apell statt Appell etc., ferner in scheinbar nachlässig falsch gesetzten Buchstaben, die uncorrigiert stehen bleiben und den Sinn des Wortes nicht stören z. B. in aller Beziehungen statt in allen Beziehungen (Flexionsfehler), oder ich ging am Bahnhof statt an den Bahnhof (Dialekt- bezw. Sprachfehler), oder dankent statt dankend (Orthographiefehler); ferner Hinzufügungen von überflüssigen Buchstaben z. B. Muth statt Mut, hallten statt halten (Orthographiefehler). — Alle diese Wortfehler ermöglichen es, dem fortgelassenen bezw. überflüssig oder falsch gesetzten Buchstaben eine geheime Bedeutung beizulegen. (Orthographiechiffre).

Ebenso können auch Silben oder ganze Wörter solche Mängel an sich tragen: auch sie können fortgelassen, überflüssig oder falsch gesetzt sein, ohne den Sinn des Satzes zu stören. Fortgelassen können z. B. werden: *ich, wir*, ebenso Artikel u. s. w.; hieher gehören auch alle Abkürzungen eines Wortes. Ueberflüssig gesetzt können werden z. B. eine scheinbar nachlässige Wiederholung derselben Silbe, desselben Wortes, auch die meisten Partikeln sind im

Satze zu entbehren, z. B. *nun, also, wohl, ja, denn* etc. Ebenso können Silben und Wörter geschrieben werden, die dem Sinne nach nicht in den Zusammenhang des Satzes gehören, diesen aber nicht beeinträchtigen, sie können eingeklammert oder so durchstrichen werden, dass man sie noch lesen kann. Auch diesen Mängeln sind geheime Bedeutungen beizulegen.

Alle die oben aufgezählten kryptographisch-graphologischen Möglichkeiten erschliessen ein neues Forschungsgebiet, in dessen Mittelpunkt die Graphologie steht. Aber nur derjenige, der die graphologischen Principien bei Anwendung einer solchen Methode consequent zu wahren, d. h., der sich im Denken und Schreiben in eine andere Charakterwelt zu versetzen versteht, nur der wird den vollkommensten Nutzen und Erfolg dieser graphologischen Geheimschriften wahrnehmen und den scharfsinnigsten Graphologen täuschen können; da dies aber wohl grosse Seltenheiten sein dürften, wird man sich einerseits auch mit einem minder vollkommenen Nutzen und Erfolg zufrieden geben, und andrerseits werden so dem Graphologen nicht alle Untersuchungsobjekte aus der Welt geschafft werden können.

Man darf bei alledem nicht den Umstand aus dem Auge lassen, dass die graphologischen Geheimschriftmethoden nur geeignet sind, Geheimnisse in der Handschrift zu verbergen, während die Geheimnisse selbst mit Hilfe einer der zahlreichen Versetzungs-Methoden (z. B. der Methode Jul. Caesars) erst hergestellt werden müssen, indem die einzelnen Buchstaben der Klarschrift erst versetzt und dann die Chiffrebuchstaben durch eine graphologische Geheimschriftmethode in der Handschrift erkenntlich gemacht werden. Zu erfolgreicher Anwendung einer Geheimschrift ist immer eine Combination mindestens zweier Geheimschriftmethoden zu empfehlen. Auf diese Weise bleibt, wenn auch die Existenz einer Geheimschrift entdeckt wird, unter Umständen doch das Geheimnis der Mitteilung selbst gewahrt. Der gefangene Verbrecher aber wird seine ganze Hoffnung auf die Sicherheit der graphologischen Geheimschriftmethode stützen und mit ihrer Entdeckung sein Hauptgeheimnis preisgegeben sehen. Und gerade dieser letztere Umstand muss in erster Linie unser Interesse wecken!

Die durchaus originelle Geheimschrift in Fig. 4, a entdeckt, wie ich oben erwähnte, dem Graphologen manche Mängel, die aber zum Teil mit Hilfe graphischer Eigenheiten beseitigt werden können. Nicht allzuferne lag mir hier die Frage, ob nicht eine Geheimschrift derart in einem ostensiblen Briefe zu verbergen sei, dass selbst mit graphologischen Hilfsmitteln nichts auszurichten sei. Eine Lösung dieser Frage ist z. B. folgende: Der mitteilende Correspondent schreibt einen Bericht nieder über irgend ein Ereignis (z. B. über einen Unglücksfall, über eine Bergpartie u. dgl.), der ihm die Gelegenheit bietet, in ganz natürlichem und ungezwungenem Stil mehrere Zahlen anzuwenden. Die in den Zusammenhang des Berichtes eingeflochtenen Zahlen sollen dann auf gewisse Buchstaben des Berichtes hinweisen, die, zusammengestellt, die geheime Mitteilung ergeben. Ein Beispiel wird dies klar machen.

„. . . Als wir in W. angekommen waren, rasteten wir ein wenig und gingen dann wieder zu Fuss weiter — dem Gebirge zu. Bald standen wir vor einem Berg, der etwa 18 Hundert Meter hoch war. Unsere Truppe war 6 Mann stark. Anfangs ging es gut vorwärts; als wir in der Höhe von etwa 9 Hundert Meter waren, machten wir Halt. Es war gerade 10 Uhr 25 Minuten des Morgens, als

wir dort angelangt waren. Nach einer Ruhepause von 30—40 Minuten setzten wir unsern Marsch weiter. Nach einiger Zeit stiessen wir auf eine in das Gestein eingehauene Treppe mit 44 oder 45 Stufen (wie ich zählte). Da dieselbe recht mangelhaft war, rutschte ich mindestens 3 Mal aus, wurde aber jedesmal durch meinen Hintermann vor einem Absturz bewahrt . . ."

Wer diesen harmlosen Bericht liest, wird nicht sagen können, dass er Verdacht erregen könnte; (allerdings dann schon, wenn ihn ein Gefangener geschrieben). Die vorkommenden Zahlen verweisen den Empfänger dieses Berichtes auf die entsprechenden Buchstaben vom Anfang des Berichtes aus gezählt. Die geheime Mitteilung lautet: „Erwarte uns". (Referatchiffre).

Zu dieser Methode eignen sich am besten Rechnungs- und statistische Berichte, in welchen mehrere Zahlen unmittelbar aufeinander folgen können, ohne auffallend zu erscheinen.

Hiebei ist man nicht, wie z. B. bei der Geheimschrift-Methode in Fig. 3, a oder bei einer im Prinzip mit dieser verwandten Geheimschrift-Methode von Wolfgang Ernst Heidel*) an gewisse Grenzen gebunden, sondern kann die Zahl – allerdings in geordneter Reihenfolge — im Laufe des Berichtes einschalten, wenn sich gerade Gelegenheit bietet, sodass damit unnatürliche und gezwungene Redensarten von vornherein ausgeschlossen sind, wie dies bei jenen beiden Methoden nicht der Fall ist.

Noch eine andere Frage wurde mir vorgelegt, nämlich die Frage, ob eine geheime Mitteilung derart in einer ostensiblen Nachricht zu verbergen sei, dass sowohl ihre Existenz unkenntlich bleibt, als auch durch Einwirken einer dritten Person unwillkürlich nicht vernichtet werden könne. Diese Frage erhält nämlich praktische Bedeutung bei telegraphischer Uebermittelung eines Geheimnisses**). Gibt es nun eine Methode, mit deren Hilfe eine geheime Mitteilung in einer harmlosen Depesche so zu verbergen ist, dass der Telegraphenbeamte weder aus irgendwelchen Merkmalen, z. B. der ungewöhnlichen Länge der Depesche, Verdacht schöpfen, noch durch die Operation mit dem Telegraphen dem Empfänger der Geheimschrift die Kennzeichen derselben vernichten kann? Mit graphologischen Prinzipien kann man natürlich hier nichts anfangen. Es war vielmehr die Geheimschriftmethode in Fig. 4, a—d, die ich meiner Lösung dieser Aufgabe zu Grunde legte. Bei der oben beschriebenen Vervollkommnung eben dieser Methode waren nur graphische Eigenheiten massgebend, die aber durch Einwirkung dritter Personen unwillkürlich ver nichtet würden (z. B. durch blosses Abschreiben). Es war nun eine Variation ausfindig zu machen, durch welche eine dem Empfänger angedeutete Buchstabengruppe unter keinen Umständen verändert werden könnte, ohne dass dadurch der Inhalt der Depesche selbst verändert würde. Dies ist sogar sehr einfach, wenn man die Anzahl der Gruppenbuchstaben zusammenfallen lässt mit der Anzahl der Wortbuchstaben, mit andern Worten, das Ende eines jeden Wortes muss auch zugleich das Ende einer Buchstabengruppe sein. Allerdings scheint eine Schwierigkeit zu bestehen, wenn die Gruppe — was sehr oft vorkommt — nur einen Buchstaben enthalten soll, während die deutsche Sprache nur ein einziges Monogramm hat, nämlich das Ausrufewörtchen: *o*!

*) Klüber, *Kryptographik*, Tübingen 1809, S. 106.
**) Ueber die Zulässigkeit sonstiger Chiffreschriften vgl. Fleissner, *Handbuch der Kryptographie*, S. 58ff.

Diesen Mangel umgeht man aber leicht dadurch, dass man mit seinem Correspondenten vereinbart, dass alle Wörter, die man gewöhnlich abkürzt, z. B. *und, u. s. w., u. dgl., u. a.* und ähnliche, sodann alle Artikel, gewisse Partikeln, ferner Ziffern und Zahlen (nach der vorhergehenden Methode in den Inhalt der Mitteilungen aufgenommen) und andere oft vorkommende Wörter als eine Buchstabengruppe von nur einem Buchstaben zu gelten haben. (Reduktionsmethode, da die Anzahl der Buchstaben eines Wortes auf **1** reduziert wird). Ausserdem kann man auch so verfahren, dass die Buchstabenanzahl aller Wörter um **1** vermindert wird, so dass z. B. Trigramme als Bigramme und Bigramme (wie z. B. *in, an, zu, wo, da* etc.) als Monogramme zu gelten haben.

Es wird nach meinen Ausführungen nicht zu bestreiten sein, dass die Graphologie für die Geheimschriftenkunde einen doppelten Wert hat. Auf der einen Seite leistet sie uns eine nicht zu unterschätzende Hilfe bei der Entdekung einer in dem Schriftstück selbst verborgenen Geheimschrift, auf der andern Seite ermöglicht sie uns mancherlei wertvolle Variationen bekannter Methoden.

Es ist allerdings nur dem Graphologen möglich, die feinen geheimen Nüancierungen an Schriftzeichen derart vorzunehmen, dass sie selbst für das Auge des prüfenden Graphologen unkenntlich sind. Eine erfolgreiche Anwendung graphologischer Methoden bedingt also graphologische Kenntnisse.

So ist die Gelegenheit gegeben, die Graphologie einerseits für solche, die diese raffinierten Geheimschriftmethoden anwenden wollen, nicht nur als interessantes, sondern auch als unentbehrliches Wissensgebiet zu empfehlen, andrerseits das Studium der Graphologie den an der Entdeckung der Geheimschriftmethoden direct interessierten Kreisen — ich meine dem Untersuchungsichter — als unerlässlich dringend ans Herz zu legen. Wer die erwiesene Sympathie der Nihilisten und Verbrecher für derartige Geheimschriftmethoden in Erwägung zieht, kann dies Verlangen nur unterstützen. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, dass hier der Graphologie in forenser Beziehung ein neues Gebiet erschlossen ist, und dass einmal der Zeitpunkt herantritt, wo auch massgebende Kreise mit diesem Factor ernstlich zu rechnen beginnen.



Mitteilungen.

Neue Deutungen.

Zur Methodik.

„Lebhaft intereseirte mich die Deutung der Dextrogyren Züge, wie sie in meiner Schrift so häufig vorkommen, als Fähigkeit sich anzupassen. Viel zu gewagt aber ist die Behauptung, dass wenn diese Züge spitz sind, die Anpassung aus Verstandesrücksichten, wenn rund — aus Herzensrücksichten vor sich geht. Uebrigens ist dieser Zug ein zu komplizirter, als dass er durch diese eine Deutung erschöpft werden könnte. Er besagt ausserdem: 1. Vereinfachung, 2. das Vermeiden einer Schliße — beides Dinge, die eine grosse Bedeutung haben".

Rolf Ungern-Sternberg.

Angeregt durch die Rubrik „Zeichendeutung", insbesondere aber durch eine diesbezügliche Randglosse meines Sohnes scheint es mir geboten, die sehr aktuelle Frage aufzuwerfen: „Wie behandelt man mit Erfolg ein aus dem lebendigen Organismus der Einzelschrift zur gesonderten Erörterung hervorgegriffenes Zeichen?"

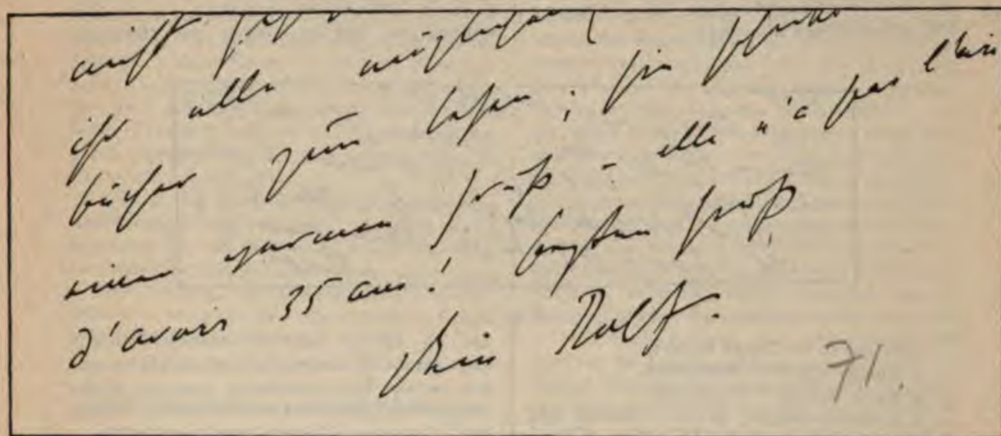


Fig. 1.

Indem man es zunächst auf sich stellt, um es alsdann wiederum der Gesammtheit anzugliedern.

Nun und nimmer, weder in der Natur- noch in den Geisteswissenschaften, kann jemals die Analyse der Synthese entrathen.

Im ersten Falle bleibt man kläglich an Einzelheiten kleben, man sieht den Wald vor Bäumen nicht, andernfalls läuft man Gefahr sich in eine Naturphilosophie à la Schelling, in einen graphologischen Symbolismus à la Paulus zu verlieren.

Antäus gleich darf die Schriftdeutung nie den gesunden Boden der genauen Forschung verlieren; sie wird von dieser Muttererde aus um so sicherer und freier in die Höhenluft psychologischer und phylosophischer Speculation hinaufstreben.

Seltsame, ungewöhnliche Einzelzüge mehr kühn und eigenartig als richtig zu deuten, dies ist ein Sport, dem jeder Neuling sich mit Vorliebe ergiebt. Ich rede aus eigenster Erfahrung, denn auch ich habe mich dess — sed haec prius fuere — mit Lust und Liebe beflissen.

Meist lässt der Anfänger hiebei ausser Acht, dass um eine richtige Auslegung anzubahnen, er sich bemühen sollte, jenes fragliche Zeichen der grossen Familie anzureihen, der es nach Art und Beschaffenheit angehört, woraus sich dann mit logischer Folgerichtigkeit die richtige graphologische Wertung ergeben wird.

Ist erst die allgemeine Wesenszugehörigkeit erkannt, so kommt in jedem Einzelfalle, durch Bezugnahme auf die individuelle Färbung der Schrift, je noch eine besondere Schattirung hinzu.

Ein weiterer Fehler, den so ziemlich jeder Anfänger aufs Neue begeht, ist der, zu sehr spezialisiren zu wollen. Darüber vergisst er, dass jeder Federzug neben seiner Hauptbedeutung noch eine Reihe von Paralleleigenschaften, eigentlich Begleiteigenschaften (concomitances bei den Franzosen) in sich schliesst.

Sehen wir uns also den schon häufig erörterten Dextrogyren, alias **rechtsstrebigen** Federzug in g, f u. s. w. zunächst auf

seine Zugehörigkeit im Allgemeinen an und gehen wir, sicher hierauf fussend, auf die persönliche Färbung über, die ihm in der Schrift meines 19jährigen Sohnes anhaftet.

Die diesem Federzuge zukommende „Anpassungsfähigkeit“ hat auch meines Erachtens eine nur nebensächliche Bedeutung, als Begleiterscheinung. Ich unterstreiche dies, obschon gerade diese Eigenschaft meinem Sohn in hohem Maasse eignet. Sie gehört indess zu jenen zusammengesetzten seelischen Körpern, deren Vorhandensein sich nicht aus einem einzigen Zeichen ermitteln lässt. Hier die Elemente desselben, eine Resultante, die im diesbezüglichen Falle weder Muth noch Offenheit ausschliesst. (Dieselbe Schmiegsamkeit kann sich bei einer andern, ängstlichen und schüchternen Natur aus sehr ungleichen Bestandtheilen zusammensetzen: so aus der wenig fest ausgeprägten Schrift mit „schlangenförmigen“ Zeilenrichtungen. Sie dürfte dann auf die Anpassungsfähigkeit eines Lügners und Schwächlings hinweisen).

in den Schulheften meines Sohnes habe beobachten und verfolgen können.

Zweierlei Anforderungen stellte der Lehrer während des Nachschreibenmüssens an den Schüler, der sich dieser Nöthigung wohl oder übel fügen muss: Einmal rasch aufzufassen und sodann das sich Angeeignete in kürzester Frist, auf dem kürzesten Wege, zu Papier zu bringen. Beiden entspricht dieser Zug, der seinem Wesen nach also ein Bestandtheil

1. der vereinfachten Schrift ist.

Dies besagt zunächst Thätigkeit und Geistesbildung, sodann aber auch Schärfe des Denkens und Findigkeit. In obigem Falle, bei so sehr stark ausgeprägter Vereinfachung treffen die vier Bedeutungen zu. Wofern ich ihm indess in einer sonst wenig vereinfachten, aber fliessenden, gut ausgeschriebenen Geschäftsschrift begegne, weist er lediglich auf nicht intellektuelle Thätigkeit und praktische Findigkeit hin.

2. gehört der Zug der dextrogyren, zu Deutsch, rechtsstrebigen Schrift an. — Die weitläufigen Untersuchungen von Héricourt

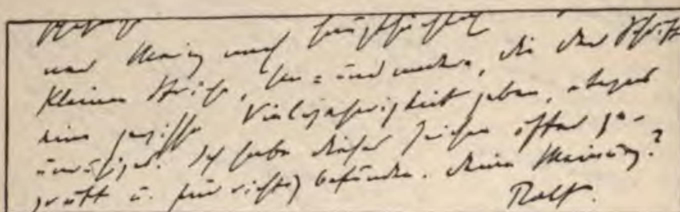


Fig. 2.

und Th. Hoctés über die abduktive Schrift als bekannt voraussetzend und darauf fussend, will ich nur kurz erwähnen, dass sie wieder das Vorzüglichste am Culturmenschen: Thätigkeit, Altruismus, Geistesbildung und Intelligenz, in sich schliesst. Das Vorwiegen rechtsstrebiger Züge weist noch ausserdem auf Perfektibilität und Ehrenhaftigkeit hin.

3. Verbundene Schrift = Logik, Folgerichtigkeit.

Soweit das allgemein Gültige. —

Auf seine besondere Bedeutung in vorliegender Schrift hin betrachtet, plaudert besagter Zug noch so manches aus. Ex ungue leonem. Fast könnte man aus ihm — wie aus so manchem fossilen Ueberbleibsel den Organismus des Körpers, hier die Beschaffenheit der ganzen Charakteranlage wieder auferbauen

Pars pro toto.

Der Winkel von 45 Grad weist auf ein maassvolles Gemüthsleben hin, gleich weit entfernt von schwächlicher Gefühlsduselei, wie von berechnender Kälte.

Hier liegen die Dinge anders:

1. Runde Schrift = Sanftmuth.
2. Feste Schrift = Thatkraft.
3. Liegende Schrift, 45 Gr. = Gefühl- und Eindrucksfähigkeit, sonder Leidenschaft.
4. „Schwertförmige“ Schrift = Klugheit.
5. Schrift, die ihre Buchstabengrösse dem Format des Papieres anpasst. (Siehe den grossen Unterschied zwischen Brief — Fig. 1 — und Postkarte — Fig. 2 —) = Geschmeidigkeit.

Was nun die fernere Unterscheidung des betreffenden Zuges nach rund und eckig betrifft, wonach die Anpassungsfähigkeit ihren Motiven nach zu sondern wäre, als bedingt durch Herzens- oder Verstandesrücksichten, so sei darauf hingewiesen, dass die Rundung wohl auf Sanftmuth und Güte, der spitze Winkel aber neben Schärfe, Eigensinn und Satire auch auf Nervosität hinweist, mithin durchaus nicht immer verstandesmässige Berechnung in sich zu schliessen braucht.

Gehen wir nun dem streitigen Zuge gründlich zu Leibe und sehen wir uns ihn einmal in Bezug auf seine Entwicklung an, wie ich sie

Der scharf ausgeprägte Strich mit geringer, oft ganz fehlender Schwellung verräth mir das Uebergewicht des Intellektes, des klaren nüchternen Urtheils über die noch nicht entwickelte Sinnlichkeit.

Die Rundungen wechseln ab mit scharfen, spitzen Winkeln: ein sanftes Gemüth mit nervösem Grundtone und gelegentlichem Hange zu nicht bösartiger Satire.

Was nun wiederum die doppelte Thätigkeit des Individuums in geistiger und körperlicher Hinsicht betrifft, so gilt hier der Zug voll und ganz in seiner erschöpfenden Bedeutung: für gesteigerte Thätigkeit des Körpers sowohl als des Geistes Für Ersteres, gewissermaassen der Thatendrang an sich, bürgt mir die stark ansteigende Zeilenrichtung, zu dem die willkürlich verlängerten Züge im grossen und kleinen „g" (eine schriftliche Mimik, die sich eng an den „paraphe fulgurant", den blitzartigen Federzug nach der Namensunterschrift, anschliesst), eine Schreibbewegung, die körperlicher Bequemlichkeit geflissentlich aus dem Wege geht, weil dies Aequivalent einer raschen Thätigkeit einen Reflexreiz höchster Unbehaglichkeit in ihrem Bewusstsein auslöst. Jedweder, der trotz geistiger Regsamkeit, sich körperlicher Trägheit bewusst ist, mag es getrost durch Nachahmung des ihm widerstrebenden Zuges an sich erproben.

Genug. Ich habe mich bemüht, durch diese Ausführungen zu erweisen, wie man einen Einzelzug herauszuschälen und zu verknüpfen hat, um seine allgemeine Deutung festzulegen — eine Deutung, der sich für jeden Einzelfall wiederum natürlich eine eigenthümliche Schattirung hinzugesellen muss.

Isabelle Ungern-Sternberg.

Stenographie und Graphologie.

Für Gabelsberger's System. Bekanntlich sind in den letzten Jahren graphologische Prinzipien von dem Leipziger Karl Scheithauer seiner Kritik der bisherigen Stenographie-Systeme und seiner Bildung eines neuen Systems zu Grunde gelegt worden. Bei dem äusserst lebhaften „Kampf ums Dasein" im Lande der Stenographie-Systeme ist es begreiflich, dass das neue Scheithauer'sche System von allen Seiten auf's Heftigste angegriffen wurde. Wir haben schon vor längerer Zeit die Veröffentlichung einer eingehenden Darlegung des Problems „Stenographie und Graphologie" angekündigt, welche bereits im vorigen Jahre in einer Sections-Sitzung zum Vortrag gebracht wurde. Gegenwärtig möchten wir nur davon berichten, dass neuerdings auch die Fachzeitschriften anderer Stenographiesysteme der Graphologie und ihren Beziehungen zur Stenographie näher treten. Wir finden z. B. in Nr. 1—4 des vorigen Jahrgangs der „Fortschrittlichen Blätter" (Hauptzeitschrift für die innere Fortentwicklung und äussere Verbreitung der Gabelsberger'schen Stenographie) einen längeren Aufsatz über Graphologie. Unter Bezugnahme auf diese Arbeit hat sodann kürzlich Paul Wächtler einen Beitrag zum Problem „Stenographie und Graphologie" in der genannten Zeitschrift (1899 Nr. I, S. 13) veröffentlicht. Als besonders beachtenswert heben wir hieraus einstweilen nur die folgenden Zeilen hervor. Wir bemerken noch, dass uns weitere sachliche Beiträge diesem Kapitel stets willkommen sind.

Herr Paul Wächtler schreibt: „. . . Ich bin Anhänger der Gabelsberger'schen Schule. Vielen Anpreisungen folgend, versuchte ich verschiedene und schnell zu erlernende Systeme mir anzueignen; ich studierte Roller, Arends usw., später Schrey und vor Jahren wagte ich mich sogar an Stolze; zu meinem Erstaunen kam ich jedoch immer wieder auf Gabelsberger zurück. — Nach alledem, was ich von den Grundlehren der Stenographie weiss, glaube ich annehmen zu können, dass sich der Altmeister Gabelsberger in der Wiedergabe aller Schriftformen an die „deutsche Handschrift", wenn wir sie so nennen wollen, anlehnte; unter Vermeidung aller Ecken etc. suchte Gabelsberger die Schreibflüchtigkeit so gross als irgend möglich zu gestalten, und in der heutigen Kurzschrift zeigt sich die Gabelsberger'sche Stenographie den anderen Systemen gegenüber — und zwar im Gegensatz zu den oft widerlichen Formen: teilweise völlig ausdruckslos und hölzern, teilweise stufenförmig-verschiedenartig — als einzig berufen, der graphologischen Analyse die weitaus günstigsten Momente zu bieten. Gerade das bilderreiche Formenspiel und die sympathische Tonfärbung sind bei Einhaltung eines unserer grundlegenden Schulbildung im Schreiben sich anpassenden und daher natürlichen Schreibmasses notwendige graphologische Werte, die sich bei keinem andern System in so harmonischem Einklang wiederfinden als bei Gabelsberger." H. H. B.

Litteratur.

Dilloo, Frau Prof. J., Lebensbilder auf Grundlage der Graphologie. Mit 30 Schriftproben. (*1898. Karl Siegismund. Berlin. 84 Seiten. gross 8°. Preis 1,50 Mk.*)

Das vorliegende Werk ist eine Vereinigung von drei Vorträgen, und entsprechenden Broschüren, deren erste — „Etwas über den Charakter der jungen Damen" — bereits früher besprochen wurde („Berichte", 1898 S. 29) und im gegenwärtigen Titel durch die Hinzufügung des Wörtchens „Etwas" eine richtigere Selbstbeurteilung der bekannten

Verfasserin zeigt. Die beiden anderen Teile tragen folgenden Titel „Welche Charaktere ergänzen sich im täglichen Zusammenleben?“ und „Wie ergänzen sich die Charaktere der Braut- und Eheleute.“ Unter Zugrundelegung einer Anzahl paarweise recht instructiv zusammengestellter Handschriftenproben bespricht Dilloo im zweiten Teile das Verhältnis des Freundes zum Freunde, der Geschäftsteilhaber zu einander, der Hausfrau zum Dienstboten und fuhrt im dritten Teile handschriftlich je einige Paare vor, die sich ergänzen und die sich nicht verstehen. Die graphologische Darstellung ist eine durchaus populäre, für das Verständnis der weiblichen Bildung berechnet, die besonders in den christlich frauenrechtlerischen Zeitschriften ihr Wissen und Wollen vertreten sieht Wir zweifeln nicht, dass Frau Prof. Dilloo's Werk in diesen Kreisen das Interesse und die Anerkennung finden wird, zu denen es hier berechtigt ist. Für die graphologische Wissenschaft jedoch, in dem exakten Sinne, wie wir sie vertreten, hat die vorliegende Publikation keinen Wert, denn es fehlt ihr durchaus die vorurteilslose charakterologische Einsicht.

Gjellerup, Karl. Das Briefkouvert. Studie eines Graphologen. Illustrationen von Louis Moe. Mit einem Brief des Verfassers an den Herausgeber. *(1896. Berlin. S. Fischer Verlag. 132 Seiten. Preis 2 Mk.)*

Eine Besprechung dieser ersten selbständigen graphologischen Novelle haben bereits die vorjährigen »Berichte« (S. 29) gebracht, als das Gjellerup'sche Werk im dänischen Original erschienen war. Gegenwärtig obliegt uns nur noch die Anzeige der deutschen Uebersetzung. Bekanntlich ist das Eigenartig-Neue dieser Novelle nach zwei Richtungen hin zu suchen. Erzählungen, in denen die Graphologie eine Rolle spielt, erschienen schon früh im Feuilleton der französischen Fachzeitschrift; bereits in dem ersten Jahrgange seiner »La Graphologie« veröffentlichte J.-H. Michon einen »Roman d'un autographe«; neuerdings hat auch »L'Ecriture« graphologische Dichtungen publiziert. Bezüglich der Gjellerup'schen Arbeit ist also hauptsächlich zunächst ihre Selbständigkeit wichtig. Sodann aber kam als wesentlich neu hinzu die Einführung von graphologischen Vignetten; durch seine feinsinnigen, künstlerisch-vollendeten Zeichnungen hat Moe gezeigt, welche Fülle von neuen Ideen die Graphologie den bildenden Künsten eröffnet. Wir werden hierauf später zurückkommen bei einer Besprechung der prächtigen Zeichnungen E. Weigel's.

Die deutsche Ausgabe des Gjellerup'schen Werkes können wir unseren Lesern bestens empfehlen, obwohl die Ausstattung und Reproduktion der Moe'schen Zeichnungen nicht so vornehm und fein ist, wie beim dänischen Original. Das Erscheinen der Uebersetzung in der bekannten und beliebten »Collection Fischer« (Bd. IX.) durfte dem Werke einen weiten und geeigneten Leserkreis gewinnen, sodass diese Publikation auch eine propagandistische Bedeutung für die Graphologie in Deutschland hat; allerdings ist hierbei — wie schon Marer es that — zu bedauern, dass Gjellerup nur den Stand der Graphologie vom Jahre 1878 berücksichtigt.

Teut.

La Graphologie 1898. Nr. 1—3 *(Janvier-Mars.)*

Die Redaktion des 28. Jahrgangs der französischen, bekanntlich von Michon gegründeten graphologischen Fachzeitschrift steht unter der Direction des tüchtigen Dépoin, dem eine Anzahl bewährter Autoren assistieren wir nennen an dieser Stelle nur Namen wie: P. Varinard, J. Eloy, Léonce Vié, L. Mayeras, Isabella Baronin Ungern-Sternberg, J. Brevalot, G. Bridier, Alcide Couilliaux usw. Der nicht-geschäftliche Teil der Zeitschrift bringt nach wie vor hauptsächlich — auf Grund umfangreicher, vorzüglich reproducierter Handschriften — graphologische Charakteristiken hervorragender, zumeist zeitgenössischer Persönlichkeiten. In den ersten drei Monats-Nummern des neuen Jahrganges wurden u. A. einer solchen Besprechung gewürdigt: Édouard Drumont, Rossillon, Félix Faure und Charles Leroy. Daneben finden wir eine Anzahl wertvoller Aufsätze; hiervon mögen besonders hervorgehoben werden: »La Graphologie à Java« von J. de Bruyn, »Les publications périodiques françaises sur l'écriture« von J. Dépoin und »Graphologie d'outre Rhin« von Isabella Ungern-Sternberg. Die bereits erwähnten graphologischen Charakteristiken rühren her von E. de Rochetal, J. Eloy, P. Varinard und R. de Salberg, deren Ausführungen durchgehend interessant sind. Wie wir erfahren, wird in den nächsten Nummern eine Arbeit von Isabella Baronin Ungern-Sternberg über »Le Mensonge« zum Abdruck gelangen; es wird nicht verfehlt werden hierauf s. Zt. näher zurück zu kommen. Wir empfehlen die französische Zeitschrift bestens zur Orientierung über den gegenwärtigen Stand und die gegenwärtige Behandlungsweise der Graphologie in Frankreich, bezw. in der französischen »Société de Graphologie«.

Hans H. Busse.

Zur gefl. Notiznahme. *Redaktionelle Sendungen (Aufsätze, Mitteilungen, Recensenda) sind zu richten nach München, Neureuther-Str. 3.*

Für die Redaktion verantwortlich: Hans H. Busse, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München

Deutsche Schriftstellerinnen der Gegenwart.

Graphologische Beiträge zur Psychologie des Weibes.

Von

Hans H. Busse.

Vor einigen Monaten haben wir graphologisch versucht, einen Ueberblick zu gewinnen über die verschiedenen weiblichen Charakter-Typen*). Wir beschränkten uns damals im Wesentlichen auf die Besprechung der Namens-Unterschriften von zwölf Schriftstellerinnen der Gegenwart. Es wäre nun gewiss sehr verlockend und auch sehr leicht, nach und nach einige weitere Dutzende von Namens-Unterschriften zeitgenössischer deutscher Schriftstellerinnen in ähnlicher skizzenhafter Weise graphologisch zu beurteilen. So weit wir sehen, dürfte sich hierbei aber nur recht wenig typisch Neues ergeben.

Einige Persönlichkeiten allerdings möchten schwerer einzuordnen sein. Dahin gehört z. B. Paul Maria Lacroma, deren Namensunterschrift (Fig 1)

Fig. 1.

zwar durch ihre Schräge und druckreiche Wucht viel leidenschaftliche Kraft und Hinreissungsfähigkeit, jedoch durch ihren Mangel an aesthetischer Abrundung und durch ihre geschlossenen Buchstaben ebensoviel Ausdrucksunfähigkeit anzeigt. Dahin gehört auch wohl Juliane Déry; ihre sehr bewegliche und ungleichmässige Handschrift (Fig. 2) zeugt von sehr grosser Impressionabilität, von innerer

Fig. 2.

Haltlosigkeit, von reizbarer Caprice und von geistreicher Schlagfertigkeit. Andere Persönlichkeiten, wie z. B. Lou Andreas-Salomé, wären zwar leichter einzuordnen. Die graphologische Untersuchung der Namensunterschriften solcher Persönlichkeiten böte uns nur etwas graduel Neues; wir sähen nämlich irgend einen bereits fixirten Typus in besonders scharfer Ausprägung; so zeigt

*) Vgl. *„Graphol. Monatshefte"* No. I, S. 12—16.

sich uns beispielsweise die bekannte Interpretin von Nietzsche's Philosophie in ihrer Handschrift (Fig. 3) als eine durchaus nüchtern-objektiv denkende und urteilende Natur, die frei ist von jeder impulsiven Schroffheit à la Laura

Lou Andreas-Salomé

Fig. 3.

Hansson-Marholm. Alles in Allem aber würden uns weitere skizzenhafte graphologische Besprechungen von Namenunterschriften deutscher Schriftstellerinnen kaum unserem Ziele wesentlich näher führen, — unserem Ziele: „Graphologische Beiträge zur Psychologie des Weibes" zu bieten.

Zunächst allerdings konnten wir eine Gruppierung der verschiedenen Frauen-Typen versuchen auf Grund einer Fixierung der Haupt-Eigenheiten in den Namenszügen einiger Schriftstellerinnen und einiger nicht öffentlich bekannter Frauen. Damit aber waren die graphologisch möglichen Beiträge zur Psychologie des Weibes noch durchaus nicht erschöpft, selbst wenn wir nur die Handschriften deutscher Schriftstellerinnen der Gegenwart berücksichtigen. Wir müssen vielmehr jetzt ins Detail gehen. Wir müssen die Handschriften einzelner Schriftstellerinnen, die wir als typisch-charakteristische Persönlichkeiten erkannten, mit der Gründlichkeit analysieren, welche der gegenwärtige Stand der Graphologie erlaubt und fordert.

Zu einer solchen Behandlung benötigen wir selbstverständlich ein weit umfangreicheres Material. Einzelne Namensunterschriften können hier durchaus nicht mehr genügen, zumal sich ja in ihnen — wie wir bereits früher hervorhoben — gerade die Eigenschaften besonders scharf ausprägen, auf die sich das Wertbewusstsein der Schreiberin stützt. Das Wertbewusstsein zahlreicher Menschen zieht ja seine kräftigste Nahrung aus der Einbildung, aus Illusionen, aus den als schon erreicht und verwirklicht gedachten Zielen der Sehnsucht, aus Lebenslügen, aus dem „Willen zum Gegen-Ich", — oder wie immer wir sonst das Streben aller innerlich unzufriedenen Menschen nennen wollen, die sich auf Grund von autosuggerierten Eigenschaften und Fähigkeiten das Recht zum Leben zu wahren suchen.

Eine eingehende graphologische Untersuchung kann sich also unmöglich mit einigen Namenszügen als Material begnügen. Es sei gestattet, in Kürze unsere Forderungen und Wünsche bezüglich des nötigen Handschriften-Materials zu entwickeln.

„Mindestens zwanzig Zeilen völlig ungezwungen geschrieben!" Die Forderung ist gegenwärtig wohl allgemein bekannt und leider auch als richtig anerkannt. Ihre Erfüllung erscheint uns aber durchaus nicht geeignet, das Material zu einer wirklich erschöpfenden graphologischen Charakter-Beurteilung zu liefern. Eine Probe der „völlig ungezwungenen" Handschrift kann eben nicht mehr wiederspiegeln als den — sagen wir — „völlig ungezwungenen Charakter". Es fehlt mithin durchaus die autographische Darstellung für die Art und die Intensität der Selbstbeherrschung, der Selbsterziehung, der Mässigung, der aesthetischen Schulung, der diplomatischen Verstellung, — kurz all der bewussten, nach den verschiedenen Verhältnissen verschiedenartigen Zurückhaltungen und Fälschungen in den Aeusserungen des eigentlichen Denkens,

Fühlens und Wollens. Diese Faktoren bilden aber besonders in unserer Zeit einen wesentlichen Teil des Charakters eines Menschen. Demgemäss dürfen wir bei unserer Material-Forderung zwar nicht absehen von den „zwanzig Zeilen völlig ungezwungen", wir müssen aber analog nach der anderen Seite hin auch „mindestens zwanzig Zeilen gezwungen", d. h. sorgfältig geschrieben, verlangen.

Praktisch gesprochen: wir müssen unsere Forderungen folgendermassen stellen. Wir brauchen Schriftstücke, die völlig ungezwungen geschrieben sind; ferner solche, bei deren Herstellung mit möglichster Sorgfalt verfahren wurde; und endlich solche, welche die gewöhnliche Handschrift zeigen. Als Schriftstücke mit völlig ungezwungener Handschrift betrachten wir alle intimen Aufzeichnungen und alle ersten Niederschriften von Dichtungen usw., soweit dieselben impulsiv, — d. h. völlig unter dem Banne einer Stimmung, eines Gefühls, — und nur um ihrer selbst wegen entstanden sind; der Inhalt des Geschriebenen wird dann das ganze Bewusstsein der Schreibenden erfüllt haben, sodass die Obacht und Rücksicht auf die Form des Geschriebenen das Minimum erreichte. Selbsverständlich müssen die verschiedenen Arten solcher Schreibinhalte unbewussterweise für den Schreiber doch seine Handschrift jeweils sehr verändern; Zorn und Kummer, trotzige Opposition und schwächliche Resignation, praktische unternehmungskühne Pläne und die glückliche klarschauende Conception neuer Ideen werden die Handschrift des von ihnen gänzlich erfüllten und beherrschten Schreibers in sehr verschiedenartiger Weise unbewusst verändern. Immer aber erhalten wir hier Proben der völlig ungezwungenen Handschrift. Als Belege hingegen für die möglichst gezwungene, d. h. sorgfältige Handschrift betrachten wir alle Schriftstücke, welche zu einem solchen Zwecke entstanden sind, für dessen Erreichen eine möglichst schöne, klare und leserliche Schrift wesentlich oder wünschenswert war. Hierher würden also officielle Briefe (vielfach auch — bei intimeren Briefen — die Adressen), Excerpte, Manuscriptabschriften und dgl. gehören. Die gewöhnliche Handschrift endlich werden wir in den Schriftstücken vorfinden, deren Art und Zweck ihnen eine Mittelstellung zwischen den beiden eben besprochenen Gruppen zuweist; hierher dürfen besonders familiäre Briefe zu rechnen sein. Ist es aber unmöglich, genügendes Material von diesen drei Arten zu beschaffen, so lässt sich experimentell eine teilweise Ergänzung gewinnen; hierher gehört vorzüglich das Schreiben verschiedener den Schreiber verschiedenartig und verschieden stark erregender Sätze jeweils in den drei Schnelligkeitsgraden: möglichst langsam, normal, möglichst schnell.

Angenommen nun, die deutschen Schriftstellerinnen hätten die Liebenswürdigkeit und den Mut gehabt, uns nach jeder der eben besprochenen Richtungen hin mit genügendem Handschriftenmaterial zu versorgen, — so würden wir doch noch nicht in der Lage sein, die Lösung unserer Aufgabe mit der nötigen Gründlichkeit zu versuchen. Wohl würden wir zur eingehenden Darstellung des gegenwärtigen Charakters der einzelnen Schreiberinnen gelangen können; unmöglich aber wäre es uns, die Frage nach dessen Entwicklung zu beantworten. Wir glauben jedoch, dass gerade die graphologische Erkenntnis der Charakterentwicklung der deutschen Schriftstellerinnen die wertvollsten graphologischen Beiträge zur Psychologie des Weibes zeitigen muss.

Der Eintritt in die Oeffentlichkeit und eine öffentliche schriftstellerische Thätigkeit können nicht ohne Rückwirkung auf die Verhaltungsweisen in den

intimeren Beziehungen des Lebens bleiben; der Charakter erleidet also Veränderungen. Da aber die Erziehung eines Mädchens fast niemals — im Gegensatze zu der Erziehung eines Knabens — die Möglichkeit einer späteren öffentlichen Thätigkeit berücksichtigt, so dürfte in diesem Falle gerade die Entwicklung des weiblichen Charakters eine grosse und interessante sein. Das eben Gesagte ist natürlich nur eine Hypothese; ob und wie weit sie richtig ist, das können uns erst Untersuchungen zeigen, welchen ein Handschriftenmaterial zu Grunde gelegt wurde, das mindestens bis vor den Eintritt in die Oeffentlichkeit zurückreicht; also in die Zeit der Tanzstunde, der ersten Liebe, der Schulzeit.

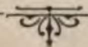
Selbstverständlich ist ein solch umfangreiches Handschriften-Material, wie wir es brauchen, nur zu erreichen, wenn alle deutschen Schriftstellerinnen uns bereitwillig entgegenkommen und unterstützen.

Die Frage nach der Schriftstellerin, deren Handschrift als erste einer eingehenden graphologischen Betrachtung unterzogen werden sollte, dürfte allen Fernerstehenden schwer beantwortbar erscheinen. Die Fülle der Persönlichkeiten ist bedeutend. Sympathie, Interesse und Neugierde der verschiedenen grossen Kreise des Publikums beschäftigen sich natürlich weit mehr mit solchen Schriftstellerinnen, deren litterarische Persönlichkeit in dem kleineren Kreise der Interessenten für modernes Geistesleben nicht sonderlich hoch taxiert wird. Wenn wir selbstverständlich im Verlaufe unserer Untersuchungen möglichst allen verschiedenen dominierenden Schriftstellerinnen gerecht werden müssen, so stehen doch der Graphologie — als einem Zweige modernen Geisteslebens — die Vertreterinnen der modernen Litteratur am nächsten.

Aber auch aus der Gruppe der modernen Schriftstellerinnen dürfte die Anfangswahl noch schwer sein. Es erschien uns daher als das Richtigste, wenn wir das „Gute in der Nähe suchten“: Moderne Münchener Schriftstellerinnen! Hier finden wir eigenartige, interessante Persönlichkeiten wie Helene Böhlau, Anna Croissant-Rust, Marie Conrad-Ramlo, Juliane Déry, Gabriele Reuter, Ernst Rosmer; auch Laura Hansson-Marholm, die in Schliersee wohnt, mag hierher gerechnet werden.

Die erste unter diesen Damen, an die wir uns persönlich mit der Bitte um Ueberlassung von Handschriften-Material wenden konnten, war Anna Croissant-Rust; sie ist übrigens inzwischen auch Mitglied unserer „D. g. G.“ geworden.

In der That muss ja das Interesse für moderne Litteratur oder gar die ausübende Vertretung derselben auch zu lebhaftem Interesse für die Graphologie führen. Beide — moderne Litteratur und Graphologie — setzen eine naturwissenschaftliche, eine nicht-christliche Weltanschauung voraus, in deren Mittelpunkt das Problem der Persönlichkeit steht; in beiden wird auf Grund einer peinlichen Analyse des Seelischen und seiner steten Beziehungen zum Körperlichen und zum Ausserpersönlichen die Construction eines Gesammtbildes versucht, wobei man sich der Relativität und Unzulänglichkeit der Sprache nur zu bewusst wird. Das Verständnis wird nicht so sehr durch das wörtlich Gesagte, als viel mehr durch das in dessen associativer Verlängerung Liegende erzeugt.



Anna Croissant-Rust.

Aus dem reichen Handschriften-Material, das uns Frau Anna Croissant-Rust zur Verfügung stellte, haben wir für die Darlegung 15 Proben ausgewählt.

Wie Kürschner's Litteratur-Kalender verrät, ist Anna Croissant-Rust im Jahre 1860 geboren. Fig. 1 zeigt uns also ihre Namensunterschrift aus dem

Fig. 1. — 1880.

Alter von zwanzig Jahren. Aus der Zeit bis zu ihrem öffentlichen litterarischen Auftreten stammen die beiden folgenden Briefausschnitte (Fig. 2 und Fig. 3). Anfang der 90er Jahre finden wir Anna Croissant-Rust als Mitarbeiterin an der „Gesellschaft", an den „Modernen Blättern" und später an dem bekannten, von Otto Julius Bierbaum herausgegebenen „Modernen Musen-Almanach". Im Jahre

Fig. 2. — Juni 1883. Brief.

1893 debutierte sie sodann mit einem selbständigen Werke: „Feierabend und andere Münchener Geschichten" und noch im gleichen Jahre folgten die „Gedichte in Prosa" und das Novellen- und Skizzenbuch „Lebensstücke". Diese drei Werke begründeten den litterarischen Ruf Anna Croissant-Rust's. Das beweist z. B. in sehr objektiver Darlegung ein Aufsatz in der „Pall Mall Gazette" vom 18. November 1893; hier heisst es in der Einleitung: „Die zwei letzten Bände aus der Feder von Anna Croissant-Rust haben in Deutschland keine geringe Aufmerksamkeit erregt. Wie deren Vorgänger „Feierabend" haben sie die denkbar verschiedensten Kritiken angeregt. Aber über einen Punkt waren alle einig: Ob zum Guten oder zum Schlimmen, und, mag der dermalen in der deutschen Litteratur massgebende Realismus eigenen Gepräges sein oder fremdem Einfluss seine Entstehung verdanken: Anna Croissant steht an der Spitze dieser neuen Schule und hat insbesondere in der Methode geistiger Analyse keinen Rivalen. Und dann: sie besitzt einen ausserordentlichen Scharfblick für die psychische Organisation des Weibes". Von den vorgelegten Schriftstücken aus diesen bedeutungsvollen Jahren 1891—1893 geben wir drei Proben (Fig. 4 bis Fig. 6); zwei hiervon sind Ausschnitte aus Manuscript-Originalen. Es folgt sodann aus dem Jahre 1894 eine Manuscript-Abschrift (Fig. 7). Die Wiedergabe von Handschriften-Proben aus den beiden nächsten Jahren glaubten wir unterlassen zu können zu Gunsten der Reproduktion von Belegen für den neueren und gegenwärtigen Stand der Handschrift. Das Jahr 1896 brachte allerdings die Publikation von zwei weiteren Werken; es erschienen nämlich

das Drama „Der standhafte Zinnsoldat", sowie die Novellen „Der Kakadu" und „Die Prinzessin auf der Erbse". Aber erst die Veröffentlichung des Dramas: „Der Bua", im Jahre 1897, scheint uns eine wesentlich neue Phase im litterarischen Schaffen Anna Croissant-Rust's zu eröffnen. Aus dem Handschriften-Material der beiden letzten Jahre geben wir mithin die übrigen Belege (Fig. 8 bis Fig. 15); es sind Ausschnitte aus Briefen, Manuscripten und Adressen, also aus Schriftstücken jeder Art. Frau Croissant-Rust hatte auch die Liebenswürdigkeit, nach den bekannten Angaben einige experimentelle Schriftproben herzustellen, nämlich solche, mit verschiedenen Schnelligkeitsgraden; zur Illustrierung der Er-

Fig. 3. — Oktober 1886. Brief.

gebnisse mögen die Worte „köstlichem" dienen (Fig. 14 und 15); *a* repräsentiert die möglichste Verlangsamung, *b* die normale Schnelligkeit und *c* die grösste Beschleunigung. Die graphischen Differenzen sind, wie man sieht, nicht sehr gross; die charakterologische Interpretation wurde bereits früher kurz entwickelt.

Fig. 4. — Juni 1891. Brief.

Schliesslich müssen wir noch erwähnen, dass sich unter dem vorgelegten Handschriftenmaterial auch eine grosse Anzahl von ersten Entwürfen und von Stimmungsaufzeichnungen befand, die sämmtlich nicht mit Tinte, sondern mit Bleistift geschrieben waren. Diese Schriftstücke waren alle von einer grossen Schreibflüchtigkeit und zeigten, infolge des Schreibmaterials, nicht die zur mechanischen Reproduktion nötige graphische Schärfe; wir mussten also gegenwärtig von der Wiedergabe diesbezüglicher Proben absehen.

In allen Schriftstücken werden die sog. deutschen Buchstaben benützt; sogar die Namensunterschrift zeigte dieselben von jeher (Fig. 1 und Fig. 12); nur bei nicht-deutschen Titulaturen (Fig. 13) und bei Excerpten aus fremdsprachlichen Werken findet sich die sog. lateinische Schrift. (Fig. 14 wurde auf besonderen Wunsch lateinisch geschrieben). Ob und in wie weit die ständige Benützung

des einen oder des anderen Schriftsystems eine charakterologische Bedeutung hat, wissen wir gegenwärtig noch nicht; sicher aber ist, dass zumeist bewusste Gründe den Schreiber zur Wahl des einen oder des anderen Systems veranlassten. Die Entscheidung über die Stichhaltigkeit dieser Gründe ist natürlich eine zweite Frage; so hatte z. B. Bismarck durchaus unrecht, wenn er meinte, die sog. deutsche Schrift desshalb anwenden zu müssen, weil sie ein Produkt des deutschen Geistes sei. Wir glauben übrigens nicht, dass bei Anna Croissant-Rust die Wahl des fälschlich „deutsch" genannten Schriftsystems aus bismarckfreundlichen, deutsch-patriotischen Gründen herzuleiten ist.

Wenden wir uns nunmehr zur Untersuchung der Schriftzeichen-Gestaltung und ihrer Zusammenordnung zu Worten, Zeilen und Seiten.

Bei einer ersten, mehr allgemeinen und oberflächlichen Betrachtung scheinen die Schriftstücke Anna Croissant-Rust's sehr einfach, sehr einheitlich und gleichmässig, ohne besondere Abweichungen von der Schulvorlage, zu sein. Wir sehen, dass die kleine, ziemlich schräge, dünne und einfache, von auffallenden Schnörkeln und Hinzufügungen freie Handschrift des zwanzigjährigen, jungen Mädchens, wie sie uns im ersten Namenszug (Fig. 1) entgegentrat, durch fast zwanzig Jahren ziemlich unverändert beibehalten wird. Hieraus müssten

Fig. 5. — 1892. Manuscript-Original.

wir auf einen Charakter von grosser einheitlicher Einfachheit und von ursprünglicher Natürlichkeit schliessen, dem alles Gezwungene, Gemachte, Posierte zuwider ist; auf einen Charakter, dessen Sensibilität und Hinreissungsfähigkeit natürliche Grenzen hat, und nicht der Gefahr einer extravaganten Ueberschwänglichkeit oder einer rücksichtslosen, sich selbst zerstörenden Leidenschaftlichkeit ausgesetzt ist. Ein Charakter aber, dessen leichte Gefühls-Erregbarkeit neben temperamentvoller idealer Begeisterungsfähigkeit die wir aus den hoch und nach rechts voran gesetzten i-Punkten erkennen, doch so viel instinctiven praktischen Scharfblick und einen Mangel an voller, rein-künstlerischer und frei-schöpferischer Phantasie hat, ein solcher Charakter bedarf keiner zwangvollen Selbsterziehung zur verstandes-nüchternen Mässigung. Ein derartiger Charakter kann mithin auch nicht zu steif-reserviertem Benehmen gelangen; Phrasen und ceremonielle Umständlichkeiten müssen ihm fern liegen; unbekannt aber muss ihm auch bleiben die reine objectiv-gleichmütige Betrachtung und mitleids-, überhaupt gefühls-unfähige Analyse der Menschen und ihres Treibens. Was übrigens den instinctiven praktischen Scharfblick anbelangt, so erkennen wir diesen aus der eigenartigen Verbindung der Buchstaben, welche vielfach eine nicht-silbenmässige ist, sondern den ersten Buchstaben einer Silbe

isoliert setzt, resp. nur mit dem Buchstaben der vorhergehenden Silbe verbindet. Diese Eigentümlichkeit zeigt sich bereits in den frühesten Schriftproben: z. B. Fig. 2: d-rauss-en, h-eiss-en; Fig. 3: verb-erg-en; Fig. 7: H-errg-ott. Personen, die so schreiben, pflegen nicht ruhig und consequent logisch zu denken: ihre Gedanken-Verbindungen gehen mehr sprunghaft-schnell vor sich und demgemäss haben solche Personen oft überraschend richtigtreffende Einfälle. Dass sich dieser Scharfblick aber nicht nur in rein ideelen Dingen zeigt, dafür spricht die grosse Ausdehnung der Buchstaben nach unten. Allerdings ist auch die Ausdehnung nach oben hin nicht vernachlässigt; zumal die Anfangsbuchstaben erstrecken sich (Fig. 12) ziemlich nach oben: dieses aber deutet — in Verbindung mit der schrägen Schrift und den lang nach rechts, sowie häufig spitz ausgezogenen u-Haken — auf freimütige Schlagfertigkeit, die ihre scharfblickenden Einfälle mit resoluter Gewandtheit zu äussern liebt. Bestätigt werden also hier, durch eine

Fig. 6. — 1893 Manuscript-Original.

andere Gruppe von handschriftlichen Eigentümlichkeiten, unsere ersten elementaren Deutungen bezüglich ungezwungener Natürlichkeit und Mangel an steifer, zurückhaltender Umständlichkeit. Eine weitere Bestätigung geben uns aber jetzt noch die Zeichen für das bereits erwähnte Fehlen der Phantasie. In den Buchstaben, wo nur Schleifen vorkommen, sind diese nämlich stets eng und deuten auf [illegible] Sachlichkeit, Nüchternheit, mithin auf Abwesenheit einer wirklich künstlerischen Phantasie. Dass allerdings diese Sachlichkeit nicht etwa eine extrem-ausgesprochene ist, wie bei dem reinen Verstandesmenschen, das dürfte nach dem früher Gesagten selbstverständlich sein. Mit den letzten Ausführungen haben wir bereits die elementare Charakterschilderung etwas verlassen, wir sind auf Charakterzüge gestossen, die sich unter sich nicht in der Weise harmonisieren, wie es die ersten allgemeinen Deutungen eigentlich erwarten liessen.

Fig. 7. — [illegible] Manuscript-Abschrift.

Jetzt werden wir sehen, dass noch weitere Gegensätze im Charakter Anna Croissant's liegen, Gegensätze, die trotz der naturwüchsigen temperamentvollen Einheitlichkeit des Grund-Charakters eine dauernde innere Unabhängigkeit unmöglich machen.

Unter den Handschriften-Beispielen sind nämlich auch einige Proben, welche nicht die gleichmässige Schräge und Feinheit, wenn auch die schnörkel-

lose Kleinheit der sonstigen Handschrift zeigen. Zunächst ist da der Ausschnitt eines Briefes vom Juni 1883, also aus dem 23. Lebensjahre der Schreiberin (Fig. 2). Hier vermissen wir die frühere (Fig. 1) und die spätere Feinheit der Buchstaben, besonders bezüglich der Schleifenbildung. Die Schrift ist dick und klexig. Es würde das auf Sinnlichkeit deuten und damit gewänne die temperamentvolle Lebhaftigkeit an Kraft der Leidenschaft. Da diese Handschriftenprobe bezüglich der Dicke fast vereinzelt steht unter dem ganzen Material (vgl. noch Fig. 8),

Fig. 8. — Juli 1897. Brief.

so müssen aussergewöhnliche Schreibumstände wirksam gewesen sein. Die nächstliegende Erklärung wäre: eine „klexige Feder«. Diese Erklärung scheint uns aber nicht richtig zu sein. Die Schrift ist nämlich auch kleiner und undeutlicher, die i-Punkte sind niedriger gesetzt als sonst. Ausserdem giebt der Inhalt Kunde von einer Naturstimmung, die gleichzeitig zur Müdigkeit, zur Ermattung und zu sinnlicher Erregung disponiert: — „draussen brütet und kocht die Sonne auf der heissen, weissen, staubigen Landstrasse . . ."

Fig. 9. — November 1898. Brief.

Zwei Schriftproben, die zehn Jahre später entstanden sind, mögen die Durchbrechung der Gleichmässigkeit des Charakters nach einer anderen Seite hin illustrieren. Wir meinen die beiden Manuscript-Originale, (Fig. 5 und Fig. 6). Dieses sind Proben von grosser impulsiver Erregtheit, deren Mässigung zu ruhigerer, verstandesklarerer Ueberlegung stetig versucht wird. Die sehr wechselnde Schriftlage, in Verbindung mit der ungemein unsicheren Zeilenführung, zeugt von einem steten Kampfe zwischen Kopf und Herz, wobei sich aber, neben der stimmungsreichen Sensibilität und launischen Unberechenbarkeit, doch merkwürdig viel Klarheit und Bewusstheit des Denkens zeigen. Wir folgern dieses aus den auffallend grossen Zwischenräumen zwischen den einzelnen Worten und Zeilen, welche sonst viel enger zusammenstehen, so z. B. auch in den Ausschnittproben der 1898er Manuscript-Abschrift und des 1898er Manuscript-Originals; es muss jedoch erwähnt werden, dass die neueren mit Bleistift geschriebenen Manuscript-Originale teilweise grössere Zwischenräume, aber niemals derartige Schwankungen der Schriftlage und der Zeilenrichtung zeigen.

Eine Eigentümlichkeit der Zeilenführung allerdings ist bereits 1880 vorhanden und sie bleibt, höchst seltsamer Weise, constant durch alle Jahre und

[illegible] alle Schriftstücke. Die Zeilen in Anna Croissant-Rust's Handschrift verlaufen durchschnittlich horizontal nach rechts, mit einer Senkung zum Schluss hin, also am rechten Rande. Das deutet auf Gleichmässigkeit des Wollens, dem aber die letzte äusserste Consequenz vielfach mangelt. Schon dieser graphische Befund und seine charakterologische Interpretation stehen im Gegensatz zu den früher besprochenen Grundeigenschaften der temperamentvollen Ungezwungenheit und der lebhaften Schlagfertigkeit. Naturen dieser Art pflegen nämlich zumeist Optimisten zu sein, und ihre Zeilen pflegen demgemäss unwillkürlich die Richtung nach oben rechts zu nehmen. Niemals finden wir in den Schriftstücken Anna Croissant-Rust's auch nur einen Ansatz zu solcher Zeilenrichtung. Im Gegenteil: es zeigte sich, dass sogar fast jedes Wort zum Schluss hin die

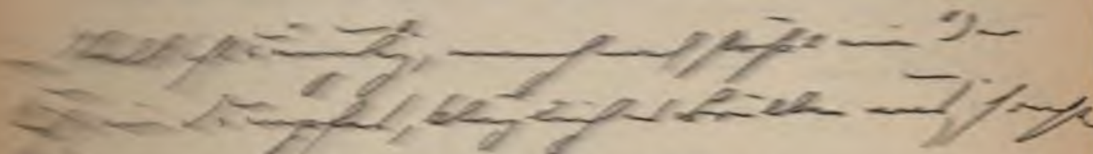


Fig. 10. — 1898. Manuscript-Original.

ausgeprägte Tendenz hat, nach unten rechts zu sinken und dass nur der Anfang jedes neuen Wortes wieder entsprechend höher gesetzt wird. Wir haben also eine Natur vor uns, welche die ganze Intensität ihres Temperaments fort und fort nötig hat zum Ankämpfen gegen eine tiefe innere Unzufriedenheit, gegen den dumpfen Druck eines steten, gleichzeitigen Ohnmachtsgefühles. Wenn wir in der flott-beweglichen Schrift, in den zumeist hoch und nach rechts voran gesetzten i-Punkten, in der Isolierung des ersten Buchstaben von Wort und Silbe,

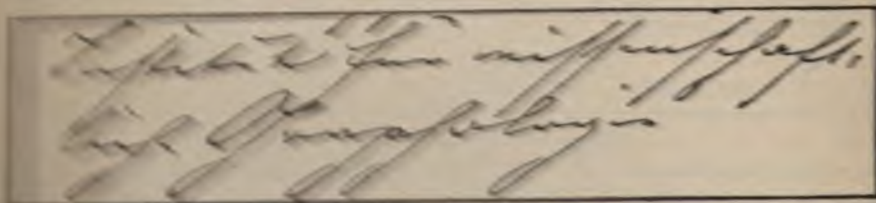


Fig. 11. — 1898. Briefadresse.

die graphischen Symptome erblicken dürfen für eine rastlose und weitausfliegende [illegible] verfolgende Sehnsucht, so offenbart uns die zumeist sehr dünne und unten [illegible] Schrift eine Natur von grosser Impressionabilität, der es jedoch nicht an der Kraft und Festigkeit des Wollens, an der rücksichtslosen, starken [illegible] und an der zäh-consequenten Defensivität im grosszügigen Stile [illegible] ein ziemliches Maass von Hartnäckigkeit und Eigenwilligkeit nicht [illegible] diesbezüglich berücksichtigen wir nur die hochgesetzten t-Quer[illegible]), die fast niemals mit dem folgenden Buchstaben verbundenen [illegible] endlich die vielfach schräg nach unten rechts verlaufenden t-[illegible]). Diese Eigenheiten sind uns Zeugen dafür, dass die Schreiberin [illegible] für sich hat, dass sie sich nicht gut in andere Menschen fügen [illegible] sie in ihrem Kreise gerne etwas herrscht. Gerade diese Eigenschaften [illegible] Hemmnis für die Erfüllung einer tiefen Sehnsucht, für die Ver-

wirklichung hoher Ziele. Sie hemmen aber noch mehr, wenn sich gleichzeitig so viel Gefühlsweichheit, so viel Liebesbedürfnis, so viel Mitleids- und Dankbarkeitsfähigkeit finden, wie es bei Anna Croissant-Rust der Fall ist; diese nämlich gehen hervor aus der zumeist sehr dünnen, schrägen, weitausgezogenen und besonders aus der unten abgerundeten Schrift, welche sich am deutlichsten in den „m" und „n" zeigt. Dass die Aeusserung, die Bethätigung dieser Eigenschaften vielfach unmöglich oder doch schwer sein dürfte, das ergiebt sich leicht aus dem Vorhandensein der bereits erwähnten Eigenwilligkeit und Anpassungsunfähigkeit. Diese charakterologischen Schlüsse gewinnen noch eine Bestätigung und teilweise Ergänzung durch eine Betrachtung der Wortendstriche. Zumeist fehlen die Wortendstriche. Hieraus dürfen wir vielleicht deuten auf einige Vorsicht, Ueberlegung und Zurückhaltung; besser aber deuten wir wohl, (— unter Berücksichtigung der schrägen Handschrift und der Zeichen für freimütige, scharfe Schlagfertigkeit —) auf eine gewisse Schroffheit und auf ein Kurz-Angebunden-Sein, das keine Mitteilsamkeit kennt, das geben möchte, aber nicht geben kann. Eigenartigerweise finden wir jedoch auch einige Wortschlüsse im flachen Bogen

Fig. 12. — 1898.

(Fig. 1, 12, 14); diese haben zum Teil sogar eine Tendenz, nach links zurück umzubiegen; daraus müssen wir schliessen auf einige gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, die jedoch nicht zur Lebensgewohnheit geworden ist, sondern stets nur um besonderer Zwecke willen bethätigt wird. Immerhin haben wir hier ein graphisches Symptom für Anpassung und für äusserliche Einordnung in die gegebenen Verhältnisse.

Unsere letzten eingehenden Darlegungen dürften gezeigt haben, dass die zuerst fixierte temperamentvolle Natürlichkeit und Einheitlichkeit doch durch sehr viele andere Eigenschaften gehindert wird, sich in harmonischer Gleichmässigkeit zu entfalten. Wir sehen in Anna Croissant-Rust's Charakter eine Fülle von solchen Gegensätzen, wie sie wenig vorkommen. Und hierin scheint uns das Eigenartige dieses Charakters zu liegen. Die Eigenartigkeit anderer Charaktere basiert vielmehr auf einzelnen besonders ausgeprägten Eigenschaften, wie Phantasie, Leidenschaftlichkeit, Rücksichtslosigkeit des Wollens, Schönheitssinn; ausserdem wird noch vielfach — zumal bei modernen Charakteren — die vorhandene „Eigenartigkeit" in gesteigertem Grade zur Schau getragen. Demgemäss entfernen sich die Handschriften all dieser Charaktere weit mehr von der Schulvorlage, als es die Handschrift Anna Croissant-Rust's thut. Diese Handschrift erscheint bei der ersten Betrachtung durchaus nicht „eigenartig". Hier ergiebt sich aber die Individualität aus dem gleichzeitigen Auftreten entgegengesetzter, selten zusammenvorkommender und meistens sich hemmender Eigenschaften, unter deren Bann die Schreiberin unfähig ist zur inneren Zufriedenheit, zum Glück, auch wenn noch so viel Erfolg und Anerkennung vorhanden wären.

Die frühere kurze Skizzierung auf Grund des einen Namenszuges (Fig. 12) liess den jetzt gewonnenen tieferen Einblick in den Charakter Anna Croissant-Rust's nicht erwarten. Damals hoben wir besonders die Vorherrschaft des Ge-

Fig. 13. — Aus einer Adresse.

Fig. 14.

Fig. 15.

fühls-Lebens und eine temperamentvolle, schlagfertige Entschiedenheit hervor. Gewiss sind diese Eigenschaften auch vorhanden, aber sie zeigen sich uns jetzt als vielfach gehemmt und modificiert.

Wir müssten nunmehr noch einiger anderer charakterologischer Thatsachen Erwähnung thun, die sich teilweise allerdings auch zwanglos aus dem bereits Gesagten ableiten liessen, teilweise aber mehr accidentiell und unwesentlich sind. Hierher gehörten die Bestimmungen der Gruppen: Schönheitssinn — Formlosigkeit; Offenherzigkeit — Verschlossenheit; geistige — praktische Interessen usw. Wir ziehen es jedoch vor, jene Momente an geeigneter Stelle einzufügen in den folgenden Versuch einer rein charakterologischen Zusammenfassung der graphologischen Ergebnisse unserer Handschriften-Untersuchungen. Es wird dem Leser nicht schwer fallen, sich hierbei an die jeweils zu Grunde liegenden Zeichen oder Symptomen-Complexe zu erinnern. Auch möge stets bedacht werden, dass der Fülle unserer so verschiedenartig klingenden Eigenschafts-Bezeichnungen durchaus keine solche Fülle verschiedener individuell-seelischer Eigenschaften entspricht; es handelt sich hier vielfach nur um schwer definierbare Abstufungen und um praktische oder moralische Bewertungen eines und desselben Phänomens.

Anna Croissant-Rust ist eine ausgeprägte Persönlichkeit; es fehlt ihr aber am inneren Gleichmass, an der Harmonie und damit an Zufriedenheit und Glück. Dieser Grundzug des Charakters mag äusserlich durch das impulsive und bewegliche Temperament verdeckt werden. Wie alle impulsiven Charaktere, vertritt auch Anna Croissant-Rust die freimütigste Vorurteilslosigkeit und meint sich genau zu kennen. In Wirklichkeit wird sie aber in ihren Urtheilen und schon in ihren Beobachtungen viel zu sehr bestimmt von höchst subjektiven Tendenzen, denn ihre Antipathieen und Sympathieen sind scharf ausgeprägt. Hierin vertraut sie stets ihrem Instinkte, dessen Für oder Wider erst nachher e verstandesmässige Begründung sucht und mit impulsiver, scharfblickender ewandtheit zu finden weiss. In einem solchen Charakter liegt eigentlich die estimmung zum Sich-Glücklich-Fühlen und zur Zufriedenheit. Wenn Anna

Croissant-Rust diese Bestimmung nicht verwirklicht, so erklärt sich das aus einer Opposition äusserer Umstände, die stärker sind als die selbstvertrauende Kraft ihrer impulsiven Instinkte. Diese Umstände können in Menschen und in Verhältnissen liegen. Dadurch wurde Anna Croissant-Rust gezwungen zur schärferen intellektuellen Concentration. Hierzu fehlte es ihr aber an Ruhe, sowie an gleichmässiger Kühle und so konnte sie in ihren Anschauungen zumeist niemals weiter kommen als zur schroffen Negation und zur positiven Tendenz. Eine ruhige Begründung und Entwicklung ihrer Anschauungen wird ihr daher unmöglich sein; aber die geistreiche Beweglichkeit und Lebhaftigkeit ihrer Aeusserungen dürfte vielfach andere und sie selbst darüber hin täuschen. Nur sobald ihr ein wirklicher Verstandes- und Vernunftmensch gegenübertritt, fühlt sie ihre eigene Natur. Aber das Gefühl ist ein unlustvolles, obschon es mit viel Stolz und Selbstbewusstsein durchsetzt ist. Alle Unwahrheit, alles falsche Scheinen, alle Unaufrichtigkeit, alle Hinterlist sind ihr im Grunde verhasst, denn diese fliessen zumeist aus Ueberlegung und Berechnung. In einer derartigen Begegnung erkennt sie nun aber plötzlich, dass auch sie vielfach unwahr und unaufrichtig war; dass dieses bei ihr nicht aus Ueberlegung floss und darum nicht so schlimm gewertet zu werden braucht, — das wird von ihr wieder übersehen. Sie kämpft im Grunde fortwährend nur um die Erhaltung und Geltendmachung ihrer ursprünglichen und sogar nicht culturellen Individualität. Weil sie im Grunde einheitlich und aus einem Guss ist, wirkt sie fascinierend für alle schon ursprünglich zerrissenen Naturen. Sie wirkt kindlich für alle, die mehr im Lande des Verstandes und der Vernunft daheim sind, wie sie selbst; aber diese kleine Gruppe entbehrt dafür auch der jugendlichen Frische und Impressionabilität; soweit sie jedoch aus Gemütsmenschen besteht, weiss sie den hohen Wert der Schreiberin als Persönlichkeit sehr zu schätzen.

Im Einzelnen verteilt sich das eben Gesagte wie folgt:

Im Denken und Urteilen überwiegt die Lebhaftigkeit der Auffassung ganz bedeutend die ruhige Verarbeitung. Mithin finden sich Neigung zur Ueberstürzung, jedoch auch Neigung zu freier, rücksichtsloser Aeusserung, die oft in kritischer, schneidiger Form gehalten ist und leicht verletzt. Es fehlt aber die verlässliche Klarheit des Urteils. Die Entwicklung der Vernunft ist nicht gross, wenn wir Vernunft auffassen als Tendenz zur objektiven Ueberlegung, zur Mässigung, zur Unterordnung der Gefühle und Wünsche unter bestimmte Urteilsprinzipien, die nicht von Luststrebungen gewöhnlicher Art, sondern von ethisch-sozialen Erkenntnissen abhängen. Verschiedene Erfahrungen haben jedoch unsere Schriftstellerin zur gelegentlichen Vorsicht und Verschlossenheit geführt, sowie zu einer — freilich geringen — gesellschaftlichen Rücksichtnahme und Liebenswürdigkeit. All dieses wird aber als höchst lästiger Zwang empfunden. Ebenso alles nicht Einfach-Formale. Posiererei, Koketterie, steife Formalität, Phrasen und oberflächliche Gespräche sind sehr verhasst und werden auch in ihrer notwendigen Entstehung nicht erkannt oder gewürdigt. Dieses hängt damit zusammen, dass Anna Croissant-Rust im Grunde eine zwar leidenschaftlich-maasslose Natur ist, dass es ihr aber an der ausschweifenden Phantasie, an dem aetherisch-schwärmenden Empfinden, an der rücksichtslos-kraftvollen Gewalt der Leidenschaft fehlt, die zur Zerstörung führen müsste. Diese moderne Schriftstellerin ist eine Gemütsnatur durch und durch, mitleidig, teilnehmend,

liebesbedürftig und dankbar; aber sie kann dieses nicht in überschwänglicher und excessiver Weise äussern; sie besitzt viel praktische instinktive Vernunft; sie sucht sich die Menschen, die sie brauchen kann, heraus und anderen gegenüber zeigt ihre Impulsivität sich mehr als geistreiche Beweglichkeit, die sich in anschaulichen, oft baroken Gedanken-Verbindungen gefällt, niemals aber Gefahr läuft, phantastisch-überspannt zu werden. In dieser Mittelstellung des leidenschaftlichen Gefühlslebens liegen die Ungefährlichkeit, sich ihm völlig zu überlassen, und die Beweglichkeit und Gewandtheit des Charakters, welche natürlich Geduld, Sesshaftigkeit und ruhig-verlässliche Gleichmässigkeit unmöglich machen. Hoffnung und Furcht, Eifer, Unternehmungslust und Begeisterung, Enttäuschung und Wiederanfangen — das wechselt stetig. Rastlose Thätigkeit trägt aber immer den Sieg davon, während der ruhige Fleiss mehr fehlt. Nach dieser Richtung hin mögen die äusseren Umstände eingewirkt haben. Die Impulsivität der Gefühle ist verhältnismässig wenig sinnlich, aber die Sinnlichkeit ist nicht stilisirt, wie bei aesthetisch-formalen Naturen; auch hier herrscht Einfachheit und Natürlichkeit. Hartnäckigkeit ist vorhanden; es finden sich aber auch Nachgiebigkeit und Beeinflussbarkeit. Die Hartnäckigkeit kann aus einer Augenblicks-Stimmung wohl zur Caprice werden; darin liegt aber schon Beeinflussbarkeit und hierin wieder ein Zurücktreten der Verstandes- und Denknatur vor der Gefühls-Impressionabilität und Impulsivität. Die ebengenannten Eigenschaften enthalten auch den Grund dafür, dass das Selbstbewusstsein durchaus nicht besonders gross und sicher ist — von breitspuriger Selbstgefälligkeit ganz zu schweigen, die schon durch die Einfachheit und Natürlichkeit ausgeschlossen wird.

Vor Jahren habe ich bereits einmal die Handschrift Anna Croissant-Rust's untersuchen und beurteilen dürfen. Das damalige Ergebnis stimmt durchgehends mit dem jetzigen, auf weit umfangreicherem Material begründeten Urteil überein; die wörtliche Darstellung war fast die gleiche wie in der eben versuchten Zusammenfassung. Es dürfte daher vielleicht interessieren, was die Beurteilte selbst von der graphologischen Analyse ihrer Handschrift hält. Noch kürzlich schrieb die Dame mir u. a. Folgendes: „. . . Bei meinen Suchanstrengungen nach Briefen fiel mir auch Ihr Essay in die Hände, das ich immer für ausgezeichnet und treffend gehalten hatte und das mich wieder in seiner Auffassung frappirt. Nur haben Sie mich noch nicht ganz; eine Seite, meine künstlerische Sehnsucht, wenn ich's so nennen darf, und meine Kämpfe deshalb fehlen. Aber damit haben Sie vollkommen Recht, dass ich au fond keine aesthetische, kultivierte, sondern eine unkultivierte Natur bin, nur habe ich starke aesthetische und künstlerische Bedürfnisse trotzdem".

Auf die „künstlerische Sehnsucht" und die „Kämpfe deshalb" wird später noch zurückgekommen werden, wenn wir die Ergebnisse der graphologischen Analyse vergleichen mit dem dichterischen Charakter Anna Croissant-Rust's. Zuvor aber möchten wir noch bemerken, dass die persönliche Ansicht anderer Individualitäten über unsere graphologische Diagnose von Anna Croissant-Rust's Charakter vielfach sehr abweichen dürfte von der Zustimmung der Beurteilten selbst. Das hängt mit der Verschiedenheit der Charaktere und mit der dadurch bedingten Verschiedenheit in der gegenseitigen Auffassung zusammen.

Alle Menschen einer mehr äusserlich reservierten Selbstbeherrschung werden (Fig. 16) wenig geneigt sein, die verschiedenen Hemmungen in Anna Croissant-

Rust's Charakter anzuerkennen; sie werden hier viel mehr robuste Kraft und ungebrochene resolute Unternehmungslust vermuten, als wirklich vorhanden

Handschriften

Fig. 16.

sind Ebenso werden Menschen, die in ausgeprägter Weise Wert auf formalen Geschmack und auf feingeistige aesthetische Bildung legen (Fig. 17), wohl geneigt sein, die Natürlichkeit als Taktlosigkeit und als unvereinbar mit künstleri-

Ich wäre geneigt den Kursus f.
fr. zu nehmen und Sie wollen

Fig. 17.

schem Verständnis zu betrachten. Ferner dürften alle Menschen, die von sehr sensibler Feinfühligkeit und Gemütsweichheit sind (Fig. 18), kaum vermuten können, dass sich bei Anna Croissant-Rust hinter der scharfblickenden und

Fig. 18.

schneidig-flotten Schlagfertigkeit so viel zartes, fast ängstliches Liebes-Bedürfnis und eine grosse Disposition zu depressiven Gemütszuständen verbergen.

Wenn wir jetzt noch eine Vergleichung des graphologischen mit dem litterarischen Charakterbilde Anna Croissant-Rust's wagen dürfen, so können wir hierbei selbstverständlich nur einige Grundzüge berücksichtigen. Ein eingehender Vergleich würde ja auch eine erschöpfende litterarische Besprechung und aesthetisch-psychologische Analyse der vorliegenden Werke erfordern; diese Arbeit mag für später vorbehalten bleiben. Gegenwärtig handelt es sich nur noch um Folgendes.

Anna Croissant-Rust ist in der Wahl und Behandlung ihrer Sujets stets bestrebt, die „Wirklichkeit" wiederzugeben. Idealistische Schönfärberei, phantastische Ueberschwänglichkeit und reflektierende, moralisierende Tendenzmacherei liegen ihr durchaus fern. In ihrer ersten Novelle, dem „Feierabend", schildert sie eine Liebes-Tragödie, die in den niedrigsten Arbeiterkreisen spielt, wo die brutalen Begierden mit ihren klar zu Tage liegenden Motiven noch rücksichtsloser zur Aeusserung und zur Ueberwindung entgegenstehender zarterer Gefühlsregungen gelangen. Die Schilderung des Milieus zeigt dabei stets eine impressionistische Schärfe. Trotzdem verschwindet die Persönlichkeit der Schriftstellerin durchaus nicht völlig. Fortwährend fühlt man neben den Grundtönen

der rücksichtslosen Darstellung das Mitschwingen von Tönen tiefen Mitleids und weichen Gemüts. Jedes Vordrängen der letzteren, jedes Haschen nach sentimentalen Effecten unterbleibt jedoch. In all diesen Punkten ist das letzte Werk von Anna Croissant-Rust, das oberbayerische Dialekt-Drama „Der Bua", durchaus verwandt mit dem „Feierabend" und mit einigen von den übrigen Novellen, wie „Das Kind", „Kirchweih", „Ein Begräbnis". Das Aufgreifen derartiger Stoffe, sowie die Art ihrer Behandlung erscheinen uns durchaus organisch erwachsen aus dem Charakter der Schriftstellerin, so wie er sich aus der Handschrift erkennen lässt. Einfachheit und Natürlichkeit, Freiheit von verstandesnüchterner moralisierender Mässigung der Affecte, Widerwillen gegen Lügen und Phrasen der Kultur mit ihren äusserlichen Formalitäten wirkten zusammen bei der Gestaltung jener Werke.

Wenn sich der letzterwähnte Faktor mit dem Beobachtungsvermögen und der freimütigen kritischen Schärfe und Schlagfertigkeit vereinigt, so kann das litterarische Ergebnis die Form und Behandlung der Satire zeigen; Belege hierfür finden wir denn auch in den Skizzen „Eine Eisenbahnfahrt", „In der Pferdebahn" und „Hochzeitsfest". Die letzte Arbeit fällt allerdings fast aus dem Rahmen der überlegenen Satire heraus und wird zu einem Entrüstungsschrei gegen die kirchliche und festliche Zur-Schau-Stellung des bräutlichen Weibes an seinem Hochzeitstage.

Ausserordentlich entwickelt ist in sämtlichen Werken Anna Croissant-Rust's die Naturschilderung; auch von den „Gedichten in Prosa" enthält der weitaus grösste Teil Naturstimmungen von impressionistischer Intimität. Es ist selbstverständlich unmöglich, irgend eine Eigentümlichkeit einer Handschrift als Zeichen für Natursinn, für Naturverständnis zu betrachten. Auch dürften charakterologisch verschiedene Eigenschafts-Complexe möglich sein, aus denen sich Fähigkeit zum Genuss an Landschaften und Kraft zur Reproduktion des Geschauten ergeben. Stets aber dürften ursprüngliche Natürlichkeit des Gefühlslebens und dominierende Impressionabilität vorausgesetzt werden müssen. Diese Faktoren fanden wir jedenfalls ausgeprägt vor in Anna Croissant-Rust's Handschrift.

Eine notwendige Consequenz oder Begleiterscheinung des bisher fixierten litterarischen Charakters unserer Schriftstellerin ist ihr Eintreten für das Recht der Sinnlichkeit in der Form der geschlechtlichen Leidenschaft; dabei wird aber die Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Fühlens und Begehrens scharf auseinander gehalten. In dieser Beziehung sind objectiv besonders bezeichnend „Liebestraum" und „Der Kakadu"; für das subjective Empfinden muss auf eines der „Gedichte in Prosa" verwiesen werden: „Warum bist Du mir fern."

Die graphologische Analyse der Handschrift hat uns scharf nur in einem Belege (Fig. 2) die Symptome für Sinnlichkeit gezeigt. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass die litterarische Produktion diese Seite des Charakters richtiger wiederspiegelt, zumal in derselben stets das Moment des Begehrens und der Sehnsucht stärker betont ist, als der Genuss im Geschlechts-Rausche selbst.

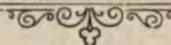
Das Moment der Sehnsucht führt uns zu dem letzten und wichtigsten Punkte im litterarischen Charakter unserer Schriftstellerin. Anna Croissant-Rust hatte in der graphologischen Diagnose die Erwähnung der „künstlerischen Sehnsucht" und „der Kämpfe deshalb" vermisst. Die Handschrift zeigt uns aber doch wohl, dass viel Sehnsucht und viel inneres Kämpfen vorhanden sein müssen. Die Zeichen für Idealismus und Impulsivität dürften nämlich auch wohl die

Zeichen für Planreichtum, für Sehnsuchtskraft sein; also: sehr schräge und bewegliche Schrift mit hoch und nach rechts voran gesetzten i-Punkten. Als Symptome sodann für die inneren Kämpfe erscheinen die zuweilen schwankenden Schriftlagen (Fig. 5 und 6) und besonders die eigentümliche Zeilenführung mit dem Sinken zum Schluss und dem Heben zum Anfang der einzelnen Worte. Dass jene Sehnsucht allerdings gerade auf künstlerische Dinge, auf Vollendung im dichterischen Schaffen gerichtet ist, das entzieht sich der graphologischen Feststellung; künstlerische Produktivität kann bis jetzt nicht mit Sicherheit aus den Handschriften erkannt werden.

Das Problem der „künstlerischen Sehnsucht" des Weibes und der dadurch bedingten äusseren Konflikte und inneren Kämpfe spielt eine derartig bedeutende Rolle in den Werken Anna Croissant-Rust's, dass wir es als ein Lebensproblem der Schriftstellerin selbst betrachten dürfen. Am bedeutendsten, auch wohl unter Verwertung persönlicher Erlebnisse, wurde dieses Problem behandelt in den Novellen „Der Freund", „Der treue Johnie", „Princessin auf der Erbse" und in dem Drama „Der standhafte Zinnsoldat". Zeigte sich Anna Croissant-Rust schon in den früheren Werken als sehr feine Menschenkennerin, so finden wir in den eben genannten Werken eine solche Detailmalerei individuellen, besonders weiblichen Seelenlebens, wie man sie nach der Handschrift nicht erwarten würde, trotzdem dieselbe zeigte: viel Scharfblick (isoliert gesetzte Anfangsbuchstaben), viel Beobachtungsgabe (kleine bewegliche Schrift), viel schlagfertige Schärfe (lang und spitz-ausgezogene u-Haken) und viel praktisch-vernünftige Sachlichkeit (enge nach unten besonders weit ausgedehnte Schleifen im g und h).

Der Mangel an Phantasie, den die Handschrift seltsamerweise zeigte, findet sich in den Werken fast ebenso stark wieder, obwohl einige allegorische Dichtungen wie „Confiteor" und „Kaleidoskop" vorhanden sind; in der letzterwähnten Dichtung wird übrigens in solch heiterer Weise gegen die Ansicht vom Phantasie-Mangel polemisiert, dass diesbezüglich bei Anna Croissant-Rust eine Inkongruenz ihres Charakters mit seinen Aeusserungen möglich erscheint.*)

Zum Schluss möchten wir noch einer Eigenschaft Erwähnung thun, die im persönlichen Verkehr sehr stark auffällt, während sie in den litterarischen Aeusserungen Anna Croissant-Rust's auch nur zuweilen (im „Kakadu" und in „Eine Eisenbahnfahrt"), in ihrer Handschrift aber gar nicht bemerkt wird. Diese Eigenschaft ist der Humor, und zwar ein kluger, heiterer Humor, der halb gutmütig, und halb spitzbübisch-pfiffig lächelt. Diesen Humor aus der Handschrift unserer Schriftstellerin zu diagnosticieren, das bleibt eine Aufgabe für spätere Zeiten, wo die graphologischen Forschungen im Zusammenhang mit den charakterologischen weiter, als jetzt, gediehen sind, und wo hoffentlich auch der Graphologie in allen litterarischen Kreisen das Interesse entgegengebracht wird, welches ihr gebührt als Hilfswissenschaft der Litteraturpsychologie.



*) Vgl. Hans H. Busse, *Inkongruenz des Charakters mit seinen Aeusserungen. (Ausdrucks-Unfähigkeit als Grenze graphologischer Erkenntnisse).* In „Berichte der Dtsch. graphol. Gesellschaft." II. Band. 1898. S. 81--90.

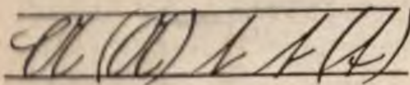
Mitteilungen.

Handschriftenkunde.

Ueber Normalschrift. Es unterliegt keinem Zweifel, dass eine Normalschrift sein muss, an welche sich Lehrer und Schüler in gleicher Weise zu halten haben. Es fragt sich nur, wie dieselbe beschaffen sein muss. Bisher waren (von allerlei Willkürlichkeiten abgesehen) bei Herstellung von Normalschriften schreibtechnische und ästhetische Gesichtspunkte massgebend. Wir glauben aber, dass vor allem psychologisch-charakterologische Rücksichten dabei in Betracht kommen. Wir wollen unsere Gedanken hierüber näher darlegen; hierbei stellen wir uns durchaus auf den pädagogischen Standpunkt, jedoch suchen wir dabei aus den Ergebnissen der graphologischen Forschungen den möglichen, reichen Nutzen zu ziehen.

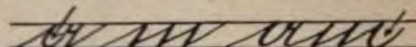
Die Graphologie weiss, wie die Charaktereigenschaften, welche die Ethik als gut, als weniger gut oder geradezu als schlecht bezeichnet, in der Handschrift des Menschen zum Ausdruck kommen oder durch welche Complexe von Schrifteigentümlichkeiten (Haken, Ecken Schnörkel u. s. w.) die menschlichen Charaktereigenschaften im einzelnen sich manifestieren. Auf diese Weise dürfte die Graphologie im Stande sein, eine Handschrift zu konstruieren, wie sie ein Idealmensch haben würde. Und eben eine solche, von der Graphologie konstruierbare Schrift eines Ideal- oder Normalmenschen soll die Normalschrift bilden, welche der Lehrer lehrt und die Kinder lernen. Ein paar Beispiele sollen dies erläutern.

Vor uns liegen ein paar Fibeln, die Normalschriften enthalten, wir entnehmen insbesondere derjenigen Fibel, welche die hierzulande übliche Normalschrift enthält, einige Buchstabenformen, und führen diese in Figur 1—3 vor; in Klammer haben wir dann diejenigen Schriftformen gesetzt, welche nach unserer Auffassung die richtigen sind. Fig. 1a zeigt



a. b. a. b. c.
Fig. 1. Fig. 2.

zum Beginn einen Schnörkel, welcher nach graphologischer Erfahrung ein Zeichen von Umständlichkeit und Weitschweifigkeit ist, welcher aber aus eben diesem Grunde nicht gelehrt werden soll. Bei Fig. 2 wird die Verbindung des t mit dem folgenden Buchstaben nicht, wie gewöhnlich, durch einen Haken herbeigeführt (Fig. 2c), sondern durch einen Haarstrich, welcher mit dem Grundstrich einen Winkel bildet. Dieser Winkel verrät Eigensinn; auch die t-Form, wie sie Fig. 2b zeigt, ist diesbezüglich noch verdächtig; an Stelle beider Formen soll darum die gewöhnliche (Fig. 2c) treten, welche mehr normale (passive) Willenskraft bekundet. Fig. 3a zeigt uns, dass



a. b. c.
Fig. 3

die vor uns liegende Normalschrift nicht ganz ohne Rundung ist, und das ist recht, denn eine rein eckige Schrift (Fig. 3b) zeigt einen eigensinnigen und brüsken Charakter an. Wir wünschten aber, dass diese Rundungen auch am Wortende sich fänden (Fig 3c); hier nämlich bekunden sie Coulanz und Liebenswürdigkeit, und diese Eigenschaft ist jedem Menschen im Verkehre unentbehrlich. Börne sagt zwar, der Mensch von Charakter sei selten ein liebenswürdiger, aber dieser Satz schiesst weit über das Ziel hinaus; Höflichkeit zu lehren ist deshalb nichts Ueberflüssiges. Wir verweisen noch auf Fig. 1b, bei welcher das A oben geschlossen ist, und auf Fig. 3a, bei welcher das Gegenteil der Fall ist; wir haben diesen Unterschied absichtlich gewählt, damit sowohl die dadurch zu Tage tretende Zurückhaltung als auch Offenherzigkeit gelehrt werde. Es liesse sich hier noch manches vorbringen, namentlich auch über die Stellung der i-Punkte, sowie über Weite und Klarheit der Zeilen in Normalschriften, doch soll es mit dem Gesagten genug sein. Dagegen müssen wir die Henzesche Normalschrift noch kurz ins Auge fassen. Wir kennen dieselbe allerdings nur aus den Veröffentlichungen Wächtler's („*Berichte der D. g. G*", 1897, S. 71). Hier ein Beispiel. (Fig. 4.) Darnach ist die Schriftlage in Henze's Normalschrift ziemlich stark nach rechts geneigt, so wie dies bei temperamentvollen und hinreissungsfähigen Naturen vorkommt; die Schriftlage sollte eine etwas mehr nach links geneigte sein, wie sie dem nüchternen und besonnenen Menschen eigen ist. Wahrscheinlich hat Henze diese Bedeutung der Schriftlage noch nicht gekannt und sie darum auch in seiner Normalschrift nicht berücksichtigt. Wie sich aus dem Obigen ergiebt, möchten wir auch die vielen scharfen Ecken, welche Henze's Normalschrift enthält, nicht billigen.

Wenn wir nun so den Grundsatz aufstellen:

die Normalschrift soll nichts anderes sein als die Schrift eines Ideal- oder Normalmenschen, so muss dieser Satz a priori jedem als plausibel erscheinen; es lässt sich aber auch durch verschiedene Argumente darthun, dass er durchaus richtig ist. Einmal verstösst unsere Normalschrift nicht gegen die kalligraphischen (d. i. schreibtechnischen und ästhetischen) Gesetze; bei einer Schrift, die so eminent psychologisch ist, ist das zum Voraus nicht annehmbar. Sodann ist hervorzuheben, dass man von unserem graphologischen oder psychologisch-charakterologischen Standpunkte aus viel eher zu einer **einheitlichen** Normalschrift käme als vom schreibtechnischen und ästhetischen Standpunkt aus. Namentlich aber ist Folgendes zu erwägen. Jeder Unterricht soll erziehlich wirken, er muss darauf gerichtet sein, aus dem Zögling einen guten Menschen zu machen. Wenn nun der Schreib-Unterricht nach den Grundsätzen gehandhabt wird, wie wir es wünschen, dann ist er wahrhaftig erziehend. Es ist bekannt, dass das Kind beim Schreiben schon frühe in verschiedenster Weise von der Normalvorlage abweicht; einem inneren Drange folgend hat jedes Kind allerlei Eigenheiten in seiner Handschrift und bringt durch dieselben Flüchtigkeit, Heftigkeit, Eigensinn ebenso wie Herzensgüte, Willigkeit u. s. w. zum Ausdruck. (Vgl. hiezu namentlich den Aufsatz von Hans H. Busse: *„Kinder-Handschriften"* in *„Westdeutsche Lehrer-Zeitung"*, 1899 Nr. 5.) Wenn nun das Kind an unsere Normalschrift sich halten muss, so kann es nicht, wie dies bei anderen Normalschriften immer mehr oder weniger der Fall ist, Schriftformen gebrauchen, die Ausfluss von schlimmen Charaktereigenschaften sind, es wird vielmehr nur mit solchen Schriftzeichen vertraut, welche mit guten Eigenschaften zusammenhängen; und indem das Kind so nur wahrhaft normale Schriftformen gebrauchen darf, wird es immerfort innerlich corrigiert, die Neigung zum Eigensinn und anderen verkehrten Neigungen, die sich in anderen Schriftzeichen äussern möchte, wird niedergehalten, es wird wahrhaft zu einem guten Menschen erzogen. (Vgl. *„Handschrift und psychische Hygiene"* von Hans H. Busse in *„Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung"* 1897, Nr. 129.)

Freilich ist der Mensch keine Schablone, und der menschliche Charakter lässt sich nicht in ein Prokrustesbett spannen; bis zu einem gewissen Grade muss er sich selbständig entwickeln können. Auch trägt jede Individualität eine Compensation in sich, jede Naturanlage hat auch wieder ihre guten Seiten; man denke z. B. nur daran, wie eine besondere Tüchtigkeit auch eine gewisse Leidenschaftlichkeit voraussetzt. Darum gilt auch bezüglich der Normalschrift und deren Handhabung: Nichts übertreiben! Wenn auch in Reinschriften die Normalvorlage genau beobachtet und eingehalten werden soll, so soll sich das Kind in Conceptschriften doch wieder mehr zwanglos betätigen dürfen, auch aus dem Grund, weil der Lehrer auf diese Weise die psychischen Qualitäten seines Schülers besser kennen lernen kann. Doch ist das eine Frage für sich, wie und in welchem Umfange die Normalschrift gehandhabt werden muss; uns war es hier vor allem darum zu thun, über das **Wesen** der Normalschrift unsere Anschauung darzulegen.

J. Schunter.

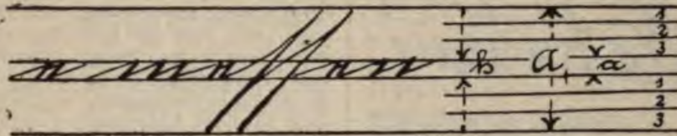


Fig. 4

Neue Deutungen.

13. **Julie Baronesse v. Pfeilitzer-Franck. Nachträgliches Anbringen von geraden oder gebogenen Strichen bei anfänglich sehr einfach geschriebenen Buchstaben.** *(Vgl. „Berichte 1898, S. 12, 129 ff.; „Graphologische Monatshefte S. 48 f.)*

Iwan Döry. Auf Anregung der Baronesse v. Pfeilitzer-Franck lege ich hiermit eine Schriftprobe vor aus einer Handschrift, die an später hinzugefügten Strichen reich ist; man beachte das „H" in „Harry", den für das lateinische u überflüssigen u-Hacken, die nachträglich vorgesetzte Schleife im „K". Ich muss hervorheben, dass die Schreiberin der wiedergegebenen Worte, nicht immer solche Zuthaten anbringt: ich besitze Schriftstücke, in welchen dieselben sogar gänzlich fehlen. Mit meiner Erklärung, dass die Zuthaten als „bloser Ausdruck eines Willensactes" auf starken Willen deuten, bin ich bis jetzt noch in allen Fällen ausgekommen; ganz besonders stimmt sie aber, auf vorliegende Schrift angewendet.

Obwohl schon aus den wenigen Worten grosse Willensstärke zu erkennen ist, so bemerke ich dennoch, dass sich Schreiberin durch nie versagende Energie und Beharrungsver-

mögen auszeichnet. Sie gehört, wie sich Preyer treffend ausdrückt („*Psychologie des Schreibens*", S. 169 ff.), zu jenen, „die schlagfertig zur rechten Zeit am rechten Ort mit durchschlagender Thatkraft rücksichtslos eingreifen und mit Fleiss, Geduld und Ausdauer ihre Ziele verfolgen." Wenn wir in dieser Schrift zu all

Harry Stern, Paula Kahané,

den Zeichen, die auf Energie und Willenskraft deuten, noch die nachträglich angebrachten Striche hinzufügen, so haben wir wohl eine Schrift vor uns, in der nach Preyer (s. oben S. 169 ff.) alle Merkmale, die sich auf den Willen beziehen, stark ausgeprägt sind, und damit erhalten wir einigen Aufschluss über das mächtig entwickelte Willensleben jener Dame, „die jeden Augenblick bereit ist, die grösste Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, und, ohne zu wanken und zu weichen, öffentlich für das persönlich einzutreten, was sie für Recht erkannt hat, auch wenn sie allein steht. Et si omnes ego non ist ihre Devise." (Preyer wie oben S. 170.) Diese Eigenschaften sind in der That in ausgedehntem Maasse vorhanden; die Dame ist durch sie in ihren Kreisen geradezu weit bekannt und hochgeachtet. Ich wäre nicht in der Lage, einen Fall anzuführen, in welchem die Richtigkeit meiner Deutung noch klarer hervorträte und sich so vollständig mit der Wirklichkeit deckte.

23. Hans Schneickert. Vorzeitig gesetzte Uebersetzungs-Zeichen.

Vor einiger Zeit hat J. Zinndorf eine graphobiologische Besprechung der vorzeitig gesetzten Uebersetzungszeichen gegeben und zum Schluss die Frage nach deren Deutung gestellt. (Vgl. „*Berichte*", 1898, Heft 3, S. 45 ff.)

Dass vorzeitig gesetzte Uebersetzungszeichen (bei i, u, ä, ö, ü, m̄, n̄, wozu ich auch analog die Endhäkchen bei Buchstaben wie F oder bei der Ziffer 5, sowie Unterstreichungen zähle), graphologisch als Vorsicht und Misstrauen zu denken sind, dürfte wohl ausser Frage stehen. Die Vorsicht, deren sich der Schreiber bei vorzeitigem Setzen solcher zur Deutlichkeit notwendiger Zeichen befleissigt, lässt sich aber entschieden specificieren. Der vorsichtige Mensch, der einerseits nach Klarheit und Deutlichkeit strebt, indem er kein einziges jener Zeichen zu setzen vernachlässigt, der aber auch andererseits die Zeichen für diese Klarheit und Deutlichkeit eher setzt, als den dazugehörenden viel notwendigeren Buchstaben, wird jedenfalls bis zur Aengstlichkeit vorsichtig sein. Je nachdem nun die Uebersetzungszeichen hoch oder niedrig über den eigentlichen Buchstaben zu stehen kommen, wird auch diese Aengstlichkeit noch zu specificieren sein: bekundet der ängstlich-vorsichtige Schreiber durch vorzeitig und sehr niedrig gesetzte Uebersetzungszeichen einen Hang zur Pedanterie in kleinlichen Dingen, so wird er entschieden auch ein übertrieben ängstlicher Mensch sein. Dementsprechend werden vorzeitig, aber hoch und weniger sorgfältig gesetzte Uebersetzungszeichen zu deuten sein auf eine vernünftige, berechtigte Vorsicht die sich in nichts vergibt, aber immerhin mit einer gewissen Aengstlichkeit verbunden sein wird, sobald man eben Vorsicht als Angst vor Unannehmlichkeiten auffasst.

24. Mainstädter. Der „Protektions-Strich."

Es gibt eine Anzahl von Handschrifteneigenheiten, die zwar für eine bestimmte Deutung interpretiert werden, also „Zeichen" sind, die aber nur mit der grössten Vorsicht angewandt werden, bezw. angewandt werden sollten insofern als die Anwendbarkeit eines solchen Zeichens also die Richtigkeit der Deutung, geradezu erst sanktioniert wird durch die gleichzeitige Anwesenheit von anderen Zeichen bezw. Charakter-Eigenschaften die in einer gewissen charakterologischen Relation zu dem problematischen Zeichen stehen. Der Zeichen, deren Grunddeutung nur bedingungsweise richtig ist, giebt es viele und bei den meisten hiervon sind die Bedingungen einer möglichen Beeinflussung nicht erwähnt und jede graphologisch weniger geschulte Person läuft Gefahr, Fehlgriff über Fehlgriff zu thun beim Analysieren einer Handschrift gemäss solchen „Zeichen", die sich zum grössten Teil aus früheren Entwicklungsstadien der Graphologie bis auf den heutigen Tag noch gehalten haben.

Eine dankbare Aufgabe moderner Forschungs-Bestrebungen läge darin, solche „Zeichen" auf ihren Wert zu prüfen und unter genauer Definition der Handschriften-Eigenart die Deutung nötigenfalls zu verwerfen und durch bessere zu ersetzen, oder auch nur die Deutungsbestrebung in die richtige Bahn zu leiten. In Nachstehendem glauben wir einen kleinen Beitrag hierzu liefern zu können, indem wir den sogenannten „Protektionsstrich" einer kritischen Sichtung unterziehen. Zu diesem Zwecke legten wir uns folgende drei Fragen vor:

1. Erschliesst der sog. Protektionsstrich in allen Fällen Protektionslust?

2. Welche andere Deutung ist eventuell zulässig?

3. Lassen sich Protektionslust und verwandte Eigenschaften auf charakterologischem Wege feststellen und eventuell wie?

Zur Anbringung der gewöhnlich als „Protektionsstriche" bezeichneten Linien eignen sich besonders die nachfolgenden Buchstaben.

Wie hieraus ersichtlich, handelt es sich um Ersetzung einer ur u ul l (ev. etc.) verlaufenden Schreibbewegungsfixierung durch eine l-r verlaufende Linie (I) oder um eine einfache Hinzufügung zu typographisch geformten Majuskeln (II). Bei III und IV stellt diese Hinzufügung eine Verlängerung d. i. eine Vergrösserung der Richtungsdauer der Majuskel-Oberteile dar. Auf Grund dieser Analyse wären also 2 Kategorien zu unterscheiden, die man beide als „Protektionsstriche" ansah. Die Ursache für diese graphisch ganz gleich erscheinenden Fixierungen (l-r-Striche) müssen verschieden sein, da diese Linien einerseits eine Ersetzung (I) anderseits eine Hinzufügung darstellen (II, III und IV). Wenn jedoch nur eine Ursache als zugrundeliegend angenommen wird, so sind diese 2 Kategorien als verschiedenstark auftretende Intensitätsgrade von ein und derselben Ursache anzusehen. Die Entscheidung dieser Frage ist hier nicht unbedingt nötig, es genügt hier die Erkenntnis dass diese Handschrifteneigenheiten (Ersetzung und Hinzufügung) in ihrer Deutung eine Differenz bezw. nur eine Abstufung aufweisen müssen, wenn nur ein Eigenschaftscomplex als gemeinsame Ursache erkannt werden sollte.

Fassen wir zunächst Fig. III und IV ins Auge, wobei es sich um einfache Verlängerung wagrechter Striche handelt. Es ist dieselbe Eigenheit, wie sie zuerst bei den t-Querstrichen beobachtet und gedeutet wurde. Es liegt kein Grund vor, dieselbe Handschrifteneigenheit bei diesen Majuskeln anders zu deuten wie (3 B) bei dem erwähnten kleinen t. Wie wir später darlegen wollen, kann es unter Umständen sogar falsch sein, im vorliegenden Falle (III und IV) auf Protektionslust zu schliessen. Wir können uns also nicht der Preyer'schen Anschauung über den „Protektionstrich" in allen Fällen anschliessen. (cf. in „*Psychologie des Schreibens*" pag. 119 die Bemerkung „vgl. S. 65", wo auf eine Handschrift mit stark verlängertem F-Strich verwiesen wird). Wir halten aber auch die positive Aberkennung der Existenzberechtigung des „Protektionsstriches" nicht ganz für richtig. Marer's Ansicht (cf. „*Berichte*", 1898, Heft III, pag 40), wonach der Protektionsstrich wie ein „kräftiger, hochgestellter t-Querstrich" zu werten sei, ist nach unserem Dafürhalten nicht begründet. Die Anbringung des t-Striches ist der Willkür des Schreibers überlassen; bald wird er niedrig, bald hoch oder gar über den Buchstaben gesetzt, und in manchen Fällen fehlt er gänzlich, ohne dass dadurch das Schriftzeichen an seiner Vollständigkeit, d. h. an Deutlichkeit Einbusse erleidet, resp. unkenntlich gemacht wird. Bei den Majuskeln F und T bildet dagegen der Strich einen Hauptteil dieser Buchstaben; ohne dessen Vorhandensein würde es kein Schriftzeichen, sondern nur unleserliche Striche darstellen. Die Hochstellung dieser Querstriche ist keine willkürliche Abweichung von der Schreibvorlage. Abweichungen sind überhaupt nur möglich in der Entfernung des Querstriches vom Grundstriche; aber trotzdem bleibt die vorschriftsmässige Lage immer Hochstellung (am oberen Ende des Grundstriches). Aus diesem Grunde ist es wahrscheinlich, dass die verlängerten Striche („Protektions-Strich") an den Majuskeln nicht als Ausdruck einer Willensbethätigung analog den hochgestellten t-Strichen wie Marer meint, zu betrachten sind. Bei den Majuskeln der Klasse I wird in den meisten Fällen Protektionslust als Deutung zutreffen, weil anzunehmen ist, dass die Motive der Verdrängung und Ersetzung einer Einrollung durch einen l-r-Zug als graphisch-

fixierte Ausdrucksbewegung nur in einem tuistisch veranlagten Charakter vorkommen. Wir verweisen auf die Ausführungen von Ludwig Klages („*Berichte der Deutschen graphol. Gesellsch.*", 1897, pag. 11) und Dr. Meyer („*Berichte*", 1898, pag. 8), wonach zu den Tuisten diejenigen Menschen zu rechnen sind, die activ wie passiv geneigt sind, in lebhafte Verbinbindung mit der Aussenwelt, insbesondere zu Personen zu treten. Hiermit würden auch diejenigen der Deutungsmöglichkeiten Preyer's erklärt, die nicht direct als Protektionslust zu betrachten sind.

Nach dem heutigen Standpunkt der wissenschaftlichen Graphologie ist dieses Zeichen eigentlich überflüssig geworden, da man auf Grund charakterologischer Ueberlegung die in Rede stehenden Eigenschaften auch auf anderem Wege aus der Handschrift richtig diagnostizieren kann. Es ergiebt sich aus:

Gemütstiefe + Weichheit =

I. Gönnerschaft (Gönnerhaftigkeit). Menschen dieser Klasse werden gerne Schutz angedeihen lassen, wenn man sie darum anspricht. —

Gemütstiefe + Weichheit + „Protektions-Strich" =

II. Protektionslust = ein Trieb, der nach Befriedigung strebt. Unter diese Gruppe gehören jene Menschen, die nach Gelegenheit suchen, anderen behilflich zu sein; sie ergreifen die kleinste Ursache, um zu protegieren, überall tritt ihre Fürsorge ans Licht. Handschriften, die dieser Klasse ganz entsprechen, gehören schon zu den Seltenheiten. —

„Protektions-Strich" + Selbstsucht + Selbstgefälligkeit, sowie Mangel an Gemütstiefe und Weichheit =

III. Gönnerschaft aus Egoismus, eine interessierte Gönnerhaftigkeit. Diese Helden üben Gönnerschaft oder spielen den Protektor aus Wichtigthuerei, um sich einen Namen zu machen, und um in den Augen anderer als wohlwollende Menschenfreunde zu gelten; sie verfolgen nur selbstsüchtige Zwecke; das Wohl der Mitmenschen spielt dabei keine Rolle. Gönnerhaftigkeit ist auch kein Grundzug ihres Charakters, sondern nur gelegentlich spielen sie sich so auf. —

Häufigkeit und Stärkegrade der einzelnen Faktoren ergeben natürlich Veränderung in der Deutung, also Uebergangsstufen zwischen den drei Klassen, die sich leicht zu erkennen geben.

25. Hans Schneickert. Der Einfluss intensiver Geistesthätigkeit auf die Handschrift. (Schreibfehler und Correcturen.)

Auf die Deutung einer Handschrift soll der Inhalt des Geschriebenen prinzipiell keinen Einfluss ausüben. Daher darf auch eine sachliche Correctur für den Graphologen kein massgebender Faktor sein. Anders aber liegt der Fall bei einer Schriftzeichencorrectur, deren Entstehen man oft bis zu einem bestimmten Grad psychologisch begründen kann, weshalb man auch mehr wie bisher einer derartigen Correctur bei graphologischen Untersuchungen Beachtung schenken sollte. Das Interesse, das man beim Schreiben auf die einzelnen Schreibbewegungen verwendet, ist sehr verschieden. Je mehr der Geist mit dem Inhalt des zu Schreibenden beschäftigt ist, desto weniger berücksichtigt er die Schreibbewegungen, desto mehr Schreibfehler (durch „Verschreiben") kommen vor. Direkte Voraussetzungen zu diesem „Verschreiben" sind auf der einen Seite eine „fliessende" Handschrift, auf der anderen Seite eine produktive Geistesthätigkeit. (So könnte die Schreibthätigkeit eines Kanzlisten nicht so schlechthin ein Object unserer Untersuchung sein!)

Wie entsteht nun ein derartiges „Verschreiben" und Verbessern des Schreibfehlers? Der Schreiber, der sich überwiegend mit dem Inhalt des zu Schreibenden beschäftigt, sucht, um nicht seine vorauseilenden Gedanken zu verwischen, die Schnelligkeit seines Schreibens der seines Denkens anzupassen, wobei er eine Reihe von Buchstaben oder Wörtern überfliegt und mit dem zuletzt gedachten Worte weiterfahren will. Indem der Geist einen erst später zu schreibenden Buchstaben oder eine Silbe festhält, wird durch diese Vorstellung das falsche Schriftbild erzeugt. Dabei spielt noch der Umstand eine grosse Rolle, dass da, wo ein Schreibfehler stattfindet, eine Gleichheit oder Aehnlichkeit einer Silbe mit der erst später zu schreibenden Silbe vorhanden ist z. B. „entweder enthält"; der vorauseilende Geist wird beim Schreiben der Silbe *ent* des Wortes „entweder" schon bei dem Worte „entweder" verweilen und sehr leicht statt des Buchstabens *w* im ersten Worte (entweder) das *h* des zweiten Wortes (enthält) entstehen lassen. Ebenso z. B. „endlich ... entspricht", der vorauseilende Geist verursacht den Schreiber bei dem Worte „endlich" schon die Vorsilbe des zweiten Wortes (entspricht) d. h. *ent* zu schreiben, sodass an Stelle des Buchstabens *d* (bei endlich) ein *t* (entspricht) auftreten wird. Aber noch ehe die (gleiche oder ähnliche) Silbe des späteren Wortes begonnen oder fertig geschrieben ist, wird der Schreiber den Fehler bemerken und alsbald verbessern.

Von den gleichen causalen Grundgedanken wird auch diejenige Eigentümlichkeit des Schreibens umfasst, die nicht selten in Wörtern auftritt, in welchen Buchstaben nebeneinander zu stehen kommen, die eine gleiche oder ähnliche Schreibbewegung erfordern, z. B. *e*, *l*, *b*

f, *ʃ*, *t* etc. Beim Zusammentreffen solcher und ähnlicher Buchstaben, auf deren Entstehen die oben bezeichnete Lebhaftigkeit des Geistes einwirkt, wird häufig der frühere Buchstabe Spuren einer excessiven Schreibbewegung aufweisen, die aber erst dem später zu schreibenden Buchstaben zukommen sollte, sodass z. B. ein *e* vor einem *l* oder *t* fast gleiche Höhe mit diesen letzteren Buchstaben hat. Eine Correctur wird an dieser Stelle dessentwegen nicht auftreten, weil der Schreiber noch rechtzeitig die Extention der Schreibbewegung zu hemmen wusste, um nicht ein falsches Schriftbild darzustellen. Immerhin wird aber der so beeinflusste Buchstabe (also hier das *e*) den übrigen mittleren Buchstaben des Wortes gegenüber durch sein abweichendes Höhenverhältnis auffallen.

Eine analoge Wirkung übt z. B. auch das Zusammentreffen von Buchstaben aus, von denen der erste eine Extention der Schreibbewegung nur nach oben, oder nur nach unten erfordert, der nächste Buchstabe aber auch eine nach unten, bezw nach oben, z. B. *bf*, *lh*, *pl* etc. Hier wird also die vorzeitige (d. i. voreilige) Extention der Schreibbewegung des ersten Buchstabens nach unten (bezw. nach oben) stets eine Correctur veranlassen.

Dieser Vorgang geschieht aber so unwillkürlich, dass man sich seiner Häufigkeit durchaus nicht bewusst wird.

Aus dieser graphologischen Erörtung ergibt sich nun der Schluss, dass so entstandene Schreibfehler zu deuten sind auf Lebhaftigkeit und Gewecktheit des Geistes; die regelmässige Verbesserung solcher Schreibfehler lässt dann schliessen auf Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit, Drang nach Verständlichheit und Geistesklarheit, zumal hier gleichzeitig noch andere Zeichen für Geistesklarheit zu erwarten sind.

Umgekehrt erzeugt aber auch das Nachdenken über den Inhalt des bereits Geschriebenen oftmals einen Schreibfehler. Der nachdenkende Geist, der sich von der Richtigkeit eines schon niedergeschriebenen Gedankens überzeugen will, bleibt an einem schon schriftlich fixierten Träger von Begriffsmerkmalen (d. h. einem bestimmten Worte) haften, während aber die Schreibbewegung hierdurch nicht gerade gehemmt, wohl aber psychisch beeinflusst wird, was ebenfalls Schreibfehler, bezw. Correcturen erzeugen kann, analog wie oben. Z. B. „Die Uebung dieser rechtlichen Verkehrssitte nahm überhaupt bald die Geltung eines Gewohnheitsrechtssatzes an." Der nachdenkende Geist, der sich nun noch mit dem Begriff „Uebung" beschäftigt, wird sehr leicht die ungehemmte Schreibbewegung bei dem Worte „überhaupt" derart zu beeinflussen vermögen, dass nach dem Buchstaben *b* ein *u* (oder doch die Tendenz dazu) ausgedrückt wird. Die Deutung hierfür ist demnach: Vorsicht, Ueberlegung, Drang nach Geistesklarheit; hier ist diese letzte Deutung nicht allein ersichtlich aus der Vornahme der Correctur selbst, sondern vor allem auch daraus, dass mit der möglichen Notwendigkeit einer sachlichen Correctur gerechnet wird.

26. Mainstädter. Zerteilte „a" mit sinistrogyrer Endigung des mittleren Teiles.

Die von Baronesse Isa von der Ropp als zusammengesetzte „a" mitgeteilte Probe (vgl. „*Graphologische Monatshefte*", Nr. 2, S. 34) dürfte nicht zu den von Klages („Berichte", 1898, Seite 71 u. 128) besprochenen Formen gehören.

Fig. 1

Durch Untersuchung des Originales zu dem von Baronesse von der Ropp mitgeteiltem Cliché scheint es mir im höchsten Grade wahrscheinlich, dass der obere a-Teil nicht von links nach rechts verläuft, (— am ersten a rechts von der zweiten Hauptrichtung ist im Cliché (Fig. 1) ein Punkt zu erkennen, der sich nicht als eine Verlängerung des oberen a-Teiles, sondern sich nur als eine Verwischung dokumentiert —) und nicht nachträglich angebracht wird, sondern dass es sich hier um ein zweiteiliges a handelt, dessen oberer Teil als sinistrogyre Endigung des mittleren runden a-Teiles zu betrachten ist. Fig. 2. zeigt eine solche Form, nur ist die Bildungsweise hier deutlicher zu erkennen, weil die letzte Hauptrichtung nicht so nahe an den runden Teil zu stehen kommt.

Fig. 2.

Beim Suchen nach Belegproben zu Formen, die in theoretisch aufgestellten Handschriften-Eigenheits-Reihen vorkommen, begegnete ich solchen a öfter; vielleicht deutet diese Form auf Neigung zu Heimlichkeiten (aus Weltklugheit). Zur Begründung sei Nachfolgendes erwähnt. Diese Form stellt eigentlich ein offenes a dar, das jedoch durch den Endzug mehr oder weniger geschlossen wird. So steht es auch mit dem Charakter des Urhebers. Wer so schreibt, wird seiner Individualität nicht untreu werden können (offene a = Offenheit, — Geschwätzigkeit, wenn alle Hemmungen fehlen —) aber im Schlusszug ist eine gewisse Reserve zu erkennen (a wird geschlossen). Da diese Handschriften-Eigenheiten gleichzeitig auftreten, bezw. so eng ineinandergreifen, so müssen es nach graphologischen Grundprincipien auch die zu diagnostizierenden Eigenschaften im Charakter thun, das Gebahren, welches Menschen, die sehr offenherzig sind, aber auch eine gewisse Reserve besitzen,

nämlich, dass sich in Preyer's Nachlass, (der bekanntlich der »Deutschen graphologischen Gesellschaft« überwiesen wurde*), prinzipiell gleiche Figuren vorfänden. Es sind dies die Kombinationen der 8 Elemente zur 7. Klasse.

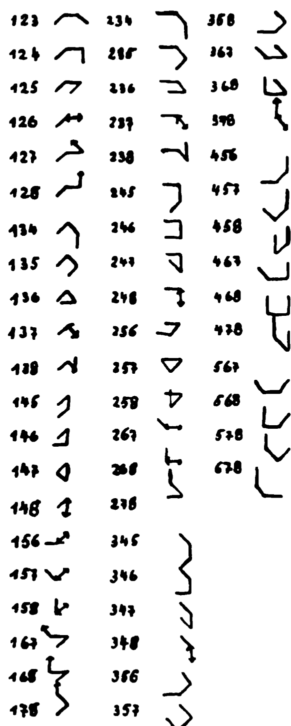


Fig. 6.

Da Preyer's Nachlass keine druckfertigen Arbeiten enhält und daher bislang noch nichts davon zur Publikation gelangt ist, übernahm ich gern die Bearbeitung dieses Kapitels, das uns hauptsächlich in Bezug auf die SchriftAnalyse und Synthese interessante Daten vor Augen führt:

Nachfolgendes schliesst sich also im wesentlichen ergänzend an

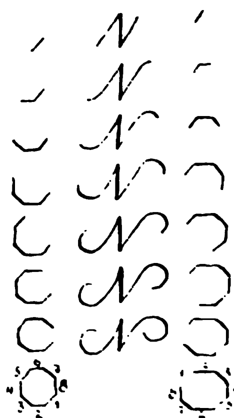


Fig. 7.



Fig. 8.

das Kapitel: Analyse und Synthese der Schriftzeichen (in Preyers Werk: Zur Psychologie des Schreibens) an, das für die gesamte Entwicklung graphologischer Forschungsbestrebungen so bahnbrechend dasteht.

Warum Preyer die zu besprechenden Berechnungen, deren Resultate in unmittelbarer Nähe der anderen bereits von ihm veröffentlichten Untersuchungsergebnisse in Heft B. des Nachlasses zu finden sind, nicht auch in seine Psychologie des Schreibens aufgenommen hat, bleibt eine offene Frage: vielleicht hielt er damals den Zeitpunkt noch nicht für eine spezielle Behandlung dieses Kapitels geeignet.

*) „Berichte der D. G. G." 189?, pag. 128.

Die Permutationen, Kombinationen u. Variationen der 8 Schriftzeichen-Elemente.

(Aus Prof. Dr. W. Preyer's graphologischem Nachlass.)

Von

J. Zinndorf,

Offenbach a. M.

Die Untersuchung komplizierterer a-Formen z. B. Fig. 1–5*), die bis jetzt grösstenteils noch nirgends einer Betrachtung in autographokinetischer, geschweige

(♂) *Fig. 1.*   (♂) *Fig. 2.*

(♂) *Fig. 3.*   (♀) *Fig. 4.*   (♂) *Fig. 5.*

enn in graphologischer Hinsicht unterworfen wurden, führte zur Aufstellung ›n Handschriften-Eigenheits-Reihen dieser Buchstaben.

Da jedoch die Vielgestaltigkeit des an und für sich nicht einfachen Schrift- :chens — nicht einfach insofern als beim normalen a ein 14 maliger Richtungs- chsel vorliegt — eine fast verwirrende ist, so musste die theoretische Auf- ılung von Eigenheits-Reihen, nach denen alle nur mögliche Formen leicht ˎeordnet werden können, streng systematisch geschehen. Es stellte sich hierbei ›us, dass als wesentlicher Faktor der mittlere, o-förmige Teil des a zu :acl.ten ist. In diesem mittleren Teile (o) sind alle Richtungen des Schrift- passes vertreten. Man gelangt zur Bildung sämtlicher Stufen, indem man ine der acht Richtungen abwechselnd fortfallen lässt. Da nun die Feder- :gung vom Anfangspunkte ihrer Fixierung sowohl in links- wie in rechts- er Richtung geschehen kann, so folgen sich die Lücken entweder im :iger-, oder im entgegengesetzten Sinne. Auf diese Weise gelangt man zu Stufenreihe, bei der die Schulvorlage (Normalvorschrift) in der Mitte liegt. Allein es schien als ob sich die Weisheit Ben Akiba's: »es gibt nichts unter der Sonne« auch hier verwirklichen wollte. Herr Busse sagte mir

*) Die Zeichen ♂ (Mars) und ♀ (Venus) rechts der Clichés sollen das Geschlecht der ı bezeichnen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn diese Bezeichnung künftig bei jedem :u finden wäre, selbst wenn die dazu gehörige Arbeit in keiner Beziehung zu dem :ht der Urheber steht Durch eine derartige Bezeichnung gewinnen die Clichés an Wert, s da sie zu einer event. Arbeit über Handschrift und Geschlecht später einmal Ver- :r finden könnten.

Unter Kombination mit Wiederholung versteht man, dass jedes Element der Gruppe innerhalb jeder Form so oft wiederholt (mit sich selbst verbunden) werden darf als der Exponent der Klasse Einheiten hat.

Beispiel: Es ist festzustellen wie viel Kombinationen mit Wiederholung zur 2ten Klasse aus den Elementen 1, 2, 3, 4 gebildet werden können.

12	13	14	11
	23	24	22
		34	33
			44

zusammen 10 Kombinationen.

Die Anzahl der Kombinationen von n Elementen zur r ten Klasse mit Wiederholung bezeichnet man durch ${}^{w}C_{r}(n)$

Die Formel hierfür wird aus der Formel für Kombination ohne Wiederholung abgeleitet und heisst:

$$ {}^{w}C_{r}(n) = C_{r}(n + r - 1) = \frac{(n + r - 1) \ldots\ldots n}{r!} $$

Auf unser Beispiel angewandt:

$$ {}^{w}C_{2}(4) = C_{2}(4 + 2 - 1) = \frac{(4 + 2 - 1) . 4}{1 . 2} = 10 $$

(vergl. Beispiel.)

Variation. Variieren heisst: aus mehreren Elementen eine gewisse Anzahl in allen Aufeinanderfolgen mit oder ohne Wiederholung zusammenstellen. Die Variation einer Komplexion ist daher ihre Kombination nebst deren Permutation. Beispiel: Variationen von 2 Elementen zur 4ten Klasse ohne Wiederholung

12	13	14
21	23	24
31	32	34
41	42	43

(zusammen 12 Variationen)

Für die Anzahl der Variationen von n Elementen der r ten Klasse ohne Wiederholung heisst die Formel:

$$ V_{r}(n) = C_{r}(n) \cdot P(r) = n(n - 1) \ldots\ldots (n - r + 1) $$

Auf unser Beispiel angewandt:

$$ V_{r}4 = 4(4 - 1) = 12 \text{ Variationen.} $$

Kann aber jedes Element in einer Komplexion wiederholt werden, so erhalten wir folgende Variationen zur 2ten Klasse mit Wiederholung aus 4 Elementen

12	13	14	11
21	23	24	22
31	32	34	33
41	42	43	44

= 16 Variationen.

Zur Berechnung der Variationen bedient man sich der Formel:

$$ {}^{w}V_{k}(n) = n^{k} $$

Auf unser Beispiel angewandt:

$$ {}^{w}V_{2}^{4} = 4^{2} = 16 \text{ Variationen.} $$

Nach diesen Darlegungen können wir nun zur Berechnung der Permutationen, Kombinationen und Variationen der 8 Schriftzeichen-Elemente schreiten.

Die Anzahl der Permutationen der 8 Schriftzeichen-Elemente ist nach der Formel:

$$P(n = 1.\ 2.\ 3.\ 4 \ldots\ldots (n-1)\ n = n!$$

$$P(8) = 1.\ 2.\ 3.\ 4.\ 5.\ 6.\ (8-1)\ 8 = 40320$$

(das ist die Anzahl der Variationen für die 7. Klasse ohne Wiederholung).

Die Anzahl der Kombinationen ohne Wiederholung der 8 Elemente ist nach der Formel

$$C_r(n) = \frac{n\,(n-1)\,(n-2)\,(n-3)\ldots\ldots(n-r+1)}{r!}$$

für die 1te Klasse $= 8$

„ „ 2. „ $\frac{8\,.\,7}{1\,.\,2} = 28$

„ „ 3. „ $\frac{8\,.\,7\,.\,6}{1\,.\,2\,.\,3} = 56$

„ „ 4. „ $\frac{8\,.\,7\,.\,6\,.\,5}{1\,.\,2\,.\,3\,.\,4} = 70$

„ „ 5. „ $\frac{8\,.\,7\,.\,6\,.\,5\,.\,4}{1\,.\,2\,.\,3\,.\,4\,.\,5} = 56$

„ „ 6. „ $\frac{8\,.\,7\,.\,6\,.\,5\,.\,4\,.\,3}{1\,.\,2\,.\,3\,.\,4\,.\,5\,.\,6} = 28$

„ „ 7. „ $\frac{8\,.\,7\,.\,6\,.\,5\,.\,4\,.\,3\,.\,2}{1\,.\,2\,.\,3\,.\,4\,.\,5\,.\,6\,.\,7} = 8$

„ „ 8. „ $\frac{8\,.\,7\,.\,6\,.\,5\,.\,4\,.\,3\,.\,2\,.\,1}{1\,.\,2\,.\,3\,.\,4\,.\,5\,.\,6\,.\,7\,.\,8} = 1$

zusammen 255 Kombinationen.

Die Anzahl der Kombinationen mit Wiederholung ist nach der Formel

$${}^{w}C_r(n) = C_r(n+r-1) = \frac{(n+r-1)\ldots\ldots n}{r!}$$

für die 1te Klasse $= \quad = 8$

„ „ 2. „ $= \frac{(8+2-1)\,.\,8}{2} = 36$

„ „ 3. „ $= \frac{(8+3-1)\,.\,9\,.\,8}{6} = 120$

„ „ 4. „ $= \frac{(8+4-1)\,.\,10\,.\,9\,.\,8}{24} = 330$

„ „ 5. „ $= \frac{(8+5-1)\,.\,11\,.\,10\,.\,9\,.\,8}{120} = 792$

„ „ 6. „ $= \frac{(8+6-1)\,.\,12\,.\,11\,.\,10\,.\,9\,.\,8}{720} = 1716$

„ „ 7. „ $= \frac{(8+7-1)\,.\,13\,.\,12\,.\,11\,.\,10\,.\,9\,.\,8}{5040} = 3432$

„ „ 8. „ $= \frac{(8+8-1)\ 14\,.\,13\,.\,12\,.\,11\,.\,10\,.\,9\,.\,8}{40320} = 6435$

zusammen: 12869

Die Anzahl der Variationen der 8 Elemente ohne Wiederholung ist

für die 1 te Klasse		=	8
„ „ 2 „ „	$8(8-1) = 8 \cdot 7$	=	56
„ „ 3 „ „	$56 \cdot 6$	=	336
„ „ 4 „ „	$56 \cdot 6 \cdot 5$	=	1680
„ „ 5 „ „	$1680 \cdot (8-4)$	=	6720
„ „ 6 „ „	$6720\,(8-5)$	=	20160
„ „ 7 „ „	$20160 \cdot (8-6)$	=	40320
„ „ 8 „ „	$40320 \cdot (8-7)$	=	40320
	zusammen:		109600

ausserdem bei allen Formen die mit 1,5 und mit 3,7 oder 5,1 und 7,3 anfangen, Verdoppelung der Anzahl.

Die Anzal der Variationen mit Wiederholung der 8 Elemente ist nach Formel

$$^{w}V_k(n) = n^k$$

für die 1 te Klasse	8^1	=	8
„ „ 2 „ „	8^2	=	64
„ „ 3 „ „	8^3	=	512
„ „ 4 „ „	8^4	=	4096
„ „ 5 „ „	8^5	=	[illegible]
„ „ 6 „ „	8^6	=	262144
„ „ 7 „ „	8^7	=	[illegible]
„ „ 8 „ „	8^8	=	16777216
	zusammen:		[illegible]

Sollten sie [illegible] werden, so wäre hierzu, wenn [illegible] von nahezu [illegible] für die [illegible] wird, wären [illegible] erforderlich. [illegible]

Bahnsens Characterologie.

Von

Ludwig Klages.

Vorbetrachtung. Der Besprechung eines fast verschollenen Werkes über Characterologie seien einige Bemerkungen allgemeinerer Art vorangeschickt über Sinn und Hilfsquellen der Menschenkunde, welche — dort bereits gewünscht und angebahnt — inzwischen in Vergessenheit geriet, um erst gegenwärtig wieder zögernd hervorzutreten.

Was heute an den Universitäten als »Psychologie« d. h. Seelenlehre vorgetragen wird, ist die Wissenschaft von einigen sehr allgemeinen und sehr äusserlichen Functionsmerkmalen, die immer und überall mit der Seele gegeben sind. Sie hat es vorwiegend mit Bewusstseinsthatsachen zu thun. Sie sucht den allgemeinen Mechanismus aufzuzeigen, nach welchem aus einem nicht weiter zu begreifenden Rohmaterial — den Empfindungen — das Bewusstsein äusseren und inneren Geschehens entsteht. — Eine solche Wissenschaft ist zweifellos von hohem Wert; aber sie ist nicht die einzige, die es von der menschlichen Seele geben kann. Sowenig uns die Einsicht in den logischen Ablauf des Denkens schon etwas über das Material dieses Denkens und über seine Ziele verrät, ebensowenig kann uns psychologisches Wissen jemals Aufschluss geben über den Zusammenhang der in einem Menschen bestehenden letzten Antriebe, über die Notwendigkeit seiner Wünche, Pläne und Absichten, über die Wahrscheinlichkeit seines Handelns unter gegebenen Voraussetzungen. Einigen ist dies nicht entgangen. Jedermann bildet sich im alltäglichen Leben mehr oder minder zutreffende Urteile über die Beschaffenheit seiner Mitmenschen und gründet darauf sein bewusstes Verhalten im Verkehr mit ihnen; die Dichter und Denker aller Zeiten und Völker haben uns in Sprüchen, Versen, Systemen einen ungeheuren Schatz von Weisheit über den Menschen hinterlassen und es hat immer für das Kennzeichen bevorzugter Geister gegolten, hier tiefer zu sehen und klarer zu erkennen. Aber derartiger Lebensweisheit steht die Psychologie ganz fern. Nicht nur, dass wer sich mit ihr beschäftigt darum gewiss keinen Zuwachs an Menschenkenntnis erfährt, sondern auch die Art dieser Thätigkeit hat mit jenem Thun, durch welches solche Kennerschaft erworben wird, nicht erheblich mehr gemein als die Befassung mit irgendeiner anderen — Naturwissenschaft Dies ist zuweilen aufgefallen und man hat sich gefragt, ob nicht auch das, was alle leisten, wenn sie sich über den »Charakter« jemandes Rechenschaft zu geben suchen an der Hand einer wissenschaftlichen Methode zu leisten sei. Aus diesem Gesichtspunkte wollen die Bemühungen verstanden sein, welche mitbauen helfen am System der »Characterologie«

Versuchen wir nun eine etwas genauere Grenzbestimmung. Vielleicht lässt sich unsere Meinung gut durch ein Gleichnis erläutern. -- Lebensthätigkeit ist Zellenthätigkeit. Die Zelle ist der letzte dingliche Zusammenhang, an welchen die Erscheinungen des Lebens haften. Alles was in ihn eintritt, wird dadurch einem bestimmten Princip des Geschehens unterworfen. Darum aber bleiben die physikalischen (bezw. chemischen) Gesetze, welche das Verhalten der Materien

überhaupt betreffen, doch in ihrem Recht. Sie stehen zu jenem Princip im Verhältnis unentbehrlicher und unumgänglicher Werkzeuge. — In ähnlicher Weise ist die Seele des einzelnen Menschen ein letzter Complex, dessen Bau den allgemeinen Thätigkeitsarten des Wahrnehmens, Fühlens, Urteilens, Wollens etc. erst die besonderen Bahnen weist. Die Gestalten dieser Complexe zu erforschen ist die Aufgabe der Characterkunde. — Es handelt sich wie man sieht um zwei verschiedene Thatsachenreihen. Wie etwa dem Physiologen die Chemie, so ist dem Characterologen die Psychologie Hilfswissenschaft. Das Hilfsverhältnis ist selbstverständlich stets ein gegenseitiges.

Wir müssen uns nun aber sogleich erinnern, dass die Psychologie nur eine unter vielen Hilfswissenschaften ist. Sie teilt diese Function mit Ethik, Aesthetik, Pädagogik, Socioliogie, Ethnologie etc. Keine dieser Forschungsrichtungen verfolgt den gleichen Zweck wie die Characterkunde, aber jede liefert ihr wichtige Beiträge. So sucht unter anderem die Ethik nach dem wesentlich gemeinsamen Merkmal aller Handlungen, welche sittliches Wohlgefallen bezw. Missfallen erregen. — Dabei führt ihr Weg über die Schätzungsunterschiede, welche von Unterschieden der Racen, Klimate, Kulturen, Gesellschaftsschichten und selbst Individuen abhängen. Sie belehrt uns also nach ihrem Vermögen über die Charactere. Genau Entsprechendes gilt von den anderen Wissenschaften. — Unter ihnen dürfte aber besonders wichtig sein die Ethnologie. Sie zeigt uns, wie weit die Einzelcharactere racenhaft bedingt sind. Sie weist auf Zusammenhänge von wahrscheinlich tieferer und übergeordneter Art hin. Mindestens enthält die Thatsache der Racencharactere unausgedachte Gesetze von Eigenschaftsverbundenheiten, welche für die Characterkunde von höchster Bedeutung sind. — Als einen Seitenzweig der Ethnologie kann man die vergleichende Sprachwissenschaft betrachten. In doppelter Beziehung kann dieselbe unsere Menschenkunde bereichern: einmal, indem sie innerhalb ein und derselben Sprache der Bildung neuer Namen und der Bedeutungswandlung schon vorhandener nachforscht; sodann, indem sie verschiedene Sprachkreise auf die Uebertragbarkeit ihrer Begriffe hin vergleicht. In beiden Fällen sind natürlich die rein lautgesetzlich zu begründenden Phänomene sorgfältig zu sondern von den unmittelbar seelisch verursachten. Zwar sind auch die ersteren wie schliesslich alle Gebilde, die mit der Seele zusammenhängen, characterologisch deutbar; viel durchsichtiger aber und vorläufig fruchtbringender ist die Deutung der letzteren. Für diese giebt denn auch Bahnsen in beiderlei Hinsicht Beispiele. So berichtet er unter anderem, dass »Humor« seit Shacespeare, »sentimental« seit dem vorigen Jahrhundert und »blasiert« erst in diesem Jahrhundert in den Sprachen anzutreffen sei. Man erkennt ohne weitere Erläuterung den Wert, welchen derartige Feststellungen für unsere Auffassung verschiedener Kulturperioden besitzen. Noch ausbeutereicher vielleicht ist das oben an zweiter Stelle genannte Verfahren. Es leuchtet tief in die Wertungs- und Denkgewohnheiten eines Volkes, wenn wir etwa hören, dass das Griechische einen Gesamtbegriff für Mensch und Tier besitzt; während wieder andere Sprachen nicht einmal einen an Umfang dem deutschen Worte gleichkommenden aufweisen, »sondern nur solche, die etwa allein die vierfüssigen oder nicht zugleich die zahmen und wilden Tiere umfassen«, oder dass sich Gesamtnamen finden »für alle lasttragenden Tiere oder solche für das Schaf- und Ziegen-Geschlecht wie

wir sie entbehren.«*) Oft ist hingewiesen worden auf die Unübersetzbarkeit des deutschen Wortes »Gemüt« sowie des französischen »Perfidie« oder darauf, dass der deutschen Sprache ein das Gegenteil von »Durst« bezeichnender Name fehlt. Bahnsen macht die interessante Bemerkung, dass »Takt« (= »Zartgefühl«) wohl in sämmtliche Sprachen einigermassen sinngemäss zu übersetzen sei ausser — in die hebräische. Diese wenigen Beispiele dürften genügen um anzudeuten, wie reiche Aufschlüsse die Menschenkunde von der vergleichenden Sprachwissenschaft her zu erwarten hat.

Verlassen wir nun das Gebiet der Hilfswissenschaften und fragen wir uns, auf welche Thatsachen die Menschenkunde direkt ihr Augenmerk richten muss. — Da nehmen wir es zunächst, um an das vorige anzuknüpfen, für eine ihrer wichtigsten Aufgaben, diejenigen Wörter und Wendungen zu zergliedern, welche ihr die Sprache zur Bezeichnung seelischer Zustände an die Hand giebt. Die Menschenkunde ist in höherem Maasse als andere Wissenschaften auf gebräuchliche Namen angewiesen; es wäre vom Uebel, wenn sie sich vorwiegend einer erst zu erfindenden gelehrten Terminologie bedienen wollte. Aber nicht deshalb nur ist ihr die Kritik der Eigenschaftsnamen unumgänglich. Sie würde sich positiven Gewinn entgehen lassen, wenn sie dieselbe unterliesse. In diesen Begriffen und Begriffsverbindungen sind die characterologischen Erfahrungen der Jahrtausende gesammelt. Thatsächlich sind wir gar nicht imstande, uns ihrer zu entschlagen. Unser Denken geschieht am Leitfaden und unter der Führung überlieferter Worte. Nicht leer und voraussetzungslos tritt der Forscher vor die Seele des Menschen. Unwillkürlich ordnen sich ihm seine Wahrnehmungen nach Kategorien, die er mit der Sprache von der verflossenen Menschheit erbte. Ja, es ist keine geringe Gefahr vorhanden, dass diese Unterordnung zu weit gehe. — Eine unerlässliche Vorarbeit der Untersuchung ist natürlich die möglichst umfassende Sammlung derartiger Bezeichnungen, wobei man sich nicht auf eine einzige Sprache beschränken darf. Bahnsen hat in der Beziehung bereits einen Schritt gethan.**) Im grossen und ganzen überschätzt er sogar die volkstümlichen Namen. Seine Anschauungen sind häufig nicht mehr als allgemeine Erläuterungen derselben. Hier einige Beispiele für die oft verblüffend richtige Analyse seelisch-körperlicher Vorgänge durch gebräuchliche Redegesten.

Wenn man den Zustand des Menschen in einem Augenblick, wo er durch sein Verhalten wichtige Entscheidungen herbeizuführen wünscht, also etwa den eines Candidaten während der Prüfung vergleicht mit dem zwangloseren Lebensablauf unter gewöhnlichen Umständen, so wird man die innere Veränderung schwerlich tiefer zu kennzeichnen wissen als es der Volksmund thut mit der Wendung, dass in solcher Lage der Mensch »sich zusammennimmt«. Eine genauere Untersuchung würde uns zeigen, dass es sich wörtlich so verhält. — Nicht nur eine Gefühlsqualität bewusst herausgekehrten Stolzes, sondern auch seine wichtigste Ausdrucksbewegung wird völlig zutreffend geschildert mit der Wendung »sich in die Brust werfen«. — Den in leidenschaftlicher Ergriffenheit Befindlichen bezeichnet die Sprache als einen, der ganz »ausser sich ist«. Sind die Affecte zugleich stark unlustvolle und daher die Seele verwirrende, so heisst es überraschend wahr, dass man die »Fassung verliert« oder ganz »ausser Fassung

*) Vergl. *L. Geiger. „Entstehung der menschlichen Sprache und Vernunft"*. 1868. Einleitung S. 14 u. 15

**) Vergl. auch *„Berichte" der D. g. G.* 1897. S. 62 u. 124.

gerät«. — Man überlege sich, wieviel Seelenkunde menschenalterlange Erfahrung in das Wort »Eindruck« schloss. Wir ständen ratlos vor unseren Erlebnissen und wären nicht in der Lage uns mitzuteilen, wenn nicht durch solche Namen die Sprache für uns dächte. — Wenn wir heftig etwas erwarten, über dessen Natur und Ablauf wir noch Zweifel hegen, so wissen wir durch die Sprache und äussern es unwillkürlieh, dass wir auf etwas »gespannt« sind. Und wirklich befindet sich die Seele alsdann stets in einem Zustande der »Gespanntheit«, der wie die Physiologen festgestellt haben, immer zugleich eine tonische Spannung irgendwelcher Muskelgruppen ist. Diese wenigen Beispiele müssen hier genügen.

Wir wollen aber nicht unterlassen auch die Kehrseite der Sache zu beleuchten. Die Sprache ist in zahllosen Fällen ein vortrefflicher und ganz unentbehrlicher Wegweiser. Manchmal aber führt sie auch irre. — Sämtliche Bedürfnisse des Menschen haben an ihrer Entstehung teil und nicht zum wenigsten bereichert sie sich aus Antrieben, welche das für die Selbsterhaltung im Rahmen einer menschlichen Gemeinschaft Wichtige mitteilbar machen wollen. Nicht der Dichter nur, sondern jeder, der auf leisere Schwingungen seiner Seele zu achten versteht, hat erfahren, dass es für unzählige Erlebnisse, ja für ganze Erlebnisarten keine Namen giebt. Wir können bei weitem nicht alle Vorgänge unserer Seele erzählen. Es ist einer der wesentlichen Reize grosser Dichtungen, dass wir in ihnen durch unnachahmliche Verbindungen der Worte gesagt finden, was wir oft vielleicht erlebten, ohne es aussprechen zu können. Man sieht, dass wir dadurch leicht in Gefahr kommen müssen, uns falscher Namen zu bedienen und anderes zu meinen, als was wir mit unseren Worten verfechten. — In vielen Wörtern, welche menschliche Characterzüge zu bedeuten scheinen, haben in Wahrheit Begriffe von der gesellschaftlichen Nützlichkeit menschlichen Verhaltens Gestalt gewonnen. So sind z. B. die mit den Wörtern »Egoismus« und »Altruismus« landläufig verbundenen Begriffe characterologisch unbrauchbar. »Egoistisch« pflegt man solche Menschen zu nennen, die sich in ihrem Thun und Lassen mehr oder minder unbekümmert zeigen um das Wohl einiger, vieler oder aller Mitmenschen. Damit trifft man nun keineswegs einen Uebereinstimmungspunkt der Charactere. »Egoistisch« mag ein Napoleon heissen, »egoistisch« nicht minder der unausstehlich nörgelnde Hypochonder, der seine Umgebung zu Aufwärtern seiner eingebildeten Krankheiten macht. Man sieht, dass beiden auch nicht ein Characterzug von Belang gemeinsam sein muss. Der »Egoismus« fliesst dort und hier aus völlig verschiedenen Quellen. Die besprochenen Begriffe sind rein sittlichen Ursprungs. Sie betreffen Merkmale in den socialen Wirkungen menschlichen Handelns, nicht solche der für bestimmte Motivgruppen disponierenden Anlagen. Wer ernstlich glauben sollte, mit ihnen die Charactere einzuteilen, der verführe nicht gescheiter als jemand, der einen chemisch wichtigen Unterschied der Flüssigkeiten gefunden zu haben dächte mit der Feststellung, dass man die einen trinken könne, die anderen aber nicht. Dergestalt würde nicht Zusammengehöriges vereint, wahrhaft Verwandtes aber auseinander gerissen werden. — Nun giebt es zwar in der Menschenkunde einen Begriff, dessen Peripherie diejenige des Egoismus schneidet. Es bezeichnet in Wahrheit einen Zug seiner Seele, wenn man jemanden als zu Mitaffecten verhältnismässig unfähig schildert (wobei man sich nur zu hüten [illegible] Art der pessimistischen Systeme ausschliesslich an das Mitleid zu [illegible] Man thut aber aus Gründen der Deutlichkeit besser, auch in solchen

Fällen das Wort »egoistisch« zu meiden. Zudem vergesse man nicht, dass es die Menschenkunde nie mit Gegensätzen, sondern immer mit stetigen Reihen zu thun hat. An welche Stelle wir den Nullpunkt legen, ist hier genau so willkürlich wie beim Erfinden einer Thermometerskala.

Wir müssen also die Namen erst prüfen, ehe wir sie verwenden. Wie dies zu geschehen hat, können wir hier nicht genauer ausführen. Nur eine Methode sei beiläufig erwähnt. Bahnsen bedient sich derselben z. B., um die Bedeutung des Wortes »Gemüt« zu erfassen, indem er eine Uebereinstimmung sämtlicher Prädicate zu entdecken sucht, die mit »Gemüt« verbunden werden können. Um vorzüglich den Unterschied von nahe verwandten Begriffen aufzuzeigen, stellt er es dem volkstümlich gebrauchten »Sinn« gegenüber. »Die Abwesenheit des Moments der Spontaneïtät im Begriff Gemüt erkennen wir am leichtesten aus der Vergleichung mit dem Umfang des Begriffes Sinn. Die Fülle der Epitheta, welche sich mit diesen beiden Wörtern verbinden lassen, scheint sich einer gewissen Klassifikation dennoch nicht gänzlich zu entziehen«. »Der Sinn ist harmlos, das Gemüt arglos; der Sinn ist standhaft und zuverlässig, das Gemüt treu; das Gemüt tief, der Sinn klar, der Sinn ist brav, das Gemüt unschuldig, der Sinn lauter, das Gemüt rein, der Sinn ist verträglich, das Gemüt versöhnlich« und so geht es fort durch mehrere Druckseiten. Die Methode ist mühsam, aber in gewissen Fällen die einzig mögliche. Im vorliegenden kommt Bahnsen nicht zu einer scharfen Definition des »Gemüts«, sondern bleibt stehen bei der Auffassung einiger Unterscheidungsmerkmale von »Gemüt« und »Sinn«. In der That nämlich entbehrt das populäre »Gemüt« eines genau anzugebenden Inhalts. Es wird in so mannigfachen Bedeutungen verwandt, dass ein allen wesentlich gemeinsamer Begriff nicht aufgefunden werden kann. Es lässt sich aber aus den Bahnsenschen Ueberlegungen doch ersehen, dass dies Wort in die Menschenkunde Eingang finden dürfte, wenn man auf einige Abschattungen seines volkstümlichen Gebrauchs verzichtend ihm diesen Begriff beilegt: Gemüt ist die Anlage zu passiven Mitgefühlen. — Was passive Mitgefühle sind, kann hier nicht näher erläutert werden. Doch wollen wir ein Beispiel anführen, um von einer Seite her ein Licht zu werfen auf den Grundbegriff der Menschenkunde: die Charactereigenschaft oder Anlage.

Zu den passiven Mitgefühlen gehören unter anderem auch die Heimatgefühle. Wer sie in hohem Grade besitzt, wird auch leicht von Heimweh ergriffen werden. Das Heimweh steht zum Gemüt im Verhältnis des besonderen Falles zum allgemeinen Gesetz. Wer Gemüt hat, braucht noch nicht heimwehfähig zu sein. Umgekehrt aber genügt die Erfahrung, dass einer an Heimweh leidet, um zu wissen, dass er in irgend einem Grade Gemüt besitzt. Fänden wir nun z. B., dass derselbe Mensch Züge von Grausamkeit aufwiese, so dürften wir uns dadurch nicht etwa zu der Annahme bewegen lassen, das Gemüt sei gleichsam nur bei gewissen Gelegenheiten in ihm vorhanden. Dies widerspräche vollständig dem Begriff der Anlage. Eine Anlage ist eine Tendenz und als solche etwas in unveränderlicher Selbstgleichheit immer Daseiendes. Wohl aber können andere Anlagen das Inkrafttreten einer einzigen mehr oder weniger verhindern. Wenn auf der einen Schale einer Waage ein Centner lastet, so würde ein Gewicht von drei Centnern die andere nur mit der Kraft von zwei Centnern niederziehen. Nichts destoweniger sind die drei Centner wirklich da. Aber ein Drittel ihrer Wirkungsfähigkeit wird durch den Zusammenhang in

welchem sie sich befinden, aufgehoben. Noch etwas sei hier gesagt. Dies, dass die Kräfte sich an einander messen, darf man nicht als eine Art logischen Widerspruchs auffassen. Oft hört man von widersprüchlichen oder perversen Characteren und sieht bei genauerer Untersuchung ein, dass die Perversität nur in der absurden Voreingenommenheit des Beurteilers liegt, welcher glaubt, irgend zwei *ihm* recht gegensätzlich scheinende Anlagen könnten nicht zusammenbestehen, ohne sich buchstäblich mit einander zu *streiten*. So glaubt etwa mancher, leichtfertiger Lebenswandel einer Frau *vertrüge* sich nicht mit tiefer Mutterliebe. Demgegenüber muss betont werden, dass wir von vornherein gar nicht wissen, was sich verträgt oder nicht verträgt. Was wir uns darüber einbilden, ist durchweg nichts als eine Reihe verblasster Erinnerungen an das, was Sitten-Systeme vom menschlichen Wesen zu *fordern* für gut fanden. Das einzige Merkmal für wirkliche innere Widersprüchlichkeit liegt darin, dass einer motivierenden Umständen gegenüber *durchweg schwankt* und dieses Schwanken als *heftig unlastvoll* empfindet. (Auch die chronische Reue fällt, wenn man uns recht versteht, unter diese Gattung.) Aber selbst da noch muss man vorsichtig sein. — Alle aus anderen Gründen hergeleiteten Annahmen von »Triebanomalien«, »Perversitäten« etc. sind Thorheit.

Wir müssen nun noch kurz einen Blick auf andere unmittelbare Forschungsgegenstände der Menschenkunde werfen. Es liegt nahe zu meinen, am unmittelbarsten enthülle sich ihr der Mensch durch seine Worte, Handlungen, Werke. Dies ist ein Irrtum: nichts ist *schwieriger* als aus Worten, Handlungen oder Werken den Character abzulesen. Thatsächlich *thun* das die Menschen auch gar nicht, wiewohl sie es zu thun *glauben*. Nur ganz rohe instinktlose Oberflächlichkeit thäte es wirklich. — Alle intimen (nicht geschäftlichen) Gegenseitigkeitsbeziehungen zwischen Menschen leiten sich her aus Gefühlen der Sympathie, Indifferenz, Antipathie. (Zuneigung, Gleichgültigkeit, Abneigung). Diese aber sind für alle feiner empfindenden Geister unmittelbar mit dem Gewahren des Menschen gegeben. Die bewussten Aeusserungen sind oft nur ein grosser Lärm, mit dem der Mensch sich und andere taub machen will für die wahre Musik seiner Seele. Das *Organ* einer Stimme kann alle Worte, welche die Stimme zu uns redet, Lügen strafen. — Dies ist die nächste und wichtigste Aufgabe der Beobachtung: *zu begreifen, welche Erscheinungsmerkmale unserer intuitiven Seelenkenntnis zu Grunde liegen*. Damit betreten wir das Gebiet der Physiognomik. Die mit den *Bewegungen* des Körpers sich befassende Richtung derselben, die sog. Pathognomik, steht gegenwärtig im Vordergrunde. Sie hat es ausser mit dem Ausdruck der Gemütsbewegungen mit sämtlichen Eigentümlichkeiten des Gebärdenspiels im weitesten Sinne d. h. der Gesten, Mienen, des Organs, des Blickes, der Articulation, des Ganges, der Redewendungen, Allüren etc. zu thun, welche mehr oder minder zu *unwillkürlicher Gewohnheit* wurden und daher in *jedem beliebigen Augenblick* am Menschen wahrgenommen werden können. Der Vorzug, den eine auf solche Erscheinungsmerkmale gerichtete Aufmerksamkeit vor jeder Beobachtung einmaligen Thuns voraus hat, liegt darin, dass sie vornherein alles abzieht, was nicht sowohl die Seele als vielmehr die augenblicklich motivierenden Umstände bezeichnet. Wir brauchen hier nicht zu sagen, eine wie hohe Bedeutung im Rahmen solcher Ueberlegungen der lschriftendeutungskunde beizumessen ist.

Mit den letzten Erwägungen haben wir eine methodische Eigentümlichkeit der Menschenkunde berührt, durch die sie sich scharf unterscheidet von allen Naturwissenschaften. Während diese ihre grössten Erfolge nicht durch die Beobachtung sich zufällig darbietender Vorgänge, sondern auf dem Wege des willkürlichen Versuchs erreichen, ist in der Menschenkunde durchaus das Umgekehrte der Fall. Man glaube nur ja nicht, mit peinlich erklügelten Experimenten dem Wesen des Characters näher zu kommen! Zunächst wird man selten in der Lage sein, den Versuch anzustellen, ohne dass die Versuchsperson darum weiss. Von diesem Wissen aber, welches sich bei psychologischen Versuchen ausschalten lässt, kann man nicht mehr absehen in einer Wissenschaft, die es mit dem Character zu thun hat. Nicht einmal die Kenntnisse iemandes lassen sich feststellen, auch wenn man ihn hundert Mal prüft. Man erfährt dergestalt immer nur seine Kenntnisse im Zustande des Geprüftwerdens; und die können sehr verschieden sein von den spontan sich äussernden. Wieviel mehr gilt das von tieferen Wesensseiten! — Ueberdies aber ist bei solchen Versuchen in nicht genügender Weise auszuscheiden die augenblickliche Gesamtstimmung der Versuchsperson. Und schliesslich sind gerade die uns wichtigsten Vorgänge, die Gemütsbewegungen nämlich, experimentell am schwierigsten zu erzeugen. Man darf daher mit Bestimmtheit voraussagen, dass gewisse im Anschluss an die moderne Psychologie hervorgetretene Ansätze einer Versuche machenden Individualpsychologie nicht eben weit über die — Psychologie hinausgelangen werden.*)

Einige Versuchsmöglichkeiten giebt es immerhin: so mit Kindern, denen man »wahre Geschichten« erzählt, was sich ja wohl zuweilen auch mit Erwachsenen thun lässt. Bahnsen weist auf die Wichtigkeit der Spiele hin. In ihnen scheint allerdings ein Weg zu einigermassen willkürlicher Erzeugung gerade der Gemütsbewegungen gegeben zu sein. Zu den Spielen ist auch jede Art von Scherz, Neckerei etc. zu nehmen. Mit Recht betont Bahnsen, dass wer sich im Scherz leicht verletzt fühlt, auch wohl sonst zu den Empfindlichen gehört. — Wenn man alles in Betracht zieht, bleibt es dabei, dass dem willkürlichen Versuch in dieser Wissenschaft nur ein enges Feld gehört.

Zum Schluss unserer allgemeinen Vorbetrachtung wollen wir noch eine naheliegende Frage beantworten. — Im Verhältnis zur Anzahl von menschlichen Individuen, welche die Erde bevölkern und bevölkert haben, ist die dem einzelnen begegnende Zahl verschwindend gering. Und diese wenigen wiederum kann er nur in verschwindend wenigen Fällen physiognomisch beobachten. Wer bürgt ihm dafür, dass die Gesetze, die er an so kleinem Material entdeckt zu haben glaubt, auch sonst zu Recht bestehen? — Darauf muss gesagt werden, dass es an sich gleichgültig ist, ob ein Gesetz durch die Vergleichung von nur zwei oder von zehntausend Fällen gewonnen ward. Alles kommt auf die Methode an. Allerdings aber darf der Characterologe sich nicht darauf beschränken, Bestätigungen in seinem eigenen Zeitalter zu suchen. Er muss auch Kulturgeschichte treiben. Eine Anschauung, welche vor den Phänomenen anderer Kulturen versagt, kann nicht beanspruchen, characterologisches Gesetz zu sein. Nun bedürfen aber die meisten der uns geschichtlich überlieferten Thatsachen erst der Deutung, ehe sie mit den uns geläufigen Vorgängen vergleichbar werden.

*) In Deutschland vor allem *Kräpelin* und seine Schülern. In Frankreich *Binet*.

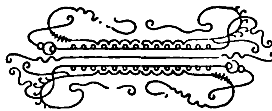
Wir nennen dies »characterologische Reductionen« und möchten darunter zwei Stufen der Zurückführung verstanden wissen.

Wir müssen zunächst die uns fremdartige Gesamtheit von Umständen in eine entsprechende aus der Welt unseres eigenen Erlebens zu übersetzen suchen. Bahnsen sagt: »Wer als Bube gern auf den höchsten und zerbrechlichsten Baumast kletterte, blos um ein Vogelnest herunterzureissen, pflanzt beim Sturm auf die Schanze die Fahne gern zuvorderst auf.« Wir fügen hinzu: wer das eine nachzuempfinden fähig ist, versteht auch das andere. — Also ist die Fülle der Vorkommnisse bald auf eine Reihe von Grundtypen zurückzuführen und man wird oft nur Gradunterschiede bemerken, wo die gewöhnliche Betrachtung vor Klüften steht. — Ferner aber kann ein und dieselbe Gemütsbewegung die verschiedensten Gestalten annehmen je nach dem seelischen Zusammenhange, in welchem sie auftritt. Es scheitert beispielsweise die naturgemässe Entspannung gewisser Triebe an irgendwelchen inneren Hemmungen; alsdann werden sie in Gedankengängen, Phantasiebildern etc. wirksam; sie werden geistiger und innerlicher. So verbarg sich z. B. die unterdrückte Rachsucht mancher Christen früherer Jahrhunderte in den Greuelbildern der Höllenstrafen, welche, wie sie sich ausdrückten, die Feinde Gottes erleiden würden. In solchen Fällen bedarf es einer Abstreifung des oft täuschenden Kleides, in das die Seele gehüllt ward nicht von der äusseren Welt, sondern von sich selbst. Eine Reduction der Art haben wir früher hier zu geben versucht.*) —

Noch weitere allgemeine Fragen zu erörtern, verbietet der uns zugemessene Raum. Wir schliessen daher die Vorbetrachtung und wenden uns dem Bahnsenschen Werke zu.

---

*) Vergl. „*Graphol. Monatshefte*". 1899. Heft 1, S. 9. »Von der Grausamkeit.«



Mitteilungen.

Handschriftenkunde.

Eine neue graphologische Geheimschriftmethode. (Ergänzung zu meinem Aufsatze in den *„Grapholog. Monatsheften" No 4 und 5, 1899* — Ueber die Voraussetzungen und den Nutzen einer graphologischen Methode (*gl. l. cit. No. 5, Seite 78, 1. und 2. Absatz.*)

Der Grundgedanke dieser graphologischen Geheimschriftmethode ist der, dass durch schärferes Ausprägen einer regelmässig wiederkehrenden Schrifteigenheit (d. h. also einer Haupteigenheit) dem Correspondenten erkennbar gemacht wird, in welchem Worte er einen Chiffre-Buchstaben zu suchen hat. Der Chiffrebuchstabe selbst soll dann angedeutet werden durch die verschiedene Setzung der Uebersetzungszeichen und des t-Querstriches (vgl. *„G. M." No. 5, S. 76, 2 Absatz*), oder einfacher durch die Verabredung, dass der 2., 3., 4., etc. Buchstabe des graphisch bezeichneten Wortes als Chiffrebuchstabe zu gelten habe.

Um das den Chiffrebuchstaben enthaltende Wort selbst graphisch zu kennzeichnen, hat der Schreiber irgend eine vorherrschende Eigenheit seiner Handschrift zu wählen, an welcher er leicht eine Veränderung vornehmen kann, ohne den Schein der Willkür zu erwecken; am besten eignet sich dazu nach meiner Ansicht der Wortanfang oder Wortschluss. Hier sollen einige Beispiele gut anwendbarer, graphologischer Eigenheiten folgen:

Lange gerade Aufstriche am Beginn des Wortes (bekanntlich den Widerspruchsgeist bekundend) sind insofern gut als graphische Punktierzeichen zu gebrauchen, weil ohne besondere Berechnung eine nur dem eingeweihten Correspondenten erkennbare Veränderung an jener Eigenheit vorgenommen werden kann, indem man — den übrigen ähnlichen Zeichen d. i. Eigenheiten gegenüber — den betreffenden Aufstrich länger oder kürzer macht, oder ihn unter einem spitzeren oder stumpferen Winkel zur Schreiblinie legt, oder indem man ihn — falls das nicht dem allgemeinen Schriftductus widerspricht — mit einem sog. Eigensinnshäckchen versieht, dessen Gestalt und Lage übrigens auch selbständig als graphisches Punktierzeichen dienen kann. Wenn nämlich einer Handschrift die Zeichen des Widerspruchsgeistes fehlen, aber die der Hartnäckigkeit und des Eigensinnes vertreten sind, so lassen sich auch die Zeichen hiervon als graphische Punktierzeichen verwerten, sowohl am Wortanfang als am Wortschluss. Verlaufen die langen Wortaufstriche im Bogen, so kann man vor allem die Anwendung von Druckstellen entscheiden lassen. — Mangelt es einer Handschrift an Aufstrichen, namentlich an langen, so mag das Fehlen oder Vorhandensein eines Aufstriches das betreffende Wort erkennbar machen.

Am Schlusse eines Wortes können als graphische Punktierzeichen massgebend sein besonders dextrogyre und sinistrogyre Endstriche, auch Kürze, Länge und Fehlen des Endstriches. Selbst das Mass der Zwischenräume (zwischen den einzelnen Wörtern), sowie die auf- oder absteigende Richtung eines einzelnen Wortes (nicht der Zeile!) können zur Kennzeichnung des betreffenden Wortes dienen.

Mag eine abänderungsfähige Schrifteigenheit gewählt werden, welche sie immer sei, so muss sie stets mit entsprechenden Eigenheiten der Handschrift in Einklang stehen oder gebracht werden können, wenn sie nicht dem Uneingeweihten auffallend und unwillkürlich erscheinen soll. Daher werden grundsätzlich auch nur solche Schrifteigenheiten jeweils in Betracht kommen, die thatsächlich dem Schriftductus des Schreibers angehören; denn es ist durchaus nicht leicht, irgend eine für die Kennzeichnung bequeme Schrifteigenheit einzuführen und consequent durchzuführen! Deshalb wird man sich beim Mangel einer verwendbaren Haupteigenheit der Schrift darauf beschränken müssen, unter Zugrundelegung verschiedener Nebeneigenheiten die Bezeichnung der einzelnen Wörter vorzunehmen.

Im Hinblick auf die vorwiegende Verwertung von Schrifteigenheiten bei Bezeichnung (d. i. „Punktierung") gewisser Wörter, nenne ich diese graphologische Methode: Schrifteigenheits-Punktiermethode.

Hans Schneickert.

Tabellarische Angaben zu Kinderhandschriften. Vor einiger Zeit habe ich (vergl. meinen Aufsatz *„Kinder-Handschriften"* in der „Westdeutschen Lehrerzeitung", 1899, 20. Febr, Nr. 5) die Bedeutung der Graphologie für die Kinderpsychologie darzulegen versucht. Zum Schluss kam ich damals auf das Problem von der Entwicklung der Handschrift in ihrem Verhältnis zur Entwicklung des Charakters zu sprechen. Es hiess dann weiter: „Systematische Forschungen hierüber existieren gegenwärtig noch nicht und werden auch erst möglich sein, wenn durch gemeinsame Sammlung von Schulkinderschriften und durch tabellarisch-systematische Belegung derselben mit Daten der pädagogischen Erfahrung ein genügendes Material zusammengebracht ist. Die Veranstaltung dieser Sammlung kann und muss natürlich nur

I. Knaben. / Mädchen. …… **Klasse** | **No.** …… . …… **Schuljahr**

Name: …… geboren: 18……

…… Handschriften-Proben (Nr. ……) aus der Zeit vom: ……

Die gültigen Eigenschafts-Bezeichnungen sind unterstrichen, die nicht gültigen sind durchgestrichen. Grad-Abstufungen wurden angegeben: I = sehr, sehr gut; II = recht, viel, gut; III = normal, befriedigend; IV = ziemlich, nicht befriedigend; V = gar nicht, schlecht. (Zwischenstufen I|II etc.)

Sociales Milieu. Stand der Eltern: ……
Pecuniäre Verhältnisse: ……
Nationalität (Stamm): ……

Körperliche Anlage und Bildung: kräftig — mittel — schwach; — gross mittel — klein; gewandt — mittel ungelenkig (linkisch) ……

Geistige Anlagen. Im Allgemeinen: ……
Im Besonderen: ……
Unprakt. Träumerisch. Gleichgültig. Prakt. Schlagfertig. Ehrgeizig.

Temperament: Phlegmatisch. Sanguinisch. Melancholisch. Cholerisch.
Nicht scharf ausgeprägt, sondern: ……

Aufmersamkeit (Concentrations-Kraft) **und Gedächtnis.** Im Allgemeinen: ……
Im Besonderen: ……
Geduld — Gewissenhaftigkeit — Ungeduld — Flüchtigkeit.

II. Sittliches Verhalten: ……

Zartfühlend — Empfindlich — Frech — Vorlaut — Ordentlich
Unordentlich — Wahr — Lügnerisch — Verträglich — Streitsüchtig
Dankbar — Undankbar — Mitleidig — Hartherzig — Faul — Fleissig

Geistige Leistungen. Im Allgemeinen: ……
Sprachlehre: …… Aufsatz: …… Kopf-Rechnen: ……
Lesen: …… Geographie: …… Geschichte: …… Naturlehre: ……
Anschauungs-U.: …… Recht-Schr.: …… Schriftl. Rechnen: ……

Schönschreiben. Im Allgemeinen: ……
Kalligraphische, constante Fehler: ……

Turnen: …… **Handfertigkeit** (Knaben): …… **Handarbeit** (Mädchen): ……
Aesthetisches Gefühl (Geschmack, Arrangier-Talent) ……

Besondere Charakteristika und Bemerkungen: ……

Busse's Formular der tabellarischen Angaben zu Kinder-Handschriften.

von den Lehrkräften selbst vorgenommen werden. Die Gesichtspunkte zur Ordnung und zur empirisch-charakterologischen Bestimmung der einzelnen Kinder-Handschriften werden wir jederzeit gerne angeben . . . , Die Bedeutung solcher Sammlungen und Forschungen ist jedenfalls eine sehr grosse . . . .

Unter Bezugnahme auf diese Andeutungen möchte ich nun heute ein unzweideutiges Formular vorlegen (vgl. S. 124), welches als Beilage zu den Sammlungen von Kinder-Handschriften bestimmt ist. Ueber die Art und Weise der Benützung dieses Formulars brauche ich wohl nichts weiter anzugeben, da das Nähere im Kopfe des Formulars bemerkt ist. Erwähnen aber möchte ich nur, dass die Fragen nach den einzelnen Eigenschaften natürlich gemäss den populären Charakterbezeichnungen gestellt werden müssten, da ja die Ausfüllung dieser Formulare meist von Elementarschullehrern erfolgen dürfte.

Sonderabzüge des Formulars stehen Interessenten gerne jederzeit in beliebiger Anzahl zur Verfügung.

Hans H. Busse.

Neue Deutungen.

Wächtler's Tabellen. Es liegt uns ob, eine Reihe von Arbeiten zu prüfen, welche ein Verfahren zur Bestimmung körperlicher Merkmale der Menschen aus ihren Handschriften mitteilen. Dieselben rühren von dem Graphologen Paul Wächtler her und sind im Laufe der letzten drei Jahre in dem Organ der D. G. G. zur Publikation gelangt.[1] Der Text dieser Arbeiten ist durchweg nicht mehr als je eine Anweisung zum Gebrauch gewisser Tabellen. Wie Herr Wächtler zu seinem Grundgedanken gekommen ist und mittelst welcher wissenschaftlicher Methoden er denselben bewiesen zu haben glaubt, darüber hat er leider nichts verlauten lassen, wiewohl eine bereits im Jahre 97 erschienene Kritik seines Verfahrens von Hans H. Busse[2]) ihn zur Begründung seiner Behauptungen aufforderte. Wir erfahren nur bei Gelegenheit von ihm, dass er viele Handschriften (er nennt einmal 1000) geprüft habe. Aber wer mit graphologischen Methoden auch nur einigermassen vertraut ist, der weiss, dass statistische Zusammenstellungen hier nur einen äusserst geringen Wert haben — selbst dann, wenn man 10000 oder 100000 Handschriften zur Verfügung hat. Wir wollen jedoch die Unbewiesenheit der Wächtler'schen Meinungen einmal dahingestellt sein lassen und seine Tabellen selbst einer logischen und sachlichen Prüfung unterziehen.

Zwar scheint sich Herr Wächtler über die Tragweite seiner Untersuchungen selbst nicht völlig klar zu sein; denn in einem zweiten Aufsatz über Handschrift und Körpergrösse erklärt er sonderbarer Weise wörtlich „dass eine exakte Methode zur Bestimmung irgend welcher körperlicher Eigenschaft bei den individuell verschiedenen Handschriften ein Ding der Unmöglichkeit ist."[3]) In einem dritten Aufsatz jedoch kommt er auf seine früheren Behauptungen zurück und sucht eine Art psychologischer Umschreibung oder Erläuterung derselben zu bieten.[4]) Wir wollen deshalb jede etwa noch bestehende Unsicherheit ein für alle Mal hinwegräumen, indem wir zeigen, dass das Wächtler'sche Verfahren durchaus und in jeder Beziehung unhaltbar ist.

Alle wesentlichen Aufstellungen von Beziehungen zwischen Handschrift und Körpergrösse sind in der Tabelle der ersten Arbeit enthalten.[5]) Hier werden aus den verschiedenen Combinationen von vier Schriftmerkmalen drei menschliche Körperlängen erschlossen. — Wir haben nun zu prüfen, erstens ob diese Merkmale überhaupt scharf bestimmbar sind, zweitens, ob sie zu den sich gleichbleibenden Merkmalen einer Handschrift gehören, drittens schliesslich, ob, wenn eines derselben sich willkürlich oder unwillkürlich verändert, die anderen alsdann sich derart correspondirend verändern, dass sie uns zur gleichen Zahl für die Körperlänge führen. Würden wir auch nur eine einzige dieser Fragen verneinend beantworten müssen, so wäre damit das Wächtler'sche Verfahren hinfällig geworden. Wir werden jedoch sehen, dass wir alle drei zu verneinen haben.

Unter den Merkmalen der Tabelle spielt unter anderem der Neigungswinkel eine Rolle. Dieser ist messbar, aber nicht für jeden Fall im Sinne der Tabelle bestimmbar. Der Gesammtspielraum des Neigungswinkels ist nämlich willkürlich in drei Abteilungen geteilt. Da einer solchen Einteilung jede sachliche Unterlage fehlt, so werden wir immer dann gar nicht in der Lage sein anzugeben, zu welcher der drei Gruppen der Neigungswinkel einer bestimmten Handschrift gehört, wenn der Spielraum desselben etwa gerade von der Mitte

[1]) Vergl. *Berichte der Deutsch. grapholog. Gesellschaft 1897.* Seite 69. Seite 114. *Berichte 1898.* Seite 17. *Graphologische Monatshefte 1899.* No. II. Seite 21.

[2]) *Berichte 1897.* Seite 117.

[3]) *Berichte 1898.* Seite 21.

[4]) *Graphologische Monatshefte 1899.* No. II. Seite 21.

[5]) *Berichte 1897.* Seite 69.

der einen Gruppe bis zur Mitte der anderen reicht (also etwa von 53°—70°), oder aber so gross ist, dass er volle zwei Gruppen in sich fasst (40°—90°). Es scheint, dass Herr Wächtler sich in solchen Fällen mit dem arithmetischen Mittel aus zwei zu bestimmenden Grössendaten zu helfen gedenkt. Schade nur, dass seine Tabelle für derartige Handschriften — auch wenn die übrigen Factoren einigermaassen bestimmbar sind — ziemlich regelmässig falsche Werte liefert! — Als ein zweites Merkmal kommt das Verhältnis von Höhe der Kleinbuchstaben zum senkrechten Abstand ihrer Grundstriche in Betracht. (h : th). Auch dieses Verhältnis ist messbar, aber noch weniger als der Neigungswinkel im Sinne der Tabelle bestimmbar. Das Verdienst Wächtlers, diese bisher nur an einigen Buchstaben berücksichtigte Proportion als für die ganze Handschrift wesentlich bezeichnet zu haben, wird leider mehr als aufgewogen durch die irreführende Erdichtung einer merkwürdigen Regelmässigkeit. Die Höhe soll nämlich in einer Handschrift entweder gleich dem erwähnten Abstande oder aber grösser bezw. kleiner als derselbe sein. Wer aber auch nur mit dem ABC der Graphologie vertraut ist, der weiss, dass es Handschriften giebt, in denen die Worte regelmässig vom Anfang zum Schluss hin kleiner werden (sog. schwertförmiger Ductus). In solchen Handschriften kann das bezeichnete Verhältnis mit grösster Regelmässigkeit so ausfallen: am Anfang der Worte $h > th$, in der Mitte $h = th$, zum Schluss $h < th$! Für diejenigen, welche mit der psychologischen Deutung des schwertförmigen Ductus bekannt sind, bemerken wir gleich hier in Parenthese, dass derselbe mit Körperlänge auch nicht das Allergeringste zu schaffen hat. — Es muss auffallen, dass Herr Wächtler dies bei seinen Untersuchungen nicht selbst bemerkt hat und wir neigen deshalb zu der Vermutung, dass ihm besonders Handschriften von Kaufleuten und verwandte Gattungen zur Verfügung standen, welche einen relativ regelmässigen Ductus zeigen und daher häufiger in so einfache Schablonen passen. Dies mag uns als ein neues lehrreiches Beispiel dafür dienen, welcher wissenschaftliche Wert statistischen Bemühungen beizumessen ist! — Während nun aber die bisher genannten Merkmale wenigstens messbar sind, so sind die noch zu messenden von solcher Art, dass sie sich einer objectiven Bestimmung überhaupt entziehen. Man muss in der That staunen, dass jemand die Bestimmung der Centimeterlänge des Körpers gründen zu können wähnt auf so vage und subjectiver Willkür unterstehende Daten wie: ob eine Schrift dünn, mitteldick oder dick sei! Dadurch wird die Nachprüfung dieser Tabellen illusorisch, und der Prozentgehalt „richtiger" Fälle hängt mehr oder minder von dem Wohlwollen des Beurteilers ab. — Wir müssen also unsere erste Frage dahin beantworten, dass die in Rede stehenden Schriftmerkmale im Sinne der Tabelle nicht bestimmbar sind.

Damit wäre dieselbe nun eigentlich bereits abgethan. Wir wollen aber einmal annehmen, die von uns aufgezeigte Schwierigkeit bestünde nicht und uns dem zweiten und dritten Punkte zuwenden. Alsdann wird das gänzlich Sinnlose dieses Verfahrens noch heller ins Licht treten.

Sind die in der Tabelle angeführten Schriftmerkmale constant? Gewiss nicht. — Hinsichtlich des Verhältnisses h : th macht schon Helene Thöl[6]) bei Gelegenheit der Veröffentlichung ihres Breitemessers die zutreffende Bemerkung, dass dasselbe sich sowohl mit der Stimmung des Schreibers als auch mit dem Format des Papiers ändern könne. Dies aber gilt in mindestens gleich hohem Maasse vom Neigungswinkel. Ja, wir müssen uns wundern, den Neigungswinkel auf einer Stufe der Bedeutsamkeit mit beispielsweise den Druckverhältnissen oder Richtungsbindungen anzutreffen. Man ist sich heute darüber klar, dass der Neigungswinkel zu den sehr veränderlichen und daher im allgemeinen unwichtigeren Merkmalen einer Handschrift gehört. Es giebt Fälle genug, dass jemand, der bislang schräg schrieb, plötzlich steil zu schreiben anfängt, ohne dass sich sein Charakter, geschweige denn seine Körperlänge verändert hätte. Manche Menschen schreiben mit gleicher Virtuosität und Natürlichkeit eine Schräg- und eine Steil-Schrift u. s. w. Wir sehen also, dass die beiden einzig messbaren Factoren der Tabelle zu den durchaus veränderlichen Schriftelementen gehören. — Wieweit sich Herr Wächtler hierüber klar ist, lässt sich aus seinen Ausführungen nicht deutlich ersehen. Zum mindesten ist er der Meinung: die willkürliche Aenderung irgend eines Elementes bewirke eine in solchem Sinne sich vollziehende Aenderung irgend eines anderen, dass das neue Schriftbild nach seiner Tabelle dieselbe Körpergrösse ergäbe. Wir kommen hiermit zur Prüfung des dritten Punktes. — Zuvor müssen wir jedoch noch eine andere hieran sich schliessende Behauptung kurz erledigen.

Gesetzt es verhielte sich, wie Herr Wächtler meint — und wir werden sogleich sehen, dass es sich keineswegs so verhält — alsdann wäre

[6]) *Berichte 1898.* Seite 22.

man in der Lage, die Körperlänge jemandes nicht nur aus der natürlichen, sondern auch aus der verstellten Handschrift desselben zu bestimmen. Herr Wächtler aber versteigt sich zu der total absurden Behauptung, man könne nach seinen Angaben das Aussehen der natürlichen Handschrift aus einer verstellten desselben Schreibers feststellen![7] Da seine Tabelle, selbst wenn man sie für richtig hält, hierfür auch nicht die mindesten Anhaltspunkte bietet, so müssen wir bezweifeln, dass er sich bei diesem Satze irgend etwas gedacht hat. Vielleicht hat er sich nur versprochen. —

In Wahrheit aber findet nun eine solche correspondierende Veränderung gar nicht statt. Diese Behauptung des Herrn Wächtler ist grundfalsch und durch die einfachsten Beispiele und Experimente zu widerlegen. Zunächst erinnere man sich an die oben berührte Veränderlichkeit des Verhältnisses h:th sowie des Neigungswinkels. Man prüfe nun einmal, soweit es überhaupt angeht, die Handschrift von Personen, welche in der Hinsicht einen Wechsel aufweisen — und man wird durchweg für ein und denselben Menschen je nach dem vorliegenden Schriftstück verschiedene Körperlängen finden! Wofern man vollends jemanden seine Handschrift in gewissen Beziehungen bewusst verstellen lässt, so bemerkt man alsbald, dass die Veränderungen keinem allgemeinen und einfachen Gesetze gehorchen. Vor allem geht dabei die Wächtler'sche Tabelle völlig in die Brüche. Es schreibe zum Beispiel jemand eine Handschrift von ausgeprägt folgendem Charakter: h $<$ th, eckig, Neigungswinkel 45°—50°, mitteldick — dann zeigt uns die Tabelle Grösse 2. — Wir nehmen nun an, der so Schreibende ändere auf Ersuchen oder aus Verstellungsbestrebung seine Handschrift dadurch, dass er so dünn wie möglich schreibt. Damit kommt dieselbe unter die Druckkategorie „schwach" zu stehen. Durch diese Aenderung brauchen die übrigen Factoren nicht getroffen zu werden. In gewissen Fällen wird die ganze Handschrift zugleich kleiner. Dies braucht aber das Verhältnis h:th nicht zu verändern; denn die Verkleinerung tritt durchweg gleich stark in verticaler wie in horizontaler Richtung ein. In dem neuen Fall haben wir also: h $<$ th, eckig, Winkel 45°—50°, schwach; und dafür zeigt uns die Tabelle Grösse 3. — Oder es versucht einer seine Handschrift in der Weise zu verstellen, dass er so gross wie möglich schreibt. Dann tritt in manchen Fällen eine völlige Verschiebung von h : th ein, weil die einen dabei besonders in horizontaler, die andern vorwiegend in verticaler Richtung vergrössern; und die Tabelle zeigt uns abermals verschiedene Körperlängen. Wenn man uns dies nicht glauben will — nun so hat uns glücklicherweise Herr Wächtler selbst besseres Material zu seiner eigenen Widerlegung an die Hand gegeben. Er hat nämlich in einem kleinen Aufsatz: „Schrift-Entstellungen"[8] in anerkennenswerter Weise dargelegt, welche Veränderungen die Handschrift erleidet durch blosse Aenderungen der Hand-, Federhalter-, und Federspitzenstellung. Es ist kaum zu begreifen, wie es ihm dabei entgehen konnte, dass diese Aenderungen seiner tabellarischen Weisheit aufs bündigste widersprechen. Nehmen wir ein Beispiel. Jemand schreibe t $>$ th, eckig, mittel-dick, Neigungswinkel 45°—50°. Die Tabelle zeigt uns Grösse 3. Derselbe wende nun, um seine Schrift zu verstellen, die von Herrn Wächtler sogenannte „verkürzte Handhaltung" an. Dadurch wird die Schrift nach Herrn Wächtlers eigenen und zwar ausnahmsweise zutreffenden Angaben spitzer, steiler und erreicht „in verticaler Richtung bei weitem nicht die Normal-Höhe." Das Verhältnis h : th kann sich also umkehren, der Winkel kann zwischen 65° und 90° zu liegen kommen, sodass wir nunmehr haben: h $<$ th, eckig, mitteldick, Winkel 65°—90° Und hierfür zeigt uns die Tabelle Grösse 1. — Und was wir hier für einen Fall ausgeführt haben, das kann man noch für beliebig viele andere thun. Das heisst aber: eine blosse Aenderung der Hand- oder Federhalter-Stellung genügt, um eine Handschrift derart zu verstellen, dass sie uns nach der Tabelle eine andere Zahl für die Körperlänge des Urhebers ergiebt. Damit fällt das Wächtler'sche Tabellenwissen endgiltig und vollständig in sich zusammen. Man erwäge bei sich selbst, welcher heillose Unfug daraus erwüchse, wenn man sich in gerichtlichen Fällen ernstlich einer solchen Scheinwissenschaft bedienen wollte!

Herr Wächtler hat später, wie gesagt, noch eine Art psychologischer Erläuterung seiner unbewiesenen und nunmehr widerlegten Behauptungen zu geben versucht.[9] Wir wundern uns, dass die Redaction nachsichtig genug war, diese Ausführungen — wenn auch mit einer entschuldigenden Bemerkung versehen — überhaupt aufzunehmen; denn sie bleiben in der That unter der Kritik. Während die früheren Tabellen wenigstens an der Hand verständlicher Begriffe entworfen wurden, so unternimmt es Herr Wächtler hier, mit seinen charakterologischen Privatbegriffen

[7]) Vergl. *Berichte 1897.* Seite 78. Ferner: *Graphol. Monatshefte 1899.* No. II. Seite 21.

[8]) *Berichte 1898.* Seite 105.

[9]) *Graphologische Monatshefte. II.* Seite 21.

der einen Gruppe bis zur Mitte der anderen reicht (also etwa von 53°—70°), oder aber so gross ist, dass er volle zwei Gruppen in sich fasst (40°—90°). Es scheint, dass Herr Wächtler sich in solchen Fällen mit dem arithmetischen Mittel aus zwei zu bestimmenden Grössendaten zu helfen gedenkt. Schade nur, dass seine Tabelle für derartige Handschriften — auch wenn die übrigen Factoren einigermaassen bestimmbar sind — ziemlich regelmässig falsche Werte liefert! — Als ein zweites Merkmal kommt das Verhältnis von Höhe der Kleinbuchstaben zum senkrechten Abstand ihrer Grundstriche in Betracht. (h : th). Auch dieses Verhältnis ist messbar, aber noch weniger als der Neigungswinkel im Sinne der Tabelle bestimmbar. Das Verdienst Wächtlers, diese bisher nur an einigen Buchstaben berücksichtigte Proportion als für die ganze Handschrift wesentlich bezeichnet zu haben, wird leider mehr als aufgewogen durch die irreführende Erdichtung einer merkwürdigen Regelmässigkeit. Die Höhe soll nämlich in einer Handschrift entweder gleich dem erwähnten Abstande oder aber grösser bezw. kleiner als derselbe sein. Wer aber auch nur mit dem ABC der Graphologie vertraut ist, der weiss, dass es Handschriften giebt, in denen die Worte regelmässig vom Anfang zum Schluss hin kleiner werden (sog. schwertförmiger Ductus). In solchen Handschriften kann das bezeichnete Verhältnis mit grösster Regelmässigkeit so ausfallen: am Anfang der Worte $h > th$, in der Mitte $h = th$, zum Schluss $h < th$! Für diejenigen, welche mit der psychologischen Deutung des schwertförmigen Ductus bekannt sind, bemerken wir gleich hier in Parenthese, dass derselbe mit Körperlänge auch nicht das Allergeringste zu schaffen hat. — Es muss auffallen, dass Herr Wächtler dies bei seinen Untersuchungen nicht selbst bemerkt hat und wir neigen deshalb zu der Vermutung, dass ihm besonders Handschriften von Kaufleuten und verwandte Gattungen zur Verfügung standen, welche einen relativ regelmässigen Ductus zeigen und daher häufiger in so einfache Schablonen passen. Dies mag uns als ein neues lehrreiches Beispiel dafür dienen, welcher wissenschaftliche Wert statistischen Bemühungen beizumessen ist! — Während nun aber die bisher genannten Merkmale wenig- [illegible] messbar sind, so sind die noch zu messen- [illegible] licher Art, dass sie sich einer ob- [illegible] ng überhaupt entziehen. Man [illegible] unen, dass jemand die [illegible] eterlänge des Körpers [illegible] ihnt auf so vage und [illegible] stehende Daten wie: [illegible] dick oder dick sei! [illegible] ng dieser Tabellen illusorisch, und der Prozentgehalt „richtiger“ Fälle hängt mehr oder minder von dem Wohlwollen des Beurteilers ab. — **Wir müssen also unsere erste Frage dahin beantworten, dass die in Rede stehenden Schriftmerkmale im Sinne der Tabelle nicht bestimmbar sind.**

Damit wäre dieselbe nun eigentlich bereits abgethan. Wir wollen aber einmal annehmen, die von uns aufgezeigte Schwierigkeit bestünde nicht und uns dem zweiten und dritten Punkte zuwenden. Alsdann wird das gänzlich Sinnlose dieses Verfahrens noch heller ins Licht treten.

Sind die in der Tabelle angeführten Schriftmerkmale constant? Gewiss nicht. — Hinsichtlich des Verhältnisses h : th macht schon Helene Thöl[6]) bei Gelegenheit der Veröffentlichung ihres Breitemessers die zutreffende Bemerkung, dass dasselbe sich sowohl mit der Stimmung des Schreibers als auch mit dem Format des Papiers ändern könne. Dies aber gilt in mindestens gleich hohem Maasse vom Neigungswinkel. Ja, wir müssen uns wundern, den Neigungswinkel auf einer Stufe der Bedeutsamkeit mit beispielsweise den Druckverhältnissen oder Richtungsbindungen anzutreffen. Man ist sich heute darüber klar, dass der Neigungswinkel zu den sehr veränderlichen und daher im allgemeinen unwichtigeren Merkmalen einer Handschrift gehört. Es giebt Fälle genug, dass jemand, der bislang schräg schrieb, plötzlich steil zu schreiben anfängt, ohne dass sich sein Charakter, geschweige denn seine Körperlänge verändert hätte. Manche Menschen schreiben mit gleicher Virtuosität und Natürlichkeit eine Schräg- und eine Steil-Schrift u. s. w. **Wir sehen also, dass die beiden einzig messbaren Factoren der Tabelle zu den durchaus veränderlichen Schriftelementen gehören.** — Wieweit sich Herr Wächtler hierüber klar ist, lässt sich aus seinen Ausführungen nicht deutlich ersehen. Zum mindesten ist er der Meinung: die willkürliche Aenderung irgend eines Elementes bewirke eine in solchem Sinne sich vollziehende Aenderung irgend eines anderen, dass das neue Schriftbild nach seiner Tabelle dieselbe Körpergrösse ergäbe. Wir kommen hiermit zur Prüfung des dritten Punktes. — Zuvor müssen wir jedoch noch eine andere hieran sich schliessende Behauptung kurz erledigen.

Gesetzt es verhielte sich, wie Herr Wächtler meint — und wir werden sogleich sehen, dass es sich keineswegs so verhält — alsdann wäre

[6]) *Berichte 1898*, Seite 22.

man in der Lage, die Körperlänge jemandes nicht nur aus der natürlichen, sondern auch aus der verstellten Handschrift desselben zu bestimmen. Herr Wächtler aber versteigt sich zu der total absurden Behauptung, man könne nach seinen Angaben das Aussehen der natürlichen Handschrift aus einer verstellten desselben Schreibers feststellen![7]) Da seine Tabelle, selbst wenn man sie für richtig hält, hierfür auch nicht die mindesten Anhaltspunkte bietet, so müssen wir bezweifeln, dass er sich bei diesem Satze irgend etwas gedacht hat. Vielleicht hat er sich nur versprochen.—

In Wahrheit aber findet nun eine solche correspondierende Veränderung gar nicht statt. Diese Behauptung des Herrn Wächtler ist grundfalsch und durch die einfachsten Beispiele und Experimente zu widerlegen. Zunächst erinnere man sich an die oben berührte Veränderlichkeit des Verhältnisses h:th sowie des Neigungswinkels. Man prüfe nun einmal, soweit es überhaupt angeht, die Handschrift von Personen, welche in der Hinsicht einen Wechsel aufweisen — und man wird durchweg für ein und denselben Menschen je nach dem vorliegenden Schriftstück verschiedene Körperlängen finden! Wofern man vollends jemanden seine Handschrift in gewissen Beziehungen bewusst verstellen lässt, so bemerkt man alsbald, dass die Veränderungen keinem allgemeinen und einfachen Gesetze gehorchen. Vor allem geht dabei die Wächtler'sche Tabelle völlig in die Brüche. Es schreibe zum Beispiel jemand eine Handschrift von ausgeprägt folgendem Charakter: h < th, eckig, Neigungswinkel 45°—50°, mitteldick — dann zeigt uns die Tabelle Grösse 2. — Wir nehmen nun an, der so Schreibende ändere auf Ersuchen oder aus Verstellungsbestrebung seine Handschrift dadurch, dass er so dünn wie möglich schreibt. Damit kommt dieselbe unter die Druckkategorie „schwach" zu stehen. Durch diese Aenderung brauchen die übrigen Factoren nicht getroffen zu werden. In gewissen Fällen wird die ganze Handschrift zugleich kleiner. Dies braucht aber das Verhältnis h:th nicht zu verändern; denn die Verkleinerung tritt durchweg gleich stark in verticaler wie in horizontaler Richtung ein. In dem neuen Fall haben wir also: h < th, eckig, Winkel 45°—50°, schwach; und dafür zeigt uns die Tabelle Grösse 3. — Oder es versucht einer seine Handschrift in der Weise zu verstellen, dass er so gross wie möglich schreibt. Dann tritt in manchen Fällen eine völlige Verschiebung von h : th ein, weil die einen dabei besonders in horizontaler, die andern vorwiegend in verticaler Richtung vergrössern; und die Tabelle zeigt uns abermals verschiedene Körperlängen. Wenn man uns dies nicht glauben will — nun so hat uns glücklicherweise Herr Wächtler selbst besseres Material zu seiner eigenen Widerlegung an die Hand gegeben. Er hat nämlich in einem kleinen Aufsatz: „Schrift-Entstellungen"[8]) in anerkennenswerter Weise dargelegt, welche Veränderungen die Handschrift erleidet durch blosse Aenderungen der Hand-, Federhalter-, und Federspitzenstellung. Es ist kaum zu begreifen, wie es ihm dabei entgehen konnte, dass diese Aenderungen seiner tabellarischen Weisheit aufs bündigste widersprechen. Nehmen wir ein Beispiel. Jemand schreibe t > th, eckig, mittel-dick, Neigungswinkel 45°—50°. Die Tabelle zeigt uns Grösse 3. Derselbe wende nun, um seine Schrift zu verstellen, die von Herrn Wächtler sogenannte „verkürzte Handhaltung" an. Dadurch wird die Schrift nach Herrn Wächtlers eigenen und zwar ausnahmsweise zutreffenden Angaben spitzer, steiler und erreicht „in verticaler Richtung bei weitem nicht die Normal-Höhe." Das Verhältnis h : th kann sich also umkehren, der Winkel kann zwischen 65° und 90° zu liegen kommen, sodass wir nunmehr haben: h < th, eckig, mitteldick, Winkel 65°—90° Und hierfür zeigt uns die Tabelle Grösse 1. — Und was wir hier für einen Fall ausgeführt haben, das kann man noch für beliebig viele andere thun. Das heisst aber: eine blosse Aenderung der Hand- oder Federhalter-Stellung genügt, um eine Handschrift derart zu verstellen, dass sie uns nach der Tabelle eine andere Zahl für die Körperlänge des Urhebers ergiebt. Damit fällt das Wächtler'sche Tabellenwissen endgiltig und vollständig in sich zusammen. Man erwäge bei sich selbst, welcher heillose Unfug daraus erwüchse, wenn man sich in gerichtlichen Fällen ernstlich einer solchen Scheinwissenschaft bedienen wollte!

Herr Wächtler hat später, wie gesagt, noch eine Art psychologischer Erläuterung seiner unbewiesenen und nunmehr widerlegten Behauptungen zu geben versucht.[9]) Wir wundern uns, dass die Redaction nachsichtig genug war, diese Ausführungen — wenn auch mit einer entschuldigenden Bemerkung versehen — überhaupt aufzunehmen; denn sie bleiben in der That unter der Kritik. Während die früheren Tabellen wenigstens an der Hand verständlicher Begriffe entworfen wurden, so unternimmt es Herr Wächtler hier, mit seinen charakterologischen Privatbegriffen

[7]) Vergl. *Berichte 1897*. Seite 78. Ferner: *Graphol. Monatshefte 1899*. No. II. Seite 21.

[8]) *Berichte 1898*. Seite 105.

[9]) *Graphologische Monatshefte. II.* Seite 21.

vorgenommen wurden. In jedem dieser Fälle sei es mit Hilfe des obenerwähnten Systems gelungen, den Betrug aufzudecken. Dokumente, amtlicher und gerichtlicher Natur, sowie wichtige Dokumente überhaupt, sollten seiner Meinung nach nicht auf der Schreibmaschine angefertigt werden. Während die meisten amerikanischen Staaten diese Verfügung bereits durchgesetzt haben, ist im Staate New-York die Schreibmaschine fast in allen öffentlichen Aemtern im Gebrauche, was gelegentlich zu den grössten Missbräuchen und Ungehörigkeiten Veranlassung geben könne.

Paris. Die Urheberschaft des Bordereaus wurde bekanntlich Anfangs Juni von Esterhazy eingestanden; er behauptete es auf Befehl Sandherr's geschrieben zu haben. Anlässlich dieses Eingeständnisses veröffentlichte kürzlich (16. Juli) „La Fronde" den Text des Gutachtens der Sachverständigen Conard Bellhomme und Varinard über die ihnen am 14. Dez. 1897 vorgelegte Frage, ob das Bordereau von Esterhazy geschrieben sei; die drei Sachverständigen hatten diese Frage verneint und blieben ja auch in den späteren Processen bei ihrer Ansicht, dass Dreyfus das Bordereau geschriebeu habe. Die Veröffentlichung der „Fronde" ist ein interessantes, lehrreiches Dokument für alle gerichtlichen Schreibsachverständigen.

Tübingen, 13. Juni 1899. Der Buchhalter W. war vor einiger Zeit vom Amtsgericht Urach wegen Beleidigung des Tuchmachers K., begangen durch einen anonymen Brief von gemeinster Anschuldigung, verurteilt worden. Ausschlaggebend war hierbei das Gutachten des Stuttgarter Schreibsachverständigen und Oberlehrer Hartmann gewesen, welcher den Angeklagten mit Betimmtheit als den Urheber des anonymen Briefes bezeichnete. Der Angeklagte legte jedoch Berufung ein. Als weitere Sachverständige waren geladen die Herren Oberlehrer Bräuchle von Tübingen und Hans H. Busse. In der heutigen Hauptverhandlung vor dem hiesigen K. Landgericht blieb der Sachverständige Hartmann bei seinem früheren Gutachten, zu welchem er durch Fixierung einiger Aehnlickkeiten zwischen der Handschrift des Angeklagten und dem anonymen Briefe gelangte. Der Sachverständige Bräuchle widersprach dem Gutachten seines Collegen und entwickelte in durchaus sachgemässer, trefflicher Weise die Gründe, welche ihn zu der Ansicht der Nicht-Identität führten; besonders beachtenswert war die psychologisch-durchdachte Darlegung vom Werte der vorhandenen Differenzen Der Sachverständige Busse konnte sich völlig den Ausführungen der vorigen Sachverständigen anschliessen und zeigte ausserdem noch, dass das anonyme Schriftstück überhaupt nicht von einer männlichen, sondern von iner weiblichen Person herrühren müsse. Das Gericht erkannte demgemäss auf kostenlose Freisprechung des Angeklagten und auf Tragung sämmtlicher Kosten seitens des Klägers.

Varia.

Graphologen-Congress. Der Vorstand der französischen „Société de Graphologie" hatte in seiner Sitzung vom 17. Juni 98 beschlossen, bei allen für Graphologie interessierten Personen anzufragen, ob sie die Veranstaltung eines Graphologen-Congresses während der Pariser Weltausstellung im nächsten Jahre für zweckmässig hielten. In der Sitzung vom 1. Juli gab der Präsident, M. Dépoin, bekannt, dass seine Collegen und die Mitarbeiter sich für die Abhaltung eines Congresses ausgesprochen hätten.

Damit dürfte die Einberufung eines Congresses beschlossen sein. Zuvor wird jedoch noch an alle Graphologen und graphologisch interessierten Persönlichkeiten ein Rundschreiben mit verschiedenen Fragen gerichtet werden. Wir werden hierauf und auf den weiteren Verlauf dieses Unternehmens später zurückkommen.

Die Veranstaltung eines Graphologen-Congresses erscheint uns im Prinzip durchaus wünschenswert; ebenso wäre Paris, die Heimat der Graphologie, der geeignetste Platz zu einer derartigen ersten Zusammenkunft: und endlich drängten gegenwärtig besonders zwei Fragen zu einer collectiven Beantwortung seitens der Graphologen, nämlich:

1. Welche allgemeine Vorbildung und fachmännische Ausbildung der Graphologen ist zu fordern?

2. Wie stehen gerichtliche Schriftexpertise und Graphologie zu einander? (Mit besonderer Rücksicht auf den Fall Dreyfus u. dgl.)

Trotzdem fürchten wir, dass der Zeitpunkt zur Veranstaltung eines Congresses für wissenschaftliche Graphologie gegenwärtig noch nicht gekommen ist.

Wohl scheint ja, nach einer Notiz in É. de Vars „Histoire de Graphologie" (S. 67 Anmerk.) bereits im Jahre 1879 ein Graphologen-Congress stattgefunden zu haben. Es ist da die Rede von der Gründung der französischen „Société de Graphologie", welche alle französischen und ausländischen Graphologen umfassen; dann heisst es weiter: „Son premier congrès se tiendra en 1879, dans la belle saison au château Montausier, près de Baignes (Charente), résidence d'été de M. Michon." In

der That aber war dieser erste Graphologen-Congress ein sommerlicher Besuch von Adrien Varinard bei S. H. Michon; da übrigens É de Vars bereits im Mai 1877 gestorben war, so dürfte auch nicht ihr das Verdienst gebühren, jenen ersten Graphologen-Congress erfunden zu haben.

In Deutschland wurde bereits Ende 1894 einmal die Frage nach Einberufung eines graphologischen Congresses verschiedenen damaligen Vertretern der Graphologie vorgelegt; man verhielt sich aber allgemein ablehnend.

Zwei Jahre später erschien jedoch die Graphologie neben anderen neuen Forschungsgebieten (Kinder- und Völker-Psychologie) in dem weiteren Rahmen der Psychologie auf dem III. internationalen Psychologen-Congress zu München; die einschlägigen Vorträge hielten Prof. Preyer und Rektor Ufer; weitere Graphologen hatten sich nicht beteiligt. In Deutschland haben sich eben bis vor einigen Jahren nur wenige wissenschaftlich geschulte Personen mit Graphologie beschäftigt. Ob Frankreich in dieser Beziehung sehr viel günstiger dasteht, möchten wir bezweifeln in Erinnerung an mancherlei Aeusserungen französischer Gelehrter; (vgl. „Enquête sur la Graphologie". Von Friedrich Huch. In „Berichte" 1898, S. 99 ff.) Es würde uns aber freuen, wenn sich unsere Befürchtungen als unberechtigt erweisen sollten. Jedenfalls darf die französische „Société de Graphologie" darauf rechnen, dass wir ihrem Unternehmen eine warme Sympathie entgegenbringen! *B.*

Litteratur.

Grand, Sarah, *The modern man and maid.* (London, Horace Marshall & Son, 1898, 1/—).

Ludwig Klages hat neulich *(„Graphol. Monatsh." No. 1, 2, 3)* und wohl mit Recht auf unsere ungenügende Kenntnis des Charakters im Allgemeinen hingewiesen. Das Gebiet ist noch dunkel, die Untersuchungen mangelhaft und in den bessern Fällen doch noch einseitig. Unter dieser Voraussetzung muss uns jeder gute Baustein willkommen sein, mag er ein wissenschaftliches Gepräge tragen oder nicht; es lässt sich sogar denken, dass die nicht wissenschaftlichen Werke wegen des mehr anregenden Inhaltes zur Vorbereitung vorläufig gerade den Vorzug verdienen.

Von diesem Standpunkte möchte ich Sarah Grand's letztes Werkchen betrachten. Obschon in Bezug auf Umfang und Reichhaltigkeit weit hinter Knigge's Umgang mit Menschen stehend, ist es, was die Sorgfalt der Bearbeitung betrifft, diesem Werke durchaus ebenbürtig. Das Büchlein ist sehr unterhaltend, durchaus nicht dogmatisch, vielmehr plaudert es, und es plaudert in belehrender Weise etwa wie ein psychologisch Gebildeter mit uns plaudern würde über moderne Zustände.

Die Abschnitte sind bezeichnend für den Inhalt und würden auf deutsch heissen:

Die moderne Jungfer.
Der moderne Jüngling.
Ueber die Wahl eines Weibes.
Ueber die Wahl eines Gatten.

Rührend einerseits und scharf andererseits ist ihre vergleichende Schilderung des altruistischen und egoistischen Jünglings, obschon sie wohl zu einseitig den Altruismus gerade mit dem Militär und den Egoismus mit dem Gelehrtenstand verbindet. Mit wahrem Pathos sagt sie dort u. m. (S. 51): „Derjenige, welchem es gelingt sich zu unterscheiden nach Ueberstehung des tötenden Prozesses der englischen akademischen Ausbildung, muss wohl ein grosser Mann sein."

Vielleicht liegt hierin wie auch in ihrer hohen Schätzung des würdevollen und Achtung erzwingenden Auftretens des englischen Jünglings ein weibliches wie auch ein nationales Gepräge, nichtsdestoweniger sollen wir das Werkchen willkommen heissen. Die salonfähige Ausstattung ist dem Inhalte durchaus angepasst.

Es wäre als eine schöne Aufgabe für die Graphologen zu betrachten, derartige Werke und Werkchen sorgfältig zu verzeichnen. Ihre Seltenheit macht es schwer sie aufzufinden, seien wir also eifrig im Sammeln.

H. W. Cornelis.

Graph. *Sainte Thérèse; étude graphologique. (Réponse à des questions posées par un savant doublé d'un médecin, ami des Carmes).* (Charles Douniol, P. Téqui libraire-éditeur 8, Paris, 16 Seiten, 1898.)

Der Broschüre ist ein Facsimile beigegeben, das entnommen ist aus den veröffentlichten Werken der Ste. Thérèse (in Madrid erschienen). Zunächst fragt der Arzt den Graphologen nach dem Geschlecht und dem pathologischen Zustand des Schreibers, sodann nach dessen intellectuellen und moralischen Vorzügen und Mängeln. Die Beantwortung dieser Fragen befriedigte den Arzt bis auf die Frage nach dem pathologischen Zustand des Schreibers, weshalb dem Graphologen die weitere Frage vorgelegt wurde, ob die betreffende Person u. a. hysterisch sei, welche Frage der Graphologe bejahte. Dieser letzten Ansicht, der, wie der betreffende Arzt bemerkt, ein Père Han und ein docteur Perales zustimmen, steht die gegenteilige Ansicht vieler anderer gegenüber, der sich auch bedeutende Aerzte anschliessen. — Seine Zufriedenheit mit der graphologischen

Skizze im allgemeinen drückt der Arzt mit den Worten aus: „Votre science graphologique donne à votre affirmation une importance considérable. Votre portrait au triple point de vue moral intellectuel et esthétique est véritablement merveilleux, il y a des preuves d'une remarquable délicatesse d'analyse.“ — Einige Ungenauigkeiten berührend, fährt der Arzt fort: „ . . . ne jettent pas même une ombre sur le magnifique tableau que vous avez peint.“ — Er schliesst mit folgenden Worten: „On n'est pas plus aimable et plus bienveillant que le savant docteur pour un bien modeste Graphologue. La graphologie n'est qu'à son berceau, elle n'a pas dit son dernier mot.“ —

Hans Schneickert.

Langenbruch, U. *Guthmann-Graphologen.* (In: „Die Zukunft.“ 1899, No. 32. S. 277—280).

Der Aufsatz giebt ein gutes Résumé der Rollen, welche die Schreibsachverständigen in dem bekannten Prozesse gespielt haben. Besonders eingehend und richtig wird die 58°-Grad Theorie des Schulrat a. D. Dr. Grabow beleuchtet. Daneben finden sich verschiedene amusante Bemerkungen über Gerichtssaal und Tagespresse, über unsaubere Elemente, die graphologische Gesellschaften gründen, über preussische Gerichtsbehörden und Graphologie über die Wertlosigkeit der Theorien, wobei sogar ein „Citat“ aus Nietzsche herhalten muss: „Der Wille zum System ist schon eine Unehrlichkeit.“ Der Gipfel der Ehrlichkeit ist doch noch immer die Saure-Trauben-Philosophie.

Mauthner, Fritz. *Graphologie. Keine Kritik des Mordprocesses Guthmann.* (Im „Berliner Tageblatt“ Nr. 215. 28. April 1899.

Populäre anti-graphologische Weisheit von rechter Fadenscheinigkeit wird dem au[illegible] klärungsbedürftigen Berlin hier dargebot[illegible] Der Aufsatz ist — wenn wir für „dumm“ [illegible] höfliches Wort sehen sollen — unvorsic[illegible] es ist bedauerlich, dass der Name [illegible] Mauthner“ darunter steht. Der Aut[illegible] er hätte sich kritisch lange genug [illegible] vermeintlichen Wissenschaft Graph[illegible] schäftigt, „um wenigstens mit ein[illegible] Ueberzeugung vor ihrem ernst[illegible] brauche warnen zu dürfen.“ L[illegible] wir nicht, was Mauthner unter [illegible] „lange“ versteht; Kenntnisna[illegible] liegenden Experimental-Grapholog[illegible] ne Nachprüfung ihrer Ergebnisse [illegible] beispielsweise gänzlich zu fehlen.

Teut.



Zur gefl. Notiznahme. *Redaktionelle Sendungen (Aufsätze, Mitteilungen, Recensenda) sind zu richten nach München, Neureuther-Str. 3.*

Für die Redaktion verantwortlich: Hans H. Busse, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München

…inen Stich ins Groteske hinzufügend. Man beachte doch …geschlachten Schwere der Grundstriche jene zerrissenen …er, unmittelbar an die Unterbrechung eine jähe, un-

… fragte mich: Wie geht das zu? Hat C. F. Meyer … überschritten? Das Schriftbild von 1888 zeigt

(*Ein Schrif…* … sittlich?) in absteigender Linie.

…urch einen gemeinsamen Bekannten mehrere …te zu grösstem Leidwesen eine Steigerung … die mir einen Schatten auf das edle …en drohten. Kurzer Hand entschlossen, … jedem jungen Wissen anklebt, ein …lers und sandte es ihm selbst zu, …ten. Insonderheit erbot ich mir …nes Erachtens dürften sie auf …ginnendem Herzleiden, etwa …ellungen aber müsste ich …reiben, die einem edlen … das Lieblingslaster der …rk und Bärenschinken …ensaft anfeuchteten. …ng. So konstatirte …es Urenkels der …er gewordene …ntellektuellen …gut auf die …nnistrieb …n, er- …ner-

Zu wissen… uns modernen… uns unbefangen… erkennen, das… und empfunden… statt des Geiste… mente zu zer… sehen. Als Mittel … diesem litterarischen Gebiete … ausschliesslichen Spezialisirung … tasmen verirren, der Suggestion erliegen … litterarischen Feinschmeckerei befleissigt, ist … Eindruck, den er nach dem Lesen der Werke vom Dichter … der Vorstellung zu vergleichen, welche die unmittelbare A… Handschrift hervorruft. Beide wird er in Einklang zu bringen suchen … bemühen, einen möglichst geringen Bruch bei der Lösung des Exempels … zu lassen.

Fig. 1. — 1881.

In der Schrift des Schweizer Poeten C. F. Meyer haben wir es zunächst mit einer äusserst heiklen Frage zu thun: Wo finden wir die schmale Grenzlinie zwischen dem Normalen und dem Pathologischen im Menschen? Hieraus ergibt sich als zweite Frage: Wie ist es um die Wiederspiegelung jenes so häufig unmerklichen Ueberganges bestellt?

Behufs dieser Forschung bot sich mir in den Schorer'schen Albums „Aus Sturm und Noth“ und „In Luft und Sonne“ ein willkommener Anhalt. Die zwei darin enthaltenen Schriftproben von Meyer tragen die Jahreszahl 1881 und 1888. Zunächst deckten beide Schriftproben sich nicht ganz mit dem Bilde, das sich meine Einbildungskraft von dem Dichter geschaffen. Aus den mächtigen Zügen sprach bedeutend mehr Derbes, Urwüchsiges, als ich vorausgesetzt hatte. Das kam mit Fug und Recht auf Rechnung des freien Schweizers, der den steifen Nacken nie in ein unliebsames Joch hatte beugen müssen. Ich brauchte nur Jürg Jenatsch wieder zu lesen, um mein Phantasiebild in Uebereinstimmung mit den Schriftzügen von anno 1881 zu bringen.

Aber in den sieben Jahren von 1881—1888 war die Schrift in ihrer Entwicklung gar seltsame Wege gegangen. Eine schwer wiegende Veränderung war mit ihr aufgetreten, die sie mit eins zu einem fesselnden graphologischen Problem gestalteten.

Fig. 2. — 1888.

Hier lag mir zunächst die Handschrift vom Jahre 1881 vor: eine durchaus normale, geistig und körperlich das Gleichgewicht wahrende Schrift mit kräftigen Grundstrichen und starken Schwellungen neben zarten Haarstrichen Dies ergab eine Persönlichkeit, die eines gleichzeitig starken, tiefen und zarten Empfindens zugleich fähig und mächtig war, so ganz germanisch in der gewissen ihr anhaftenden Schwerfälligkeit, die sich mit goldenem Humor und anmutiger Schalkhaftigkeit paarte. (Bewegte Schrift und „Humoranstriche").

Dagegen gehalten muthet Einem die Schrift vom Jahre 1888 ganz seltsam an. Ein ander Bild, eine Superfetation des früheren, tritt vor unser befremdetes Auge, einen, sozusagen, fliessenden Gegensatz dazu bildend; dem früheren rein

ästhetischen Eindruck einen Stich ins Groteske hinzufügend. Man beachte doch nur neben der gänzlich ungeschlachten Schwere der Grundstriche jene zerrissenen Schlingen, innerhalb welcher, unmittelbar an die Unterbrechung eine jähe, unförmliche Schwellung ansetzt.

Ich sah, ich staunte und fragte mich: Wie geht das zu? Hat C. F. Meyer den Höhepunkt seines Schaffens überschritten? Das Schriftbild von 1888 zeigt ihn geistig und körperlich (ob auch sittlich?) in absteigender Linie.

Zwei Jahre später erhielt ich durch einen gemeinsamen Bekannten mehrere Selbstschriften des Dichters und musste zu grösstem Leidwesen eine Steigerung jener Eigenthümlichkeiten wahrnehmen, die mir einen Schatten auf das edle Bild des so hoch verehrten Mannes zu werfen drohten. Kurzer Hand entschlossen, entwarf ich mit der Vermessenheit, die jedem jungen Wissen anklebt, ein Charakterbild des Menschen und Schriftstellers und sandte es ihm selbst zu, durch Vermittlung jenes gemeinsamen Bekannten. Insonderheit erbot ich mir Aufklärung über jene abgerissenen Züge. Meines Erachtens dürften sie auf Beklemmungen beruhen, deren Ursache wohl in beginnendem Herzleiden, etwa Verfettung, zu suchen sei. Jene unliebsamen Schwellungen aber müsste ich wohl oder übel einer Genussfreudigkeit zu Gute schreiben, die einem edlen Tropfen und guten Bissen durchaus nicht abhold ist: das Lieblingslaster der alten Alemannen, seiner Vorfahren, die sich an Rennthiermark und Bärenschinken gütlich thaten und sie nach Gebühr mit Meth und Gerstensaft anfeuchteten. Das also historisch Ererbte hat immer eine gewisse Berechtigung. So konstatirte ich denn mit gebührendem Verständniss den „guten Fall" des Urenkels der trunkfesten Pfahlbauern. — Der gegen 1881 bedeutend geringer gewordene Neigungswinkel zeigte den Uebergang von der sensiblen zur mehr intellektuellen Periode an (45—55 Jahr). So konnte ich diese Schwellungen nicht gut auf die Rechnung verliebter Neigungen setzen, von etwaigem spontanem Johannistrieb abgesehen.

Einen bedeutenden Mann von sich selbst Zeugniss ablegen zu hören, ermangelt selten eines gewissen Reizes. So stehe ich denn nicht an, jene persönlichen Aufschlüsse hier wörtlich folgen zu lassen.

„Im Ganzen hat die Frau Baronin nicht so fehl geschossen. Zwar der Hauptgrund meines harten Schreibens ist offenbar, dass ich die Feder zwischen Daumen und nicht Zeigefinger, sondern Mittelfinger halte, da der erstere gelegentlich erfroren ist Auch bin ich, Gottlob nicht herzleidend, beuge aber doch, bei meinem Embonpoint, einer Verfettung durch die bekannten Mittel vor. Und wenn ich mit meinen Jugendfreunden, deren leider immer weniger werden, lustig und selbst ungestüm werden kann und Dinge rede, die mich hernach reuen, so ist doch wahr, dass ich unter Umständen, z B. bei Vorstellungen eine gewisse bürgerliche Gravität und Umständlichkeit besitze, über die ich selbst im Stillen lächle. Auf das Ethische kann ich nicht eintreten: wer kennt sich selber? Individuum ineffabile. Mein Hauptsorgen jedenfalls ist der Gerechtigkeitssinn.

Die Appreciationen der Frau von Sternberg sind gar nicht übel . . . .

. . . .

Und Schade für uns alle, dass diese oder jene Fee nicht an unserer Wiege stand! Schade!

Nun aber bin ich brav gewesen!

Freundlichst Ihr C. F. Meyer".

Die Feststellung starker Wohlbeleibtheit als muthmassliche Ursache der abgerissenen Schlingen befriedigte mich. Die Thatsache entsprach zudem vollkommen meinen an Fettleibigen angestellten Beobachtungen.

Das Schnaufen, tiefe Athemholen, gelegentliche Stehnbleiben auf Spaziergängen, bietet ein Analogon zu jenen Unterbrechungen in den Schlingen, die der Schrift aus den Jahren 1888—91 einen so befremdlichen Charakter verleihen. Mithin musste doch das ungebührliche Anwachsen des blühenden Fettes im Laufe der drei Jahre bedrohliche Fortschritte zu verzeichnen haben, wenn ernste Maassregeln dagegen getroffen werden mussten.

Dem Gebrauch des Mittelfingers aber die starken Schwellungen beizumessen, dagegen sträubte sich Alles, was mir an Logik und Erfahrung eignete. Probiren aber geht über Studiren. Flugs setzte ich meinen Zeigefinger in den Ruhestand, Daumen und Zeigefinger mir allein beim Schreiben dienstlich machend. Und siehe da, ich hätte von Anfang an darauf schwören mögen, meine Handschrift blieb im Wesentlichen unverändert, indess zufolge des vorerst geringeren Muskeldruckes — zwei Finger leisten offenbar weniger Arbeit, denn drei — die Grundstriche und die Schwellungen an den Schlingen minder stark geriethen. Natürlich ermüdete die Hand bei dieser ungewöhnlichen Federhaltung ungleich rascher denn sonst, da ich eine vorläufig noch ungeübte Muskelgruppe in Thätigkeit setzte.

Gewöhnt sich die Hand, erstarkt diese Muskelgruppe, dann — so darf ich mit Sicherheit annehmen — muss die Schrift in Bälde ihr übliches Aussehen annehmen. Einige Jahre später, 1894 und 1895, haben die berühmten Experimente Preyer's die Richtigkeit dieser meiner Schlussfolgerungen auf breiterer Grundlage erwiesen und sie psychologisch sowohl als physiologisch begründet. Einstweilen musste ich mich bis auf Weiteres bescheiden, ward aber nicht müde dem Auftreten der Ursache von ähnlichen Schwellungen nachzuforschen. Sie sind, so fand ich, stete Begleiterscheinungen der gesteigerten, bisweilen übermässig gesteigerten, weil Ausschreitungen bedingenden, Lebenskraft. Sie zeigen Vitalität an, gestützt anf das Vorhandensein von rothen Blutkörperchen, also von Eisen im Blute. Bleichsucht und Blutarmuth führen die entgegengesetzten Erscheinungen mit sich.

Man lernt viel, wenn man die Genesis eines besonderen Zuges in einer bestimmten Schrift gründlich studirt. Am besten geschieht dies natürlich in der rückläufigen Beobachtung der eigenen Hand, falls Einem Tagebücher und Briefe zu Gebote stehen. Ich befand mich in der glücklichen Lage über ein umfangreiches derartiges Material zu gebieten, ausplaudender und an Aufschlüssen ergiebiger, als mir je eine fremde Schrift sie hätte bieten können. Denn, ganz abgesehen von der Erinnerung, stand mir doch der Inhalt des Textes jederzeit Red und Antwort, über die jeweilige Gemüthsverfassung, deren getreuen Niederschlag die Schriftzüge darstellen. Hier konnte bei Vergleichung der beiden Zeugen schwerlich ein Irrthum mit unterlaufen. Von 17—21 Jahren fand ich bei mir diese (natürlich in weit geringerem Maasse) plötzlich stark ansetzenden Schwellungen vor. Zeitlich fielen sie zusammen mit überschwellender Kraft und Leistungsfähigkeit, Gesundheit, Vollblütigkeit, raschem sich Verlieben und Hang zu Süssigkeiten. Mit dem Ebben dieser Lebenswelle schwanden die charakter istischen Schwellungen ganz und gar und zugleich mit dem Eintritt in eine mehr sentimentale, melancholische Periode, verlor sich die leidenschaftliche Neigung

zu Süssigkeiten, die wohl in den Wachsthumsbedingungen des jugendlichen Körpers begründet und somit, nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft vollkommen berechtigt war.

Wofern wir uns nun wieder zur Schrift Meyers wenden, muss es uns nicht bedünken, als wenn wir hier einem starken Aufflammen der Lebenskraft gegenüberstünden, das auch litterarische Fruchtbarkeit nach sich zu ziehen pflegt. Albert Möbius („Das Pathologische bei Goethe") vermisst sich mehrere solcher Perioden von Liebesleidenschaft und nachfolgender Produktivität festzustellen. Aber keine jener Gefühlsphasen weist, meines Wissens und Erachtens, eine auch nur vorübergehende derartige pathologische Entstellung der Schrift auf, indess wir es bei Meyer mit einem förmlich krankhaften, einer Entgleisung gleich zu achtenden Abweichung von Maass und Schönheit zu thun haben. Kann man etwa, zu rationeller Erklärung, die Hypothese aufstellen, dass jenes Phänomen bei Meyer bis zur Erschöpfung intensiv aufgetreten ist und schlimme Folgen nach sich ziehen musste? Diese Reflexion drängte sich mir nachträglich auf, nachdem es dem Leben selbst vorbehalten war, eine jähe Lösung der Frage herbeizuführen. 1893 erkrankte C. F. Meyer geistig und musste zeitweilig in einer Heilanstalt verweilen, aus der er geistig gesund und ernüchtert, aber herabgestimmt, an Schaffens- und Lebenskraft gemindert, hervorging. Dies bezeugt eine Schriftprobe vom Jahre 1895. (Fig. 3.)

Der Grundton der Resignation, die stille verhaltene Wehmuth, die hier durchzittert, findet im Charakter der Schrift ihr Widerspiel, jedem graphologisch geschulten Auge ersichtbar. So und nicht anders müsste uns auch die erste Niederschrift des Goetheschen Spruches anmuthen: „Ein alter Mann ist stets ein König Lear". — So schreibt ein müder, mehr geistig als körperlich gebrochener Greis, dem die Tage und Jahre nicht mehr bringen, nur nehmen, unaufhaltsam nehmen. — Wohl sind ihm die schönen feierlichen Druckformen der Grossbuchstaben treu geblieben und mit ihnen seine stete Weggenossin, die im getragenen, klangvollen, seinen Lesern vertrauten Rhytmus daherschreitet.

Aber man vergleiche die gesunde Schrift von 1881, die ihn offenbar auf der Höhe des Daseins zeigt. Wie ängstlich klein, wie eng bemessen, wie mehr kalligraphisch erscheint diese dagegen! Die augenfälligste Veränderung sehe ich in der Enge der Schrift, vornehmlich der Grossbuchstaben und in dem Fortfallen der Schwellungen und Abbrechungen, womit eine erhebliche Abmagerung Hand in Hand gegangen sein müsste. Beides weist darauf hin, dass ihm jener Ueberschuss an Kraft und Geist mangelt, der gleich unerlässlich ist zur Produktivität, wie zur Genussfähigkeit. Hier überwacht er sich ängstlich; bemisst und regelt all seine Gemüths- und Schriftbewegungen. In der weiten geneigten Schrift vom Jahre 1881 spricht sich seine Zuversicht, sein maasvolles Sichgehnlassen und damit auch sein frisches fröhliches Behagen aus. Hieraus erwächst eine Persönlichkeit, die sich wohl fühlt in der eigenen Haut und — bei so grosser Schrift kann man füglich weiter schliessen — einen breiten Lebenszuschnitt gewohnt ist. So tritt ein behäbiger Patrizier auf, welcher der guten Stunde wahrnimmt, kein Tintenkuli, der um des Lebens Nothdurft wegen krampfhaft die Muse kitzelt. Wess Feder solche Züge entquellen, der folgt getrost dem Gotte in der eigenen Brust. In den nicht ungebührlich hervortretenden Schwellungen der Schlingen bekundet sich feurige, doch wohl gezügelte Mannes- und Lebenskraft. Hiemit stimmt der Punkt hinter dem Namen, der

Heute fanden meine Schritte mein vergessnes Jugendthal,
Seine Sohle lag verödet, seine Berge standen kahl.
Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunkeln Höhn —
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.
Drüben dort in schilfgem Grunde, wo die müde Lache liegt,
Hat zu meiner Jugendstunde sich lebendge Flut gewiegt,
Durch die Haiden, durch die Weiden ging ein wandernd Herdgetön —
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

Kilchberg 20 Febr. 1895

Conrad Ferdinand Meyer.

Fig. 3 — 1895.

von Selbstbeobachtung, von Vorsicht und Berücksichtigung der öffentlichen Meinung zeugt. Wir sehen, dass er von 1881 an diesen Punkt fallen lässt, stand er doch damals auch auf dem Gipfel des sich stets mehrenden Ruhmes.

In der Schrift von 1895 ist er zu diesem Punkte nothgedrungen zurückgekehrt, nachdem er ihn bei vier Unterschriften, die mir aus den Jahren 1888 bis 1891 zu Gebote stehen, ausser Acht gesetzt. Die Entkräftung müsste verminderten Muskeldruck nach sich ziehen, der abschwächend auf die Wucht der Grundstriche und die Fülle der Schwellungen einwirkt. Wer diese Voraussetzung eine willkürliche schelten möchte, der bemühe sich einmal die Schrift Meyer's von 1881—1891 nachzubilden; er wird inne werden, dass eine bedeutende Anstrengung von Nöthen ist, um solch' eine Federspaltung und mit ihr die angeschwollenen Schlingen hervorzubringen.

In dem Abweichen von der erst maassvollen, sodann übermässig gesteigerten Eigenart zeigt sich eine Persönlichkeitsverkümmerung, ein trauriges Ergebnis des abgelaufenen Krankheitsprozesses. Stände uns seine Schrift aus der Zeit des geistigen Leidens zur Verfügung, sie böte uns ein wesentlich anderes Bild der Entartung. Die Schrift von 1895 spiegelt lediglich den Beginn der Greisenhaftigkeit wieder. Wie aber haben wir uns jene Zeit der geistigen Umnachtung wohl zu denken? An der Hand der thatsächlichen Entwicklung der Schrift kann der Graphologe zu leidlich sicheren Schlussfolgerungen gelangen. Hiezu genügt das Charakterbild vom Jahre 1881 auf seine Verschiedenheit mit dem von 1888--1891 hin zu prüfen und sodann Richtung und Grad der Wandlung festzustellen. Jenes Facsimile vom Jahre 1881 bekundet vor Allem, das was den Dichter macht, ein Herz mit lebhaftem Empfindungsvermögen, das Herrschaft über seine Gefühle anstrebt, wozu Gründlichkeit, mit Klarheit im Bunde, ihm Mittel und Wege weisen. Die Schwere der Schrift — neben Steigung und Weite deren Hauptmerkmal — zeugt von Intensivem Selbsterleben, dem zweiten Haupterforderniss für den Poeten. Dies nachdrückliche Auskosten des Empfundenen, diese Vertiefung will Sammlung und Einsamkeit, nicht Zerstreuung durch mannigfaltige äussere Eindrücke.

Seine Sturm- und Drangperiode, welche jedenfalls einen grösseren Neigungswinkel aufweisen dürfte, liegt 1889 um ein Viertel-Jahrhundert hinter ihm zurück, falls anders er jemals ein so tolles Gähren des Mostes au sich erfahren. Man möchte es schier bezweifeln, zumal nichts in seinem dichterischen Schaffen eine Hindeutung darauf enthält.

Ein nicht völlig ausgeglichener Gegensatz liegt in den langen dünnen t-strichen (grosse Lebendigkeit und Mangel an konzentrirter Willenskraft) und den Rundungen, die auf eine intellektuelle aber nachgiebige Natur deuten, wenn wir zur Vergleichung hinzuziehen die sorgsam gesetzten i-Punkte, die Haken- und Keulenendungen, aus denen Bedacht, Genauigkeit, Zähigkeit und Entschlossenheit redet. Wir dürfen wohl annehmen, dass diese nur bedingte Willensstärke sich auf das Gebiet des geistigen Schaffens beschränkt, indess die Nachgiebigkeit und Beeinflussbarkeit mehr dem praktischen Handeln und der Gestaltung des äusseren Lebens vorbehalten bleibt.

Wir stehen einem komplexen Wesen gegenüber, einer phantasievollen Natur, mit nicht streng zielbewusster Willenskraft, die, trotz der Lebhaftigkeit des Empfindens, mit ruhiger Beschaulichkeit die gewonnenen Eindrücke in einen Brennpunkt sammelt und verwerthet. Wenn wir diesen Zug mit der

schweren Schrift und dem Neigungswinkel von 45 50 Grad zu einer Resultante vereinigen, so ergiebt dies ein Ueberwiegen des Epikers und Didaktikers über den Lyriker, in just demselben Verhältniss, als uns diese Mischung in seinen Versen und Novellen entgegentritt. Einen höchst mässigen Subjektivismus, dessen der Lyriker weder entrathen kann, noch soll, verrathen nur einige linksstrebige Endungen. Wahr ist's, dass er sein Ich in seinen Dichtungen höchst selten zur Sprache kommen lässt; es tritt fast verschämt auf, zumeist mit einer Betrachtung versetzt, die das subjektive Gefühl in eine höhere allgemeinere Sphäre hinaufhebt. Nie entfloss eine Ich-Novelle seiner Feder, so ganz hierin das Gegenstück zu Theodor Storm, der nie in seiner Prosa den Lyriker verleugnet.

Wäre Karl Busse*), Grapholog, es nähme ihn minder Wunder, Meyer in Versen selten vom hohen Cothurme herabsteigen zu sehen. Leidenschaftliche Liebeslyrik ist seine Sache nicht. Kann man wohl Trauben lesen vom Baume des Hesperiden? Resignation spricht aus einigen Gross- und Langbuchstaben, die die Köpfe hängen lassen. Auf solch eine verharrschte, doch noch immer schmerzhafte Wunde lassen die einzigen Verse schliessen, die einem persönlichen Bekenntniss ähnlich sehen:

„Zu wandern ist das Herz verdammt,
Das seinen Jugendlenz versäumt".

Ein Sprung von 2 Jahren und wir stehen 1888 unvermittelt vor einer gewaltigen Umwandlung. Hat sich eine solche auch in dem äusseren Geschick des Dichters vollzogen? Ja, der unbestrittene Ruhm ist gekommen und ganz Deutschland reicht dem Schweizer den Lorbeer des Dichters. Wie hat nun dieser Erfolg auf sein Selbstgefühl zurückgewirkt? Noch finde ich keine übermässige Steigerung des Selbstbewusstseins, wohl aber ein erhebliches Nachlassen der Selbstbeherrschung. Der mangelnde Punkt nach der Unterschrift, die längeren Schlingen und starken Schwellungen kommen hier namentlich in Betracht.

Einen mehr bedrohlichen Charakter, eine pathologische Physiognomie nehmen vornehmlich die Selbstschriften aus dem Jahre 1891 an. Einzelne breitspurige Grossbuchstaben, so das „R" (Fig. 4) weisen auf eine stark gesteigerte Selbsteinschätzung hin.

Von diesem „R" Meyer's wird der Franzose mit Fug und Recht in bildlicher Rede seiner Anschauung Ausdruck leihen: „Il pontifie" (von pontifex), zu Deutsch also: er wahrt die priesterliche Würde des vates. Auf diese Wahrnehmung stützte sich ja auch jene ihm von mir zugeschriebene Feierlichkeit, die er so bereitwillig zugestand. Doch gesellt sich ihr ein gut Theil angeborner Schüchternheit, die ja stets eine gewisse Unsicherheit und Unausgeglichenheit des Auftretens bedingt. Dess ist vor allem das gedrängte „M" mit seinen fast zusammengeschmolzenen drei Grundstrichen ein augenscheinlicher Beweis, dessgleichen die auffallend hoch und schmal geratenen „O" und „A". Diese Adresse ist noch in soferne bemerkenswerth, als sie im „Z" einen Zug aufweist, den er mit König Ludwig von Bayern gemein hat. Wie bei jenem im Cäsarenwahn befangenen Herrscher das „L", genau so stelzt hier das „Z" einher. Es hat

*) Vergl. „*Die Zukunft*" 1899, Januar; Aufsatz von *Karl Busse* über *C. F. Meyer*.

weniger auf sich, das steht fest, da vor allem die Unterschrift des Selbstbewusstseins und der Selbstvergötterung Aushängeschild darstellt und das „Z“, nichts mit C. F. Meyer zu schaffen hat*).

Fig. 4 — 1891.

Noch andere Veränderungen treten als Begleiterscheinung auf: es dehnen sich die Schlingen nach oben und nach unten, die Klarheit beeinträchtigend, und auf gesteigerte, aber minder geregelte Thätigkeit deutend. Die Endungen steigen weiter aufwärts, manche in beängstigend steiler Richtung, so das Wort „treu“ (Fig. 5), über welchem das u-Zeichen, sich ganz abnorm gestaltend, einem ungefügen riesigen Ausrufungszeichen ähnlich sieht.

Alles das sind Einzelheiten, deren jede für sich betrachtet, keine Ursache zur Besorgniss weckt, deren Summen indess ein ziemliches Maass von Exaltation und Excentrizität ergibt. Ich meine nun, es liesse sich aus diesen verschiedenen Zügen, die über Maas und Ziel hinausschiessen, die Richtung entnehmen, welche die geistige, zeitweilige Entgleisung einschlagen musste. Dahin gestellt lasse ich, ob die Einschränkung des gelegentlichen Kneipens den Gang der Dinge aufgehalten hätte. Da keinerlei ataktische Züge vorliegen, bleibt ein Missbrauch des Alkohol als Krankheitsursache ausgeschlossen. Dem Grössenwahn aber, der in den erwähnten Zügen seinen Schatten vorauswirft, könnte sich auch noch Verfolgungswahn später gesellt haben; der erste eine Ausgeburt des gesteigerten Selbstgefühls, der andere eine Frucht des Unbehagens, der Schüchternheit, welche das verengte und erhöhte „M“ anzeigt.

Ob uns jemals Aufklärung darüber wird? Ich habe bis zur Stunde vergeblich auf Schriftproben und Krankheitsberichte gefahndet.

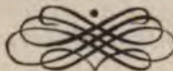
*) Immerhin ist mir ein Fall aus meinem Leben bekannt, wo ich aus urplötzlich in einer nüchternen Geschäftshand auftretenden gestelzten Grossbuchstaben auf einen Fall von akutem Grössenwahn schloss. Es handelte sich um einen selbständig wirthschaftenden Verwalter. Man schickte den Arzt zu ihm aufs Land hinaus und der unterschrieb meine graphologische Diagnose. Der Verwalter starb im Irrenhause.

Natürlich bin ich weit davon entfernt, diesen Verlauf der Schriftentwicklung und der Erkrankung behaupten zu wollen; solche Anmassung liegt mir fern. Ich stelle eben eine Hypothese auf, die sich auf Beobachtungen und mancherlei Analogien stützt. — Im Gesammtbilde der sich lebhaft in Wellenlinien und Rundungen bewegenden Schrift offenbart sich ein riesig gesteigertes Selbstgefühl.

Fig. 5. — 1891.

Dies wirkt beglückend und äussert sich zunächst 1888 und 1891 in gutem behaglichem Humore, dem als Unterlage dient, was der Engländer so treffend mit „Animal Spirits" bezeichnet, sprudelnde Laune und Genussfähigkeit — eben der Ausfluss jener abnorm gesteigerten Vitalität. Mit dem wachsenden Ruhme Schritt haltend hat von 1881—1891 eine Steigerung des Lebens- und Selbstgefühles stattgefunden, so dass wir uns die binnen zwei Jahren nachfolgende Entgleisung nur in einem Fortschreiten auf der einmal beschrittenen, gefährlichen Bahn vorzustellen vermögen.

Ob aber Meyer, während er sich seiner litterarischen Bedeutung im Irrsinn überhob, nicht die glücklichste Zeit seines Daseins durchlebte? Aus schwindelnder Höhe durch die Kunst des Arztes zurückgerufen in die rauhe Wirklichkeit, zu wehmüthiger Erkenntniss der Begrenztheit seiner Bedeutung und der Hinfälligkeit alles Irdischen. — Verse und Schrift von 1895 widersprechen einer solchen Annahme nicht.



Stenographie und Graphologie.

Von
Hans H. Busse.

Mehr und mehr lässt sich ein befruchtendes, belebendes, reformierendes Eingreifen der graphologischen Principien und Erkenntnisse in zahlreiche andere Wissenschaften und Techniken beobachten. Erinnert sei nur an die Bedeutung der Graphologie für die Rechtswissenschaft und für die Psychiatrie. Es ist eigenartig, dass die Graphologie, zunächst auf fernerliegende Gebiete einwirkte, während die Wissenschaften und Techniken, die sich mit der Schrift und dem Schreiben beschäftigen, ziemlich unbeeinflusst blieben, ja zum Theil sich sogar schroff ablehnend verhielten, wie die Diplomatik oder Urkundenlehre. Und doch wird gerade auf allen Gebieten der Schriftkunde und der Schreibkunst die Graphologie einen besonders tiefgehenden Einfluss ausüben, indem sie hier überall zur grösseren Berücksichtigung der allgemeinen wie der individuellen psychophysiologischen Schreibumstände führt. Die Kalligraphie und die Steilschriftbewegung der Schulhygieniker werden so eine Begrenzung und sachgemässe Directive ihrer Bestrebungen erfahren; die Einzelthatsachen aber, welche auf diesen Gebieten fixiert wurden oder unter Berücksichtigung graphologischer Principien fixierbar werden, müssen ihrerseits wiederum eine Bereicherung der graphologischen Erkenntnisse herbeiführen; so z. B. dürften die individuell-verschiedenen, aber constanten „Kalligraphischen Fehler“ die ersten Spuren der Handschrift enthalten; die Entwicklung der Handschrift jedoch ist gegenwärtig noch ein sehr dunkles Gebiet, obwohl ihre Erforschung nicht minder wichtig ist, wie die Psychogenese als Voraussetzung einer Psychologie und Charakterologie.

Eine gleiche, ja vielleicht eine noch reichere Wechselwirkung als in den eben skizzirten Fällen muss sich entwickeln zwischen G r a p h o l o g i e und S t e n o g r a p h i e.

Wir fragen hier zunächst natürlich: Was bietet die Stenographie für uns? Enthalten d i e Schriftgebilde, welche von den einzelnen Schreibern der nach Hunderten zählenden stenographischen Systeme in geübter, zwanglos-schneller Weise hergestellt wurden, enthalten diese Schriftgebilde im einzelnen, sowie in ihrer Zusammenordnung zu Zeilen und Seiten noch jene individuellen Modificationen, die wir gemäss den graphologischen Principien erwarten müssen?

Aber wir werden uns auch fragen müssen: Was kann die Graphologie der Stenographie bieten? Haben die Stenographie-Systeme die psychophysiologischen Principien des Schreibens und besonders des einfachen, deutlichen und schneller Schreibens genügend berücksichtigt?

Eine systematische Beleuchtung des Problems „Graphologie und Stenographie“ nach diesen zwei Richtungen hin ist bislang noch nicht vorgenommen worden und wird auch uns noch nicht möglich sein. Im Einzelnen liegen freilich bereits manche interessante Beobachtungen, theoretische Erwägungen und entsprechende praktische Ausführungen vor. Die Zusammenfassung all dieser litterarischen Fixierungen ist unsere erste gegenwärtige Aufgabe. Nur durch die vorurteilslose Mitarbeit von Stenographen aller Systeme wird es möglich werden, das Problem „Graphologie und Stenographie“ in dem Umfange in Angriff zu nehmen, wie es die Fülle der stenographischen Systeme verlangt in Folge der verschiedenartigen Principien ihrer Zeichen-Bildung und deren Zusammenordnung

Michon hatte die Anwendung seiner graphologischen Principien hauptsächlich an den Handschriften gezeigt, die sich aus der lateinischen Schrift entwickelt hatten. Aber schon Michon betonte, dass auch eine graphologische Bearbeitung von solchen Handschriften möglich wäre, die auf anderen Schrift-Systemen ruhten, also nicht nur etwa von deutschen oder russischen oder griechischen, sondern auch von hebräischen, japanischen und sonstigen Handschriften. Damit war im Princip eine einseitige Zeichendeuterei verworfen, eine Zeichendeuterei, wie sie sich trotzdem schon zu Michon's Lebzeiten entwickelte und sodann in den Jahren 1881—1894 in Frankreich und besonders in Deutschland vielfach herrschte; ihre Vertreter hegten z. B. die Meinung, dass das einzelne grosse lateinische „M", dessen erster Strich höher wie der folgende war, nur Stolz und Selbstbewusstsein bedeute. Gegenwärtig ist dieser Standpunkt bekanntlich überwunden; in Deutschland besonders seit dem Erscheinen von Preyer's „Psychologie des Schreibens" (1895). Bei der handschriftlichen Umgestaltung eines einzelnen Lautzeichens wirken u. a. die Ausdrucksbewegungen mit; sie thun dieses aber auch in analoger Weise bei den übrigen Lautzeichen, bei den Zahlenzeichen, bei den Notenzeichen, kurz bei allen Schriftzeichen. Die Umstände, welche zur Bildung der sogenannten keulenförmigen t-Querstriche führen, können auch eine ähnliche keulenförmige Gestaltung den Querstrichen in dem lateinischen grossen „A", in den römischen Zahlen und in den Noten geben. Ebenso allgemein wirken die ästhetisch-formalen Faktoren. Hierdurch muss also auch eine Graphologie der stenographischen Handschriften möglich sein und zwar um so gründlicher, je mehr die stenographischen Schriftstücke wirklich „Handschriften" und nicht Schönschriften sind. Nun aber erhebt sich aus dem Wesen der Stenographie selbst eine Schwierigkeit

In unserer bisherigen Auffassung des Wortes „Handschrift" dachten wir — soweit dabei die Schriftzeichen-Gestaltung und nicht die Schriftzeichen-Zusammenordnung in Betracht kam — an Schriftzeichen-Vorbilder, die der individuellen Schreibbehandlung sehr weite Grenzen liessen, ohne dass dadurch die Schriftzeichen-Bedeutung unkenntlich wurde. Je complicierter ein Schriftzeichen gestaltet ist, um so vielartigeren individuellen Modificationen ist es zugänglich; daraus erklärt es sich übrigens auch, dass gerade die Majuskel „M" in den ersten Perioden der Graphologie (bis 1894) einer so eifrigen zeichendeuterischen Betrachtung gewürdigt wurde. Das principielle Streben aller Stenographie-Systeme richtet sich jedoch naturgemäss auf eine möglichst einfache Gestaltung der Lautzeichen-Typen. Die einfachsten Elemente des Schreibens sind bekanntlich der Punkt und die gerade sowie die einfache verschiedenartig gebogene Linie. Wenn nun an solche sehr elementare Schriftzüge bereits bestimmte Lautzeichen-Bedeutungen geknüpft werden, wenn sodann den verschiedenen Längen und Richtungen gleichgestalteter, einfacher Linien ebenfalls verschiedene, sehr bestimmte Lautzeichen-Bedeutungen zugewiesen werden und wenn endlich noch die Stellung der einzelnen Schriftzeichen etwas über oder unter der Zeile, sowie die Variationen in der Strich-Breite der einzelnen Schriftzeichen eine symbolische Laut-Bedeutung erteilt, — dann kann eine individuelle Gestaltung dieser Schriftzeichen gar nicht oder nur in sehr beschränkten Grenzen möglich sein, falls die Lesbarkeit der stenographischen Schrift nicht äusserst geschädigt, ja geradezu unmöglich gemacht werden soll. Es wird von der Individualität des Stenographie-Schülers abhängen, ob er seine Schreibbewegungen so in der Gewalt hat, so isolieren

kann von Beeinflussung durch Ausdrucksbewegungen u. s. w., dass ihm die peinliche, unumgänglich notwendige anpassungsfähige Nachahmung von solch einfachen und minutiös bestimmten Schriftgebilden auch beim Schnellschreiben möglich ist. Soweit sein technisches Können hier jedoch Mängel zeigt, werden uns natürlich graphologische Schlüsse möglich sein, falls wir die bezüglichen Vorlagen zum Vergleich heranziehen. Wer also die geforderte Rundung einzelner stenographischer Zeichen durch Ecken ersetzt, oder wer die geforderten Druckstriche, die ja in den einzelnen Systemen eine verschiedene Bedeutung haben, nicht stark genug ausprägen oder etwa, wenn er es kann, doch den dann nächsten nach unten verlaufenden Strich ebenfalls mit Druck herstellt, — der bietet uns in diesen stenographischen Fehlern eine Handhabe zur graphologischen Diagnose. Die folgenden Beispiele mögen dieses veranschaulichen (Fig. 1 und 2).

Fig. 1. *Fig. 2.*

Die obere Zeile zeigt den gleichen Text in möglichst sorgfältiger lateinischer und stenographischer Schrift; die untere Zeile dagegen wurde schneller und in Folge dessen minder sorgfältig geschrieben. Interessant sind besonders die Fehler in der Druck- und Haarstrich-Behandlung der drei stenographischen Wörter. Die lateinische Handschrift zeigt ziemlichen Druck; obwohl nun von den vier Hauptrichtungen des ersten stenographischen Wortes nur eine Hauptrichtung Druck erhalten sollte, so haben doch alle Richtungen Druck bekommen. In der gewöhnlichen Schrift wird durch eine derartige Behandlung die Lesbarkeit nicht erschwert oder unmöglich gemacht; das vorstehende stenographische Schriftgebilde wäre aber ungefähr als „Graphalugissin" zu lesen. Die anderen zwei Worte könnten vielleicht heissen „den Wisenschaftau"; die Verdoppelung des „s" beim dritten Worte wurde in der ersten Zeile richtig durch den Druck der zweiten Hauptrichtung angedeutet; das Wort begann jedoch mit einer drucklosen Hauptrichtung; da beim schnellen Schreiben die Aufmerksamkeit für die Schriftgestaltung nur beim Beginn der Niederschrift, also u. a. am Wortanfang wirksam ist, so erklärt sich die drucklose aber richtige Schreibung der ersten Hauptrichtung durch ein bewusstes Ausschalten des sonst gewöhnten Druckes und diese seltene Ausschaltung konnte bei der schnellen Folge der nächsten Hauptrichtung noch nicht wieder aufgehoben sein. Eigenartig ist auch noch die Hinzufügung des gänzlilch überflüssigen kurzen druckreichen Striches am Wortschlusse; er ist eine unbeabsichtigte Wiederholung der individuellen Behandlung des „t"-Haken am Schluss des schnell geschriebenen Wortes „Wissenschaft". Im übrigen aber zeigt die Gestaltung der stenographischen Buchstaben keine besonderen Abweichungen. Wegen der grossen Einfachheit der stenographischen Lautbilder dürfen wir ja hierin von den stenographischen Handschriften nur eine ungleich geringere graphologische Ausbeute erwarten, als bei Handschriften in gewöhnlicher Schrift.

Anders liegt es, soweit der Begriff „Handschrift" auch eine individuelle Gestaltung der Lage, Grösse und Weite der Schriftzeichen, sowie besonders der Schriftzeichenzusammenordnung zu Zeilen und Seiten in sich schliesst. All diese Momente können von den Stenographen handschriftlich, also beim schnellen ungezwungenen Stenographieren in derselben vielartigen und deutungsreichen Weise modificiert werden, wie beim gewöhnlichen Schreiben. Die Stenographie-Systeme haben eben in ihrer Gestaltung diese Momente nicht berücksichtigt, da diese fast völlig gleichgiltig für die Zwecke der Schnellschrift sind. Die folgenden Versuche willkürlich verschiedenen Schreibungen des Satzes: „Die Graphologie ist eine Wissenschaft" in neu-stolze'scher Stenographie mögen das Gesagte veranschaulichen (Fig. 3).

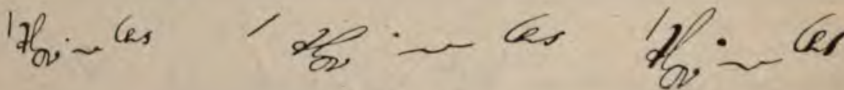


Fig. 3.

Die graphologische Deutung stenographischer Handschriften eröffnet uns ein ausserordentlich weites Gebiet, wenn wir die grosse Zahl der stenographischen Systeme berücksichtigen. Aber die Differenzen der letzteren beruhen ja zumeist in der Zeichengestaltung, welche jedoch graphologisch bedeutungsvoll besonders erst dann wird, wenn sie den stenographischen Zweck nicht erfüllt. Ob in den einzelnen Stenographieen diese oder jene Fehler öfter gemacht werden, das hat sich unserer Kenntniss bislang entzogen. Wenn die graphologische Beurtheilung von solchen wohl ziemlich ergebnislosen Detailuntersuchungen absehen will, dann braucht der Graphologe keine Kenntnis des Systems zu besitzen, in welchem das stenographische Schriftstück geschrieben wurde. Die Deutungen auf Eigensinn, Hartnäckigkeit, Widerstandskraft oder deren Gegenteil werden dann freilich nicht möglich oder wenigstens nicht im einzelnen begründbar sein. — Zur graphologischen Erkenntnis aller Eigenschaften, die sich aus der absoluten Grösse und Weite der Schrift, aus der Differenz zwischen Druck- und Haarstrich, aus dem Arrangement auf dem Papiere ergeben, ist die Kenntnis des Systems, nach welchem ein stenographisches Schriftstück geschrieben wurde, nicht nötig.

Die ersten Berührungen von Graphologie und Stenographie, die ersten Versuche zu einer graphologischen Betrachtung stenographischer Handschriften finden sich im Jahre 1884 in Paris. Der Präsident vom Institut stenographique, welches der Pflege der Duployé'schen Stenographie gewidmet ist, Monsieur Dépoin wurde Mitglied der „Société de Graphologie" und dieses führte zur Annäherung der Graphologie und Stenographie, deren Zeitschriften-Bureau's auch zusammengelegt wurden.

Crépieux-Jamin, das gegenwärtige Haupt der französischen Graphologie, veröffentlichte, als Erster, einige graphologische Beurteilungen von stenographischen Handschriften nach dem System Duployé. Er that dies in seinem „Traité pratique" und die neue vierte Auflage der deutschen Ausgabe hat sodann die Crèpieux-Jamin'schen Beurteilungen auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht*). Als Proben citieren wir im Folgenden Crépieux-Jamin's Ausführungen

*) Crèpieux-Jamin, Prakt. Lehrbuch der Graphologie 1898.

über die stenographische Handschrift Duployé's (Fig. 4), welche er zum Schluss mit der gewöhnlichen lateinischen Handschrift desselben (Fig. 5) vergleicht*).

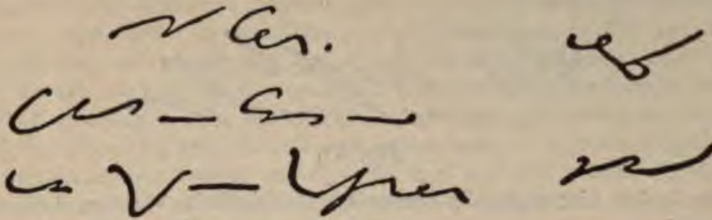


*Fig. 4***)

„Die Handschrift ist klar und ziemlich harmonisch. Sie atmet Thätigkeit. Das Wort vulgarisation deutet selbst auf Unruhe. Das „ch" von cher beginnt mit einem kleinem Haken, der uns den Wunsch nach Erfolg und das Festhalten an der einmal gefassten Idee verkündigt. Derselbe Halbkreis ist wegen seiner schrägen Neigung bemerkenswert. Wir können beobachten, dass die Halbkreise sich sehr zur Bestimmung der Schriftneigung eignen. Wir verlassen das Wort cher nicht, ohne den kleinen Halbkreis zwischen dem ch und dem c zu beachten, der durch einen Winkel ersetzt ist, und ohne das r zu bemerken, welches nach vorwärts ausgezogen ist und die Lebhaftigkeit des Schreibers verrät. Dieses kleine einzelne Schriftgebilde lehrt uns also, dass der Abbé Duployé ein praktischer, sehr empfindlicher Mann ist, der Festigkeit mit Lebhaftigkeit verbindet. Man muss zugeben, dass die gewöhnliche Handschrift nicht erlaubt, auf Grund eines einzigen Wortes mehr zu sagen. Das „m" von monsieur beginnt ebenfalls mit einem Häkchen; wie alle übrigen m dieses Schriftstückes ist es schräg geschrieben; das Wort läuft in einen keulenförmigen Strich aus und diesem folgt ein Punkt Der keulenförmige Strich enthüllt uns eine machtvolle Willenskraft; der Punkt deutet auf Lebenserfahrung. Der Abbé Duployé ist augenscheinlich ein Mann, der weiss, was er will, und dessen angeborener Eifer durch kluge Ueberlegung gezügelt wird. Das Schriftgebilde für merci ist durch die Ausdehnung des kleinen Halbkreises, der das i bilden soll, bemerkenswert. Das deutet auf Freimütigkeit und jedenfalls auf Ungezwungenheit und auf Herzenswärme Das Wort dans sollte mit einem kleinen Viertelkreis endigen; es endigt mit einem Punkt Das ist ein Zeichen für Zähigkeit. Das Satzzeichen darüber zeigt uns die Freude am Detail, und Duployé hätte, eher als jeder andere, die Satzzeichen entbehren können; sie finden sich aber in seinen Briefen hie und da. Das Wort œuvre beginnt mit einem nicht hingehörigen Haken, ebensowenig sollte zwischen den beiden schrägen Strichen ein Bogen sein. Hier ist ein Gegensatz zu dem Winkel des ersten Wortes, und daraus folgern wir, dass Duployé seine guten und seine schlechten Stunden hat. Das v von vulgarisation, ist senkrecht, anstatt linksschräg geschrieben. Dieser Strich ist dick und klexig, der Halbkreis des i fehlt, das Wort wird zum Schluss hin kleiner. Wir finden aber in demselben Schriftstück auch zwei grösser werdende Worte, écriture und

*) Wir citiren wörtlich nach der neuen deutschen Bearbeitung; vgl. l. c. S. 268—273.

**) Uebersetzung. a. Cher Monsieur. Merci de m'aider dans cette œuvre de vulgarisation. b. Savoir. c. Ecriture.

savoir. (Fig. 4, b und c.) Wir glauben, dass, nach dieser kleinen Studie, die Vergleichung dieser stenographischen Handschrift mit der gewöhnlichen Handschrift desselben Schreibers mit Interesse gemacht würde, und wir geben deshalb eine Probe davon. (Fig. 5.)

Fig. 5)*

Wir finden hier ebenfalls grosse Empfindlichkeit, Unruhe, Lebhaftigkeit, Zähigkeit, eine machtvolle Willenskraft, Eifer, Genauigkeit, Wohlwollen, aber ungleichmässig, Freimütigkeit, und eine Art von erworbener Verschmitztheit, die mit angeborener Aufrichtigkeit verbunden ist."

Trotz der so aussichtsvoll begonnenen Beziehung von Vertretern der Graphologie und Stenographie hat sich in Frankreich bis jetzt keine weitere bezügliche litterarische Produktion entwickelt. Ein Aufsatz von Dr. René Bérsaux**) über: „Graphogénie de la sténographie de l'écriture courante" ist nur zum I. Teil erschienen und behandelt die zunehmende Vereinfachung der gewöhnlichen Schriftzeichen mit zunehmender Schreibschnelligkeit. Ueber dieses Phänomen haben wir bereits früher berichtet;***) ein Beispiel bietet Figur 1.

Völlig unabhängig von Crépieux-Jamin's Publication hat in Deutschland zuerst Wilhelm Kronsbein, der bekannte stenographische Schriftsteller und Herausgeber des leider so bald wieder eingegangenen „Stenographischen Kurier", im Jahre 1892 auf die Möglichkeit einer graphologischen Betrachtung stenographischer Handschriften hingewiesen. Er that dieses in seiner Schrift „Graphologie und Stenographie", die 1892 erschien †) und 1893 in Kronsbein's „Stenographische Streifzüge" überging. Kronsbein bot hier eine Uebersicht über die graphologischen Principien und Einzelerkenntnisse, wie sie damals in Deutschland bekannt und am besten in der II. jetzt völlig veralteten Auflage von Crépieux-Jamin's „Praktisches Lehrbuch" niedergelegt waren. Sodann aber führte er auch zahlreiche stenographische Handschriften hervorragender Gabelsbergerianer in sehr guten Reproductionen vor. Graphologische Beurteilungen derselben allerdings bot er nicht, sondern berichtete nur, dass die bekannte und stenographieunkundige Graphologin Frau Laura von Albertini (L. Meyer) zwei derartige Stenogramme graphologisch beurteilt und begründet habe, und dass diese Urteile bis in's Detail zutreffend gewesen wären. Kronsbein hat später auch die neuere Entwicklung der Graphologie in seiner Zeitschrift verständnisvoll verfolgt††.) Wohl durch Kronsbein angeregt, haben auch Frau von Albertini und Professor Preyer in ihren bekannten Lehrbüchern über Graphologie und Stenographie berichtet. Frau von Albertini ·et besonders einige sehr interessante Verstellungen von stenographischen

*) Crépieux-Jamin's Zeichenangaben zu den folgenden Deutungen citieren wir nicht, sich auf eine grosse Handschriftenprobe beziehen, die wir an dieser Stelle wegen Raum- nicht reproducieren können.

**) In „La Graphologie" 1895. X. p. 579.

„Graphol. Monatshefte" 1899, Nr. I, S. 18 ff.

Nr. 18 der „Sammlungen von Vorträgen aus dem Gebiete der Stenographie", (hrsgg. gr. Institut zu Dresden.)

Vgl. „Stenograph. Kurier", 1895, Nr. 4.

Handschriften.*) Preyer sodann fixierte**) eine Verwandschaft der Rundschrift mit der Stenographie; beide haben das miteinander gemeinsam, „dass der individuell verschiedenen Gestaltung der Buchstaben nur ein kleiner Spielraum verbleibt, so dass der graphologischen Beurteilung gerade der wichtigste Faktor entzogen wird. In der Kurrentschrift kommt z. B. für die Lesbarkeit wenig darauf an, ob an die Stelle von Kurven Ecken gesetzt werden oder umgekehrt, in der Stenographie sehr viel. Indessen giebt es immer noch eine Anzahl von Anhaltspunkten, wie Grösse, Schriftlage, Zeilenrichtung, Zeilenlänge, Abstand der Schriftzeichen, Wörter und Zeilen, welche in beiden Fällen wichtig sind.“ Später kommt Preyer auf die von Kronsbein veröffentlichten Stenogramme zu sprechen und lässt sich hierüber in folgender, sehr interessanter Weise aus:***) „In der That wird nur derjenige, welcher schon vor dem Beginn des stenographischen Unterrichts ein Freund der Ordnung ist, es in der Stenographie weit bringen können. Denn in jedem Kurzschriftsystem kommt es sehr genau darauf an, dass kein Punkt und kein Strich, kein Zeichen und kein Wort fehlt und alles in kürzester Zeit an den richtigen Ort gesetzt wird. Wer diesen Ueberblick in seiner Kurrentschrift oder Maschinenschrift vermissen lässt, eignet sich nicht zum Stenographen Dem entsprechend finde ich die Kurrentschrift fast aller geübten Stenographen so leserlich, so vollständig, klar und deutlich, dass man daraus ohne weiteres auf einen gut ausgebildeten Ordnungssinn und ein Bestreben, möglichst pünktlich zu sein, schliessen muss. In der Broschüre „Stenographische Streifzüge“ von W. Kronsbein (Wiesbaden 1893) sind 23 Stenogramme reproduziert, welche von ebensovielen Männern verschiedener Berufe herrühren und, trotz ihrer individuell auffallenden Ungleichheit, darin sämtlich übereinstimmen, dass sie vollständig, rein, klar und deutlich sind. Durch die gütige Vermittlung des Herrn Verfassers erhielt ich noch fünfzehn Originalstenogramme und zugleich Kurrentschriftproben ihrer fünfzehn Verfasser (ohne dass diese etwas davon wissen), weil ich zu ermitteln wünschte, ob geübte Stenographen, auch wenn sie sich der Kurrentschrift bedienen, spezielle graphische Zeichen für den Ordnungssinn erkennen lassen. Es zeigte sich in der That in jedem einzelne Falle, dass die Kurrenthandschriften vollständig sind und die Punkte des i nahe über dem Stamm stehen, nicht oft vor oder hinter ihm und dann nicht weit davon Auch sind die i-Punkte in weitaus den meisten Fällen klein, was ein Zeichen von Ordnungsliebe ist, wenn, wie es hier in allen Fällen streng zutraf, die Interpunktion nirgends vernachlässigt ist. Also kann man beim Anblick eines sauberen Stenogramms sogleich voraussetzen, dass es höchstwahrscheinlich von einer ordnungsliebenden Persönlichkeit geschrieben wurde, auch dass deren Kurrentschrift eher gleichmässig und fest, als ungleichmässig und unsicher sein werde, falls sie nicht durch die bei vielbeschäftigten Berufsstenographen häufige Nervosität schon modifiziert ist.“

Diese charakterologischen Beobachtungen Preyer's sind zweifellos richtig. Weitere Studien nach dieser Richtung hin hätten Preyer auch wohl dazu geführt, andere und zu den bereits erkannten Eigenschaften in Beziehung stehende Eigenschaftsgruppen als Berufs-Eigenschatten der Stenographen und mithin als Voraussetzung für den Stenographen-Beruf zn fixieren. Zu denken wäre hier

*) Vgl. Albertini-Meyer, Lehrb. der Graphologie, S. 11—31, 209—210.
**) Vgl. Preyer, Psychologie des Schreibens, S. 86.
***) Vgl. l. c. S. 153 f.

z. B. an: formalen Geschmack, Anpassungsfähigkeit, Geduld und geistige, aber stets objektiv-maassvolle Beweglichkeit. In Preyer's Nachlass haben sich leider bislang keine darauf bezügilchen Notizen gefunden.

Wir müssen jetzt noch einen Aufsatz von Dr. von Kunowski erwähnen: „Graphologie und Kurzschrift."*) Unter Bezugnahme auf verschiedene Handschriftenproben sucht Kunowski nachzuweisen, dass die Kurzschrift nicht genügend veränderlich ist, „um bei ein und derselben Person erheblich in ihrem Aussehen zu schwanken, sie besitzt aber dabei doch die zur Ausbildung eines scharf hervortretenden individuellen Schriftcharakters erforderliche Veränderlichkeit. Sie zeigt diesen Charakter in grosser Reinheit und in den einfachsten Grundzügen. Eben deshalb eignet sich gerade die Kurzschrift als Helferin zur Erforschung des Schriftcharakters."

Wir sind zum Schluss des ersten Teiles unserer Betrachtungen gelangt;**) wir haben gesehen, dass eine graphologische Beleuchtung von stenographischen Handschriften im grossen und ganzen wohl möglich ist, dass aber praktische Beispiele hierfür bis jetzt nur sehr wenig geboten werden. Einzelheiten, wie Stimmungs-Schwankungen in stenographischen Handschriften u. dgl., wurden natürlich bei dem gegenwärtigen Stande noch gar nicht berücksichtigt; aber auch sie finden sich. Die folgenden Beispiele (Fig. 6 bis Fig. 8) mögen durch die Gegenüberstellung der gewöhnlichen und der stenographischen Handschrift, das oben Ausgeführte noch des weiteren veranschaulichen.

Fig. 6 a. *Fig. 6b.*

Fig. 7 a. *Fig. 7 b.*

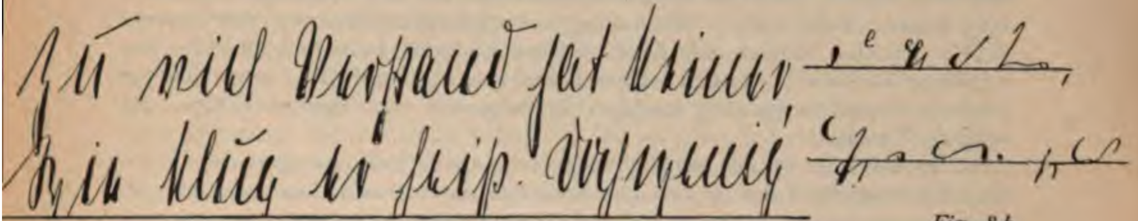
Wir kommen nun zur zweiten Frage: „Was lehrt die Graphologie den Stenographieen?" oder „Wie weit genügen die bisherigen Stenographie-Systeme den Anforderungen der Psychophysiologie des individuellen Schreibens, wie sie sich aus den Principien und Einzelerkenntnissen der Graphologie ab-

*) „Die Handschrift", 1895, S. 113—119.

**) Es sind ausser diesen Publikationen noch, soweit ich sehe, bezügliche Aufsätze von Dr. Karl Schulze in den „kurzschriftlichen Mitteilungen von Dr. Julius Brauns, 1893, und von Dr. Johnes in der wissenschaftlichen Zeitschrift für Stenographie „Der Schriftwart" 1895, erschienen; doch waren diese Publicationen selbst auf der hiesigen kgl. Bibliothek nicht zu erhalten; inhaltlich sollen sie — nach Kronsbein — die graphologischen Aeusserungen Albertini's und Preyer's reproduzieren.

leiten lassen?" Natürlich dürfte diese graphologische Kritik, falls sie zu mehr oder weniger negativen Resultaten gelangte, auch einige positive Vorschläge bieten, in welcher Richtung das rastlose Geschlecht der Stenographie-Erfinder sich bemühen müsste, um den Weg in das gelobte Land einer vollendeten, zur Ersetzung unserer gegenwärtigen Currentschriften berufenen Stenographie zu finden.

Alle Stenographie-Systeme sind wohl schon einige Zeit von unfähigen Schülern, wie z. B. auch wir waren, gemissstaltet worden. Die Uebertritte aus einem System zu einem anderen, die hin und her zahlreich vorkommen, dürften ebenfalls aus einer Unfähigkeit, wenigstens einer teilweisen Unfähigkeit für das jeweils verlassene System entsprungen sein. Worin aber liegt diese Unfähigkeit? An Geduld und Fleiss und Uebung haben wir Stenographie-Unfähigen es gewiss nicht fehlen lassen; auch unsere allgemeine Bildung dürfte zumeist wohl genügend



ig. 8a.

Fig. 8b.

gewesen sein, um stenographieren zu lernen. Und doch, wir blieben und bleiben unfähig zum Stenographieren, solange die verschiedenen Systeme in den Forderungen ihrer Schriftzeichengestaltung und deren Verbindung sich nicht in einer Weise verändern, dass unser allzu eigenwilliger oder allzu sanftmütig-nachgiebiger, unser allzu willenskräftiger oder willensschwacher Charakter sich auch stenographisch ausprägen kann, ohne dadurch die Lesbarkeit zu beeinträchtigen. Diese Charaktergruppen zeigen sehr ausgeprägte handschriftliche Eigentümlichkeiten, deren Nichtausprägung und nur vorschriftsmässig-wechselnde Verwendung eben von allen bisherigen Stenographie-Systemen gefordert wird. Besonders kommt es an auf drei Momente.

Zunächst handelt es sich um die Verbindung von zwei nach verschiedenen Richtungen hin verlaufenden Linien. Diese kann bekanntlich im Winkel oder im Bogen stattfinden. Schon Preyer*) hat darauf aufmerksam gemacht: „Manche können wegen der Unfähigkeit im Abrunden nicht stenographieren lernen." Wir können aber auch das Umgekehrte beobachten: manche können wegen der Unfähigkeit im Eckenbilden nicht stenographieren lernen. Alle bisherigen Stenographiesysteme machen jedoch die eckige oder abgebogene Verbindung von zwei Strichen, sowohl oben wie unten, zu einem wichtigen Merkmale, dessen unrichtige, verkehrte Darstellung die Unlesbarkeit der betreffenden Schriftgebilde nach sich zieht. Wenn also nun aus der eckigen oder abgebogenen Verbindung der einzelnen Linien kein stenographisches Unterscheidungsmerkmal gemacht werden darf, so steht doch immerhin noch die Frage offen, welche Verbindungs-Art dem Zwecke der Stenographie am besten dient. Friedrich Soennecken hat in seinem prächtigen Werke „Das deutsche Schriftwesen und

*) Psychologie des Schreibens, S. 76.

die Notwendigkeit seiner Reform"*) in statistisch überzeugender Weise nachgewiesen, dass die lateinische vorwiegend runde Schrift ungleich schneller herzustellen ist, als die sog. deutsche vorwiegend eckige Schrift, — gleiche Uebung und gleiches Bestreben zur kalligraphischen Genauigkeit vorausgesetzt. Eine graphologische Bestätigung erfährt dieser Nachweis dadurch, dass die deutsche Schrift der meisten Menschen, die viel schreiben müssen, unten und auch wohl oben abgerundet erscheint, wo — wie bei n, m, i, e u. dgl. — die Schulvorlage Ecken-Bildung verlangt. Jede Ecken-Bildung bedeutet eine Pause in der Continuität der Schreibbewegung und eine Verlangsamung derselben vorher. Wenn diese Zeit im einzelnen Fall auch nur den Bruchteil einer Sekunde ausmacht, — diese Bruchteile summieren sich und führen eine grosse zeitliche Differenz zwischen eckiger und runder Schnellschrift herbei, eine Differenz, aus der sich ergiebt, dass eine ideale Schnellschrift nur aus Rundungen bestehen, also jegliche schrifteckige Verbindung von zwei Strichen vermeiden müsste. Wollte nun eine Stenographie diese absolute Rundung auch principiell fordern, so würde es ihrer Lesbarkeit natürlich nicht so sehr schaden, wenn Jemand vielfache eckige Verbindung einfügte in Folge der ihm eigenen eckigen Bewegungs-Tendenz.

In ähnlicher Weise, wie die eckige oder runde Verbindung zweier Linien wird die drucklose oder druckreiche Federführung von fast allen Stenographie-Systemen zu einem höchst wichtigen Unterscheidungsmerkmale gemacht, an dessen vorschriftsmässiger Nicht-Erfüllung in Folge ihrer charakteristischen Bewegungs-Tendenzen wiederum die Stenographie-Bemühung zahlreicher Personen zu scheitern pflegt. Alle Vorlagen der gewöhnlichen Schrift verlangen bei fast allen adducierten Schreiblinien einen Druck. Das entspricht der Construction des Schreibmaterials und des Schreibmechanismus unserer Hand, indem die Beugung der Finger einen grösseren Druck auf das Schreibinstrument zulässt, als die Streckung; die Einrichtung der Stahlfeder und ähnlicher Schreib-Instrumente ermöglicht es, durch die Spaltung dieser natürlichen Druck-Tendenz nachzugeben. Wenn nun aber in diese natürliche Lage der Dinge eine Veränderung derart eingeführt wird, dass nur gelegentlich die adducierten, also in der Richtung zum Schreiben hin verlaufenden Linien mit Druck hergestellt werden müssen, so wird dadurch eine Hemmung der natürlichen Schreibtendenz gefordert, die nur bei stets wachender Schreibaufmerksamkeit möglich ist und diese wiederum hat notwendigerweise eine Verlangsamung des Schreibens zur Folge. Der Sachverhalt beim normalen Schreiben wird principiell nicht verändert, wenn wir es mit solchen Schreibern zu thun haben, die eine so „schwere" oder so „leichte" Hand haben, dass sie auch in der Gewöhnlichen Schrift die Haarstriche so dick wie die Grundstriche oder diese so dünn, wie die Haarstriche schreiben. Fr. Soennecken hat in dem bereits zitierten Werke auch den Nachweis geführt, dass jeder Druckstrich eine Verlangsamung der Schreibbewegung und eine grössere Anstrengung der schreibenden Hand bewirke als ein druckloser Strich. Auch hierfür lassen sich graphologische und experimentelle Bestätigungen erbringen.**)

Das dritte und letzte Moment in Stenographie-Systemen, welches vom

---

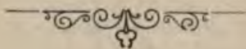
*) Leipzig, 1881, S. 55 ff.

**) Vgl. auch Dr. G. Meyer's Aufsatz „Experimentelles über Ausdrucks- und Schreibbewegungen." („Graph. Monatshefte", 1899, S. 59 ff.)

graphologischen Standpunkt aus eine kritische Beachtung verlangt, ist die Unterbrechung der Schreib-Bewegung in ihrer Fixierung. Jede Unterbrechung dieser Art bedeutet eine kurze Pause. Diese Unterbrechungen würden sich nun, falls sie so häufig auftreten, wie in manchen Handschriften, d. h. bei jedem Schriftzeichen, eine wirkliche Schnellschrift durchaus unmöglich machen. Es ist das sachgemässe Streben der meisten Stenographiesysteme, aus jedem Worte, ja vielfach auch aus mehreren logisch zusammengehörigen Worten ein Schriftgebilde zu machen. Systeme, die die isolierte Stellung der Vokale fordern (wie z. B. Jacobi 1852, Barlowski 1867, Heininger 1875, u s. w.), sind also von vornherein zu verwerfen und haben sich auch praktisch wohl so gut wie gar nicht bewährt. In das Gebiet der Unterbrechungen gehört aber noch das Problem von der Einzeiligkeit oder Drei- oder Vielzeiligkeit beim stenographischen Schreiben. Der stete Wechsel der Zeile, also Mittel-, Ober- und Unter-Zeile als symbolische Vocalsbezeichnungen, wie er von verschiedenen Systemen gefordert wird, bedingt besonders bei jeder Unterbrechung eine erhöhte Aufmerksamkeit, um das folgende Schriftgebilde räumlich richtig zu fixieren. Dieses unausgesetzte Hin- und Herspringen der Aufmerksamkeit bringt aber eine ungleich grössere Verlangsamung und schnellere Ermüdung mit sich, als das einzeilige Schreiben.

Wenn wir nun diese drei hauptsächlichen Einwände der Graphologie gegen die Stenographien zusammenfassen, so können wir daraus wohl theoretisch die Richtung erkennen, in welcher eine Reform vorgehen müsste. Da aber durch Berücksichtigung jener Einwände die bisherige, zumeist formal sehr einfache Differenzierung der einzelnen stenographischen Schriftzeichen unmöglich gemacht würde, so erhöbe sich nach Feststellung neuer, natürlich minder einfacher Schriftzeichen, die Frage, ob hierdurch nun andererseits nicht die Schreibschnelligkeit gehemmt würde. Die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen ist natürlich gegenwärtig noch unmöglich. Jedenfalls aber scheint es sicher, dass die Stenographie noch wesentliche Veränderungen erfahren muss, ehe sie das Ideal einer ungehemmten charakterologisch allen Menschen möglichen Schnellschrift erreicht und ehe sich mithin ihr Zukunftstraum verwirklichen kann, die bisherige deutsche oder gar die lateinische Schrift völlig zu verdrängen.

Gegenwärtig liegt allerdings bereits ein wertvoller Versuch vor, auf Grund graphologischer Principien eine Stenographie zu errichten. Dieses neue System stammt von dem Leipziger Karl Scheithauer. Wir haben hierüber bereits früher kurz berichtet.*) Eine eingehendere Darlegung dieser und sonstiger neuerer Stenographien in ihrem Verhältnis zu unseren graphologischen Forderungen müssen wir uns für später vorbehalten.



*) Vgl. „Berichte der D. g. G.“ 1898, S. 159—160.

Mitteilungen.

Graphologie im Auslande.

Gustave Bridier. † Die französische »Société de Graphologie« hat im Jahre 1899 den Verlust eines sehr hervorragenden Mitgliedes zu beklagen gehabt. Ein Schlaganfall machte dem arbeitsreichen Leben von Gustave Bridier im Alter von 45 Jahren ein Ende. Mit ihm ging ein feiner philosophischer Kopf, wohl der beste unter den Schriftdeutern von Beruf in Frankreich dahin; zugleich aber betrauern wir in ihm den Verlust einer sittlich hochstehenden, durchaus reinen und makellosen Persönlichkeit. Es dürfte in Deutschland wenig bekannt sein, dass neben Crépieux-Jamin er im Buche von Bernard Lazare mit einer umfangreichen Studie für die Unschuld von Dreyfus eintrat. — Von 1874 an schon Schüler Michons, erklärte er sich 1889 für den begeisterten Anhänger Crépieux-Jamins, mit dem er seit jenem Zeitpunkt einen unausgesetzten brieflichen Gedankenaustausch unterhielt. Wer dem Verstorbenen nahe gestanden und mit den Verhältnissen jenseits des Rheins vertraut ist, kann leicht ermessen, dass Bridier's Bedeutung weit hinaus reicht über den Rahmen der zahlreichen in der »Revue Philosophique«, der »Graphologie« und »Ecriture« erschienenen Aufsätze.

Als ein echter Jünger von Zeno und Spinoza jeder schriftstellerischen Eitelkeit bar, lag ihm nichts daran, die Urheberschaft einer seinem Kopfe entsprossenen Idee nachdrücklich zu betonen. So kam es ihm gar nicht darauf an, sein reiches Wissen und Können in ein umfangreiches Werk zusammenzufassen. Freigebig streute er allenthalben seine Gedanken und Anregungen aus, jeden ausschliesslich persönlichen Ehrgeiz als unsittlich und kleinlich verdammend. Seine Selbstlosigkeit kannte keine Grenzen; Eigennutz war ein seinem Blute durchaus fremder Tropfen, ja selbst der Chauvinismus, für ihn nur die Zusammenfassung und Verdichtung der individuellen Eitelkeiten, fand keinen Raum in seiner Seele.

Ihm zu hohem Ruhme gereicht es, dass er als Erster anrieth, die Graphologie anf die Probe der hypnotischen Suggestion zu stellen, um so die Wissenschaftlichkeit der Graphologie zu erweisen, als des jüngsten zu Recht bestehenden Ausläufers der Psychologie.

Nicht auf dieser Anregung fussten die 1886 fast gleichzeitig von den Physiologen Ferrari, Richet und Héricourt mit dem besten Erfolge in der Sorbonne von Paris angestellten Versuche, deren Ergebnisse in der »Revue Philosophique« veröffentlicht wurden und der jungen Graphologie den ersten Anspruch auf das wissenschaftliche Bürgerrecht gaben. In einem scharfsinnigen Commentar zergliederte Bridier die Ergebnisse dieser Versuche und wies nach, dass selbst innerhalb der Hypnose Niemand aus seinem Ich herauskönne, vielmehr bei der Versetzung in eine fremde Individualität nur mittelst der in ihm vorhandenen Vorstellungen operire. Marer in Dänemark und Lombroso in Italien haben diese Experimente späterhin wiederholt; Crépieux ging einen Schritt weiter und wies auf die staunenswerthen Erfolge der Wach-Suggestion hin.

War doch hiemit der Beweis erbracht, dass die Zergliederung der Schrift dem Psychologen die Möglichkeit an die Hand gibt, aus ihr, als einem Niederschlage der gesammten Persönlichkeit, auf die Bewusstseinszustände zu schliessen, die sich mittlerweile im Gehirne abspielen.

Weitaus das Meiste, was Bridier geschrieben, ist nur als Manuscript vorhanden: so ein Crépieux gewidmeter Essay über die Schrift Spinozas (65 Quartseiten), dessgleichen eine ähnliche Arbeit über Marie Guyau, den französischen Philosophen. In Crépieux Besitz befindet sich gleichfalls eine hundertseitige Besprechung der vierten Auflage von »L'Ecriture et le Caractère«, auf die man gespannt sein dürfte. In seiner Hinterlassenschaft befinden sich, ausser Arbeiten ethischen, philosophischen und poetischen Vorwurfes, mehrere für die Schriftkunde bedeutsame Werke, mit deren Herausgabe es hoffentlich nicht zu lange anstehen wird. Sichtung und Zusammenstellung, sowie Reinschrift der umfassenden Arbeiten dürften immerhin noch eine geraume Zeit in Anspruch nehmen. Ihre Titel lauten wie folgt:

»Genesis des Alphabets«.

»Egyptologie und Hieroglyphenschrift«.

»Blut und Schrift«.

»Die Anfänge der Sprache nach Wort und Schrift«.

So wirkte, so schaffte er unermüdlich, um Erfolg und Anerkennung völlig unbekümmert, jedem um Belehrung Nachsuchenden uneigennützig Förderung gewährend, freigebig mit der Mittheilung seiner Gedanken, wo ihm der Boden für die Aussaat empfänglich schien.

Sein letzter Brief an mich, einen Monat vor dem sicher geahnten Tode, ist einem Testamente gleich, in dem er mir die Anregung zu verschiedentlichen Studien und Forschungen gibt, immer mit dem schmerzlichen Nachsatze: »Lange habe ich mich mit dem Gedanken getragen, doch meine Zeit ist um«.

In meinen Händen befindet sich die Abschrift eines merkwürdigen Schriftstückes, eine Selbstschau auf Grund seiner Schrift innerhalb des Zeitraumes von 1892—96. Er sucht seinesgleichen, was Bescheidenheit in der Selbstkritik, Eigenart und Tiefe der Auffassung, sowie geistvolle, ungewöhnliche Resultantenbildung betrifft. Er war überhaupt, vor allen mir bekannten Graphologen, unvergleichlich in der Synthese der Persönlichkeitsfaktoren.

Den französischen Freunden und Fachgenossen wird sein Andenken theuer und unvergesslich bleiben; seinen Antheil an dem Fortschritte der Graphologie aber zu verzeichnen, liegt der Geschichte dieser Wissenschaft ob.

Isabelle Ungern-Sternberg.

Litteratur.

Busse, Hans H. „*Ueber Gerichtsgraphologie*". (Im „Archiv für Criminalanthropologie und Criminalistik", herausgegeben von Professor Dr. Hans Gross. II. Bd., 3. Heft, S. 113—131. Leipzig 1899).

So besserungsbedürftig das Gebiet der praktischen Gerichtsgraphologie ist, so willkommen muss die Arbeit Busse's erscheinen. Nach Vorausstellung einer kurzen theoretischen Skizzirung der graphologischen Prinzipien und Probleme beleuchtet der Verfasser näher die zwei Arten der forensen Verwendung der Graphologie: nämlich die Verwendung zur Erforschung der Urheberschaft anonymer und gefälschter Schriftstücke, sodann die Verwendung zur Gewinnung der Charakterkenntnis von Angeklagten, Klägern und Zeugen. Indem Verfasser den Gegensatz der technisch und rein wissenschaftlich thätigen Schriftexperten etwas näher beleuchtet, zeigt er — der erfahrene Praktiker — den einzigen vorteilhaften Weg für die Beschaffung von zweckentsprechenden authentischen Schriftproben als Vergleichsmaterial, was die wichtigste Forderung an den gerichtlichen Schriftexperten sei. Das ernste Mahnwort, nie auf Grund von Photographien oder gar „Facsimiles" eine Untersuchung anzustellen und Gutachten abzugeben, verdient allseits Gehör und Anerkennung. Auch die Ansicht, dass die Anwendung der graphologischen Erkenntnisse in allen den Fällen anonymer Briefschreiberei, wo der Verdacht des Objekts noch entbehrt, von besonderem Werte erscheine, damit der Verdacht der Urheberschaft auf die entsprechende Persönlichkeit gelenkt werde, ist sehr beachtenswert für den praktisch thätigen Graphologen.

Weiterhin gibt uns der Verfasser einige Beispiele von Charaktereigenschaften, die besonders der Jurist bei der Wertung der Glaubwürdigkeit eines Zeugen, eines Angeklagten, eines Klägers in Erwägung zu ziehen hat, die andrerseits aber auch der Urquell gewisser Vergehen und Verbrechen sind, so dass schliesslich ein graphologisches Urteil über den Charakter einer Person nach der fraglichen Richtung entscheidend wirkt für die Be- oder Entlastung eines Angeklagten! Hier kämen also in der ersteren Beziehung in Betracht die Charaktereigenschaften „Lügenhaftigkeit" und „Unglaubwürdigkeit", resultirend aus Zeichen für Oberflächlichkeit, Wichtigthuerei, Verschlossenheit, Selbstgefälligkeit, Egoismus, Phantasie und ganz insbesondere für Widerspruchsgeist und Rechthaberei; in der zweiten Beziehung kämen in Betracht die Eigenschaften: Sinnlichkeit Leidenschaft, Rücksichtslosigkeit, resultirend aus den bekannten Zeichen für diese Charaktereigenschaften.

Mit dieser Stellungnahme hat der Verfasser ein Gebiet berührt, auf dem die angewandte Gerichtsgraphologie nicht nur interessante, sondern auch absolut wichtige und ausschlaggebende Enthüllungen für die gerichtliche Praxis in Aussicht stellt, deren Tragweite aprioristisch nicht zu übersehen ist! Denn hier wird — was bislang noch nicht geschah, weder in der Theorie, noch viel weniger in der Praxis — die Graphologie in nutzreichen Dienst der Criminalpsychologie gestellt. Wenn es eine praktisch notwendige Psychologie überhaupt gibt, dann ist es einzig und allein die Criminalpsychologie, die auch in letzter Zeit in der Gerichtspraxis eine verdiente Anerkennung und Verwertung findet, weil sie eben aus einem natürlichen Bedürfnis sich entwickelt hat. Es wäre daher sehr wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser nicht blos „einige Andeutungen" über dieses Gebiet geboten hätte, sondern gerade in Anbetracht der grossen Wichtigkeit desselben etwas näher auf diese Art der Verwendung der Gerichtsgraphologie eingegangen wäre. Doch der Verfasser entschuldigt dies, da der „verfügbare Raum" ihm solches nicht gestattete; umsomehr dürften wir aber erwarten, dass eine „eingehende, selbständige und systematische Behandlung der Gerichtsgraphologie", die für später vorbehalten wurde, bald von ihm in Angriff genommen werde. Schon jetzt möchte ich den Verfasser an dieser Stelle ersuchen, in seiner späteren Abhandlung der „Gerichtsgraphologie im Dienste der Criminalpsychologie" ein besonderes Kapitel zu widmen, worin wir belehrt werden sollen über die verschiedenen Fälle einer strafwürdigen Bethätigung von perversen Charaktereigenschaften in

ihrer Beziehung zur individuellen Handschrift. Ich will hier nur z. B. erinnern an die verschiedenen Gattungen sexueller Perservität als causale Symptome für Sittlichkeitsverbrechen, ferner an die Hysterie als Disponierung zu anonymen Briefschreibereien u. dgl. m. Hans Gross' Criminalpsychologie ist ja für diese Fragen eine wahre Fundgrube! Auch die Frage der Zurechnungsunfähigkeit eines Angeklagten in Beziehung zur Pathologie des Schreibens würde hier näher zu besprechen sein, als dies in der vorliegenden Arbeit möglich war.

Aber auch die Entstehung und Entwicklung der gerichtsgraphologischen Reformbestrebungen möchten wir in der Abhandlung über Gerichtsgraphologie nicht vermissen. — Damit aber dieses Unternehmen nach jeder Richtung möglichst vollständig abgeschlossen werden kann, dazu bedarf es wohl noch eingehender Betrachtungen über die einzelnen Abteilungen dieses umfangreichen Gebietes; dazu muss das criminal charakterologische Feld noch mehr bebaut werden, mit anderen Worten, es müssen erst die Charakterwertungen in rein crimineller Hinsicht in Verbindung mit den entsprechenden Ausdrucksgestaltungen in der Handschrift erwogen werden. Wir müssen daher mehr wie bisher bestrebt sein, die Criminalpsychologie als neue Hilfswissenschaft der Gerichtsgraphologie zu behandeln und zu studieren!

Somit erweist sich auch die Sammlung von „Verbrecherhandschriften" à la Berliner Criminalmuseum als sehr geboten, ja als notwendig! Es wäre darum recht wünschenswert, wenn diese Zeilen in graphologischen Kreisen zu solchen criminal-charakterologischen Untersuchungen und Arbeiten anregten und dazu beitragen, das Anlegen von Sammlungen von „Verbrecherhandschriften", anonymen Schriftstücken, Urkundenfälschungen und von Handschriften solcher Personen, die in einem Prozesse eine charakterologisch-interessante Rolle gespielt haben, anzuregen und die „Uebermittelung derartiger Schriftstücke" mit den nötigen Orientirungsvermerken an den Verfasser nach dessen Wunsch zu vermitteln.

Dem Graphologen, wie auch dem Juristen ist die Lektüre der einen „skizzenhaften Ueberblick" bietenden Arbeit Busse's zur Orientierung über die angewandte und anzuwendende Gerichtsgraphologie sehr zu empfehlen, zumal da ein tieferes Eindringen in die umfangreiche Materie erleichtert ist durch die reiche und gewissenhafte Litteraturangabe des Verfassers.

Hans Schneickert.

Varia.

Ein Geheimschrift-Apparat, mit dessen Hilfe chiffrirte Depeschen u. dgl. zusammengestellt und entziffert werden können, wobei für verschiedene Worte mit teilweise gleichen Buchstaben stets andere Zahlen geschrieben bezw. chiffrirt werden und welcher aus zwei Walzen besteht, von denen jede aus mehreren um eine feste Achse drehbaren Scheiben mit angesetztem Zahnradkranz gebildet wird und auf deren Oberfläche in gleichmässigen Abständen Buchstaben, Zahlen, Schriftzeichen und einzelne Worte oder Silben sichtbar sind, mittelst welchen in mit der Achse radial laufenden offenen Vierecken sämmtliche Silben, Worte und ganze Sätze aller Sprachen zusammengestellt bezw. entziffert werden können, ist Herrn G. B. N. Valvasori in Padua in Deutschland und anderen Culturstaaten patentirt worden. Die Scheiben bezw. Buchstaben, Zahlen u. dgl. gleiten nach einer uns zugegangenen diesbezüglichen Mitteilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Görlitz dabei unter einem Rahmen der offenen Vierecke, welche durch Arme mit der Achse fest verbunden sind und über der Walze in der Richtung der Achse eine Reihe offener Vierecke bilden, die gemeinsam einen Leserahmen darstellen. Selbstverständlich richtet sich die Anzahl dieser Vierecke nach der Anzahl der auf der festen Achse drehbaren Scheiben. Die Scheiben der einen Walze tragen die Buchstaben, Schriftzeichen und Worte, wobei die Anordnung der Buchstaben auf jeder Scheibe zweckdienlich getroffen wurde, die gegenüber liegenden Scheiben der zweiten Walze tragen in fortlaufender Reihenfolge Zahlen. Die Zahnräder der einzelnen Scheiben beider Walzen können durch die Anordnung eines verschiebbaren Lagers einer Walze eingerückt bezw. ausgerückt werden. Das Drehen der einzelnen Scheiben kann erst dann erfolgen, wenn durch Niederdrücken eines federnden Armes ein auf diesem Arm sitzender, in das Zahnrad der Scheibe der einen Walze eingreifender Daumen ausgelöst wird.

Zur gefl. Notiznahme. *Redaktionelle Sendungen (Aufsätze, Mitteilungen Recensenda) sind zu richten nach München, Neureuther-Str. 3.*

Für die Redaktion verantwortlich: Hans H. Busse, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München

Bahnsens Characterologie.

Von

Ludwig Klages.

Ausführung. Julius Bahnsen wurde am 30. März 1830 zu Tondern in Schleswig-Holstein geboren, studierte seit 1847 in Kiel Philologie und Philosophie, nahm 1849 am Feldzug gegen die Dänen teil, wurde 1858 als Lehrer am Gymnasium zu Anklam und 1862 zu Lauenburg in Pommern angestellt. Dort starb er am 6. Dezember 1881. — Von seinen Werken ist zu nennen: »Realdialectic«.

Seine »Beiträge zur Characterologie mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen« erschienen 1867 bei F. A. Brockhaus in Leipzip. Es sind zwei Bände von zusammen ca. 800 Seiten. Auf eine »Einleitung«, welche in wenig ausgiebiger Weise über den Begriff der Characterologie handelt und »inductorische Vorbetrachtungen« enthält, folgt ein kurzer »allgemeiner Teil«, der wichtige Grundfragen zu beantworten sucht. Den weitaus breitesten Raum beansprucht der »besondere Teil«, welcher in zahllos viele Kapitel geteilt des systematischen Zusammenhanges entbehrt und gleichsam an den Grenzen eines ungeheuren, noch dunklen Gebietes schweifend zwar uns aufreizt, vielversprechende Neulande zu betreten, die Zugänge und führenden Strassen aber selbst nicht kennt.

Zwei Dinge machen die Befassung mit diesem Werke zu einer nicht ganz leichten und oft unerquicklichen Mühe: Bahnsens Styl und seine Bewunderung des Schopenhauerischen Philosophiesystems. Welchen Wert auch immer man den ideenreichen Schöpfungen des zuletzt genannten Denkers beimesssen mag, für eine Characterologie dürfte seine Metaphysik nicht nur eine überflüssige, sondern sogar irreführende Voraussetzung sein. Indem Bahnsen dies System seinen Erwägungen zu Grunde zu legen trachtet, sieht er sich fort und fort genötigt, seinen eigenen Beobachtungen und Gedanken fremde Fesseln anzuthun. Ein nicht kleiner Teil seiner Arbeit ist das Bemühen, in qualvollem Hin- und Herwenden solange an seinen Ergebnissen zu deuteln, bis die Scheinbarkeit allseitiger Übereinstimmung mit dem System des bewunderten Meisters erzwungen ist. Wir müssen es uns versagen, auf diese Anknüpfungen an Schopenhauer näher einzugehen. — Bahnsens Styl ist hart, langatmig, unrhythmisch, ohne Fluss, Ausdruck und Sichtbarkeit schwer ringenden, man möchte sagen keuchenden Denkens, das sich in spitzwinkligen Zickzackbahnen zwar nicht ohne Ziel, aber planlos bewegt. Ausserdem leidet er an zu grossem Gleichnisreichtum und viel zu weitgehendem Gebrauch des Fremdworts — Man darf nicht erwarten, hier häufig den Versuch gemacht zu sehen, über eine der aufgeworfenen Fragen zu abschliessender Klarheit zu gelangen oder auch nur die Probleme nach der Reihenfolge ihres inneren Zusammenhanges aufzuzeigen. Vielmehr geht hier vieles durcheinander und das Buch besteht nicht zum geringsten Teil aus Abschweifungen. »Intermezzo«, »Vorläufige skeptische Episode«, »Zu vorläufiger Verständigung« und dergl., das sind häufige Kapitelüberschriften. Wir setzen noch einige andere hierher, um dem Leser zugleich von der Fremdartigkeit der

Namengebung eine Probe zu bieten: »Die Imputabilitätsfrage und das Modificabilitätsproblem«, »Die Communionsprovinz«, »Die Antinomien des Gemütes«, »Wechselbeziehung zwischen ethischen und posodynischen Gegensätzen«, »Etwas zur Casuistik der Wahrhaftigkeitspflicht mit Auslaufer über ethische Teleologie« u. s. w.

Trotz aller Mängel ist das Buch von hoher Bedeutung. Es hat zu einer Zeit, wo die individual-psychologischen Erscheinungen fast ausschliesslich Gegenstand des fabulierenden Denkens waren, ihre philosophische Behandlung versucht. Es ist reich an Fragestellungen auf einem Gebiete, von dessen Notwendigkeit selbst heute noch mehr als ein Universitätspsychologe keine Ahnung hat. Es ist vielseitig in der Art, wie es zutreffend beobachtete Charakterzüge aus einfachen seelischen Ursachen abzuleiten sucht. Es ist in aller Zerfahrenheit doch voll von »intuitiver« Wissenschaft und kostbarem Material. Eine auch nur übersichtartige Angabe seines Inhalts jedoch ist aus den oben erörterten Gründen unmöglich. Nur soweit ein innerer Zusammenhang besteht, werden wir dem Gedankengange des Verfassers folgen; im übrigen aber uns damit begnügen, einige uns besonders wichtig scheinende Abschnitte beliebig herauszugreifen. Die technische Sprache Bahnsens werden wir durchweg in eine deutschere und modernere übersetzen.

In dem das Buch eröffnenden »allgemeinen Teil« ist ein tieferer Zusammenhang nicht zu verkennen. Die behandelten Probleme sind von jedem individuellen System unabhängig. — Wer sich überlegt, dass wir das eine Mal vielleicht den »neidischen« vom »hingebenden« Menschen, das andere Mal den »Sanguiniker« vom »Phlegmatiker« unterscheiden, der bemerkt auch die grundsätzliche Verschiedenheit beider Vergleichungen und sieht sich vor die Frage gestellt, welche Merkmale allgemeinster Art uns zur Kennzeichnung der Charaktere dienen. Ein Gefühl dafür, dass gewisse Vergleichungen sich nur auf Funktionsverschiedenheiten der Seelen beziehen, während andere den substantiellen Gehalt selbst betreffen, hat schon im Altertum zur selbständigen Entwicklung des unter dem Namen »Temperamentenlehre« bekannten Teils der Menschenkunde geführt. Bahnsen hat nun durch schärfere Zergliederung eine zutreffendere Ansicht von den Grundarten der Charaktervergleichung gewonnen als irgend ein psychologisches System vor ihm. Gleichwohl werden wir auch seiner Auffassung nur teilweise beipflichten können.

Er unterscheidet eine qualitative oder specifische von einer functionellen und daher quantitativ zu schildernden Seite der Seele. Wir wollen dies etwas deutlicher darlegen als es Bahnsen aus Rücksicht auf Schopenhauers Philosophie vermochte.*) — In doppelter Beziehung muss die Einzelseele als die Bedingung seelischen Geschehens betrachtet werden. Erstens gehört es zu ihrer Natur oder Beschaffenheit, dass sie unter den ihr durch äussere Vermittlung gebotenen Gegenständen auswählt. In dieser Richtung können wir sie bestimmen, indem wir zu kennzeichnen versuchen, welche Gruppen von Erlebnisinhalten ihr im höchsten Grade Erregungswert oder **motivierende Kraft** besitzen. Wir fügen vorgreifend hinzu: je allgemeiner wir unsere Kennzeichen wählen, desto mehr bleibt die Charakteristik im Allgemeinen und wegen der socialen Entstehungsgeschichte characterologischer Namen im **Ethischen**. Je

*) Zu der folgenden Ausführung vergl. Ber. 1898 Heft I »**Form u. Inhalt des Characters**«.

mehr wir die Motivgruppen einengen, um so konkreter gestaltet sich die Schilderung und pflegt sich mehr auf die sog. »Begabungen« zu beziehen. Insofern mit der Seele die Bedingungen gegeben sind einer individuell spezifischen Wertverschiedenheit aller Erfahrungsinhalte, ist dieselbe in ihren Dispositionen von einer inhaltlichen oder qualitativen oder artlichen Besonderheit. Wir wollen dies stets die Artanlage der Seele nennen. — Zweitens aber muss in der Beschaffenheit der Seele auch beschlossen liegen die Voraussetzung dafür, dass irgend etwas unterschiedlich Gemeinsames anzutreffen ist in den Abläufen oder Vollzügen ihrer Erlebnisse. — Wiewohl nämlich der Ablauf für jedes neue Ereignis zweifellos ein anderer ist, so hindert dies doch nicht ein Bleibendes wahrzunehmen, eine persönlich bezeichnende Vollziehungsweise des seelischen Erlebens anzuerkennen. Wir wollen die Beschaffenheit der Seele, sofern sie dieser formalen oder functionellen Eigenart ihrer Erlebnisse zu Grunde liegt, eine der Form nach individuelle nennen.

Wir können aber Functionen, welche Erscheinungen gleichartiger Kräfte sind, in zwiefacher Weise, nämlich entweder hinsichtlich ihrer absoluten Grössen oder in Bezng auf ihre Verhältnisse mit einander vergleichen. So sind etwa zwei Wellengestalten das eine Mal geometrisch ähnlich bei grosser Verschiedenheit ihrer absoluten Höhen, das andere Mal umgekehrt bei gleicher Höhe formverschieden. Und es leuchtet ein, dass beide Funktionsmerkmale verschiedene Ursachen haben müssen. Wie die Wellengestalten einer bewegten Flüssigkeit in ihren Höhen durch die Grösse der bewegenden Kraft, in ihren Proportionen aber etwa bestimmt werden durch die Form des Gefässes, in der sich die Flüssigkeit befindet, ebenso hängen die Verhältnisse der Ablaufsgestalt seelischer Vorgänge von Struktureigentümlichkeiten der Seele ab, ihre Energieen und Intensitäten aber vom verfügbaren Maass seelischer Kraft Zwar gilt auch von der Intensität, dass sie von Fall zu Fall verschieden ist. Aber ebensowenig wie bei vorerwähnter Gelegenheit steht solches der Einsicht im Wege, dass die Intensitäten für jeden Menschen bis zu einer für ihn charakteristischen Grenze reichen, über die hinauszugehen ihm sein Vorrat an seelischer Kraft nicht erlaubt. Der Charakter ist also nicht nur ein proportional, sondern auch quantitativ formbestimmter. Diesen Unterschied hat Bahnsen obschon in einer uns wenig zusagenden Sprache, so doch in unmissverständlicher Weise erkannt und dargethan. Leider nur vermochte er so schöne Einsicht weder genügend auszubeuten noch von irrigen Zuthaten völlig freizuhalten. Teils durch den Sprachgebrauch, teils durch Schopenhauer verleitet, nimmt er die individuelle Intensitätsbegrenztheit, welche bei ihm einen leicht zu missdeutenden Namen führt, alsbald im Sinne einer Begrenztheit der persönlichen Willensenergie und behandelt die hergehörigen Fragen losgetrennt von den Erörterungen des allgemeinen Teils unter der Aufschrift »Die Energiegrade und was damit zusammenhängt« in einem gänzlich anderen Zusammenhange des besonderen, wobei sich ihm die Sache nur gar im wesentlichen zu einer Zergliederung des Eigensinns gestaltet. Wir werden vom letztgenannten Kapitel noch zu sprechen haben. Hier merken wir zur Vermeidung von Missverständnissen an, dass jenes unüberschreitbare Maass seelischer Kraft abzuschätzen ist nach der Energie oder Intensität oder wie immer wir es nennen wollen, mit der überhaupt eine Vorstellung die Seele zu erfüllen vermag. Die Tiefe und Gewalt seelischer Erregbarkeit ist letzten Endes entscheidend für die Stärke der Seele selbst. Da aber die Erregungen auf sehr

verschiedenen Wegen in die Sichtbarkeit treten, so wird der gleichsam äusserliche Maassstab wechseln. Das Verfahren wird ein anderes sein, je nachdem, ob wir aus der Stärke einer Affekthandlung oder aus der Unwiderstehlichkeit einer Leidenschaft oder aus der Dauer eines Stimmungszustandes oder aus der Unablenkbarkeit einer Entschliessung die Intensitätshöhe der Seele erforschen wollen. Näheres hierüber gehört nicht hierher. Genug, wenn man einsieht, dass der »Energiegrad des Wollens« oder besser der bewussten Willkür nur e i n Maassstab ist neben anderen (und noch dazu der am wenigsten unmittelbare) für jene mit der Seele gegebene Kraft, vermöge welcher kein Erlebnis eine feste Intensitätshöhe übersteigen kann.

Die zutreffende Auffassung des fundamentalen Unterschiedes von Art- und Form-Anlage der Seele und die Auseinanderlegung der Elemente der letzteren setzt nun unseren Philosophen in den Stand, in der Lehre von den Temperamenten gründlicher als es vor ihm geschah, die Ungereimtheiten und Widersprüche aufzudecken. Wiewohl man nämlich der bekannten Einteilung der Charaktere in vier Temperamente offenbar Form- oder genauer gesagt Proportionsmerkmale unterzulegen gewünscht hatte, so konnte es doch bei der Abwesenheit deutlichen Wissens nicht ausbleiben, dass gewisse sich gleichzeitig aufdrängenden Intensitäts- und Artunterschiede an der Klassifikation mitteilnahmen, weshalb dieselbe denn Unvergleichliches zu einander in ein Verhältnis zu setzen scheint. Bahnsen sondert nun das melancholische Temperament als zur Artanlage des Charakters gehörend aus. Dies, dass eine Seele leichter und intensiver von Gemütsbewegungen trauriger als von solchen heiterer Art erfüllt wird, ist zweifellos nicht das Ergebnis einer Funktionsanlage derselben. Die Melancholie würde als Gegenbild ein Temperamt der Heiterkeit verlangen, und ein solches hat die Skala nicht aufzuweisen. Nicht nur dieser leicht aufzudeckenden Ungereimtheit tritt Bahnsen entgegen, sondern auch dem schwerer vermeidlichen Irrtum, absolute Intensitätsunterschiede für die Temperamente mitentscheiden zu lassen. Nicht ein absolut höheres Maass von Intensität darf den Sanguiniker oder Choleriker vor dem Phlegmatiker auszeichnen, sondern irgend ein anders zu bemessendes »Wie« im Erlebnisablauf. Bei der üblichen Temperamentsunterscheidung sind aber auch derartige Intensitätsdifferenzen im Spiele gewesen. Diese und andere Fehlgriffe der Temperamentenlehre hat Bahnsen erkannt und daher bei seiner Neuschöpfung zu vermeiden gewusst. Gleichwohl bleibt auch die noch viel zu sehr unter dem Einfluss der alten Temperamente stehen und ist daher im grossen und ganzen ebenfalls als verfehlt zu betrachten. Hier müssen wir uns mit wenigen Andeutungen und einem Fingerzeig begnügen.

Die Charaktere sollen ihren Formverhältnissen nach sich unterscheiden in der »Spontaneität«, »Receptivität«, »Impressionabilität« und »Reagibilität«. Die »Spontaneität« bezeichnet den Grad von Bereitschaft der Seele, sich einen Erlebnisinhalt Motiv werden zu lassen. Sie ist »stark« in einem, der alles »aus eigenem Antriebe« thut und gelangt zu gewissermassen leerer Selbstdarstellung in der [illegible]ungssucht, von [illegible] Sonderfall beispielsweise der [illegible]legte »Mo[illegible]achten ist. Sie ist »schwach« [illegible] sich herantreten lässt«. — Die [illegible]auer betreffen, innerhalb welcher [illegible]en pflegt. Ihre Stufen sind also die [illegible] — Die »Impressionabilität« betrifft die

Zeitdauer, während der ein Motiv in der Seele wirksam bleibt. Da aber diese als abhängig gedacht wird von der Kraft, mit der sich ihrer ursprünglich zu bemächtigen dem Motiv das Hingebungsvermögen der Seele erlaubt, so ist die Impressionabilität nach dem Gegensatz der »Tiefe« und »Flachheit« aufzufassen. Zu solcher Namengebung scheint die Redewendung von tiefen und oberflächlichen Eindrücken Anlass gewesen zu sein. Die Impressionabilität entspricht offenbar ziemlich genau der volkstümlichen Eindrucksfähigkeit. — Die »Reagibilität« schliesslich soll sich auf die Zeitdauer beziehen, während welcher die Eindrücke nicht nur überhaupt wirksam, sondern im engeren Sinne motivierend sind, d. h. den Willen und das Handeln bestimmen. Sie ist »nachhaltig« oder »flüchtig«. Indem nun Bahnsen diese vier Gegensatzpaare abwechselnd zusammenstellt, gelangt er zu 16 Temperamenten, die er zu je vier als Abarten oder besondere Erscheinungsweisen auf vier Grundtemperamente: nämlich das »cholerische«, »sanguinische«, »phlegmatische« und »anämatische« verteilt. Es würde der Mühe nicht lohnen auf die letzteren Erörterungen, sei es ausführend, sei es kritisch, näher einzugehen Jedermann sieht, dass die Anzahl der Temperamente von der Anzahl der Stufen abhängt, die wir zwischen dem Meist- und Mindestmaass auf der Skala einer Funktionsanlage hervorzuheben willens sind und dass folglich die Summe der Formtypen wachsen muss mit der Feinheit unseres Unterscheidungsvermögens. Da es sich innerhalb jeder Kathegorie um eine stetige Reihe und mithin um wenigstens schätzungsweise messbare Grössen handelt, so kann die Markierung fester Stufen nur dem Zweck einer Orientierungserleichterung dienen wollen, und es liegt kein Grund vor, überhaupt Formtypen herauszuheben. Kurz, die Temperamentenlehre ist gänzlich aufzugeben und an ihre Stelle hat zu treten die Lehre von den Elementen der Formanlage, sofern dieselbe in den Proportionseigentümlichkeiten der Erlebnisvollzüge wirksam ist. Wir glauben nicht, dass diese Elemente sich decken mit den Bahnsenschen Grundbegriffen der »Spontaneität«, »Receptivität«, »Impressionabilität« und »Reagibilität«. Nur einer derselben scheint uns einwandfrei haltbar zu sein: die »Spontaneität«. Wir meinen ohne irgend wesentliche Aenderung seines Sinnes an Deutlichkeit und Bestimmtheit erheblich zu gewinnen, wenn wir den von uns bei anderer Gelegenheit vorgeschlagenen Begriff der »Motivschwelle« an seine Stelle setzen. — So die wesentliche Gleichheit der mit beiden Auffassungen gemeinten Thatbestände als der Vorteil der unsrigen dürfte aus einem Beispiel erhellen. »Frische« und »Müdigkeit« sind nach Bahnsen die täglichen Veränderungen der Spontaneität. In unsere Sprache übersetzt würde das lauten: mit dem Wachsen der Ermüdung rückt die Motivschwelle höher und höher empor, sodass die Ereignisse, um sie dennoch überschreiten zu können, mehr und mehr an objektiver Stärke gewinnen müssen. — Für einen ungewöhnlichen Tiefstand der Motivschwelle wäre ein Beispiel die krankhafte Verfassung der Manie, während der folglich die geringfügigsten Anlässe stark genug sind, um gefühl- und willenbestimmend in den Zusammenhang des seelischen Lebens einzugreifen.

Neben der Formbestimmtheit steht die Artanlage des Charakters. Da dieselbe als ein System von Gefühlsanlagen zu betrachten ist, so hinge es von einer Theorie der Gefühle ab, nach welchen Grundsätzen der Einteilung wir zu verfahren hätten. Eine solche müsste selbstverständlich alle Gefühle umfassen und es wäre von vornherein wenig wahrscheinlich, dass gewisse aus anderen

Gründen in der Philosophie üblichen Grenzen wie etwa die zwischen dem Bereich der ethischen und der ästhetischen Werte in Betracht kämen. Die Frage, ob es beispielsweise so etwas wie specifisch »sittliche« Gefühle überhaupt giebt, wäre freilich der Zeit, in welcher Bahnsen seine Beobachtungen und Ueberlegungen anstellte, sehr vorausgeeilt. Weit entfernt sich solcher Kühnheit zu vermessen bleibt er jedoch als ein Anhänger Schopenhauers, dessen »Wille« in der Tiefe ein moralisch abschätzender ist, in diesem Punkte eher hinter seiner Zeit zurück. Ganz im Sinne seines Meisters erblickt er in den »Artunterschieden« vorzüglich »ethische Grunddifferenzen« und leitet ihre Einteilung her aus den Forderungen einer asketischen Moral. »Die Natur d. h. der Inhalt der für den gegebenen Individualcharakter wirksamen Motive ist der Einteilungsgrund bei der ethischen Klassifikation der Individuen und kann nicht einfacher bezeichnet werden als durch: 1. eigenes Wohl, 2. fremdes Wehe, 3. fremdes Wohl, 4. eigenes Wehe, denen parallel stehen: 1. Egoismus, 2. Bosheit, 3. Mitleid, 4. Askese.« Diese Einteilung ist nun in jedem Sinne charakterologisch unhaltbar. Sie ruht auf einer falschen Ansicht vom Wesen der Seele. Wir müssen uns damit begnügen, zur Begründung auf früher Gesagtes zu verweisen *)

Indessen noch in anderer Richtung und mit mehr Glück hat Bahnsen einen Querschnitt durch die Arten zu legen unternommen. Wir haben eben gesehen, dass die Melancholie eine artliche Disposition der Seele ist, der eine Anlage zum Frohsinn gegenüberstehen müsste. Dies erwägend teilt Bahnsen nach Schopenhauers Vorgang die Charaktere mit leicht fasslicher Namengebung in δύσκολοι und εὔκολοι. Wiewohl er nun diesem Unterschiede eine viel zu hohe Bedeutung beimisst und auch übersieht, dass keineswegs jeder Charakter unbedingt entweder ein Dyskolos oder ein Eukolos zu sein braucht, so ist die Einteilung selbst doch logisch berechtigt und steht mit den Thatsachen im Einklang.

Es bleibt noch übrig zu erwähnen, dass Bahnsen ausser den genannten Elementen als einen weiteren letzten Bestandteil der seelischen Anlagen »Konstitution und Naturell« aufzählt. Seine darauf sich beziehenden Auseinandersetzungen sind aber zu unklar, als dass wir sie zu sichten vermöchten

Der Schluss-Satz des allgemeinen Teils fasst in einem für Bahnsen charakteristischen Bilde dies alles folgendermassen zusammen:

»Das rein ethische Element giebt dem Lebensdrama seinen Inhalt und Gehalt — entspricht den Acteurs selber. Das Temperament entscheidet über das Tempo ihrer Gesten; Konstitution und Naturell bestimmen Maske, Kostüm und Manieren; den Unterschied des Eukolos und Dyskolos giebt die Helligkeit oder Düsternis der Dekorationsbeleuchtung wieder und das die Handlung accompagnierende Orchester hat darnach eine Dur- oder Moll-Tonart zu wählen, während die Energiegrade an dessen Forte oder Piano ihren Ausdruck finden.«

Trotz mancher inneren Widersprüche ist die Bahnsensche Grundlegung in einigen Hauptzügen doch vortrefflich und es hätte sich auf ihr schon ein gut Stück weiterbauen lassen. Wenn der besondere Teil, statt dies in planmässiger Weise zu versuchen, eine grosse Zahl von ziemlich zusammenhanglosen Einzelabhandlungen bringt, so dürfen wir das wohl nicht nur der Eigenart des Philosophen, sondern wir müssen es zum Teil der grossen Ungunst äusserer Ver-

*) Vergl. unter anderem den ersten Teil dieses Aufsatzes.

hältnisse zurechnen, unter denen das Werk entstand. — Stets zwar im Vorüberstreifen nur und inmitten sich unharmonisch drängender Fülle von gleichnisreichen Vor-, Hinter- und Neben-Gedanken weiss unser Philosoph doch viele, ja eigentlich a l l e Fragen bei Gelegenheit aufzuwerfen, ihre innere Zusammengehörigkeit anzudeuten und vermutungsweise scharfsinnige Auskünfte zu bieten So beleuchtet er unter anderem in den verschiedensten Richtungen und mit ausserordentlichem Aufwand von belegendem Material an Wörtern und Wendungen, an Beispielen aus der Geschichte, an Dichtergestalten, an alltäglichen Erfahrungen die im Vordergrunde stehenden Fragen nach den inneren und gegenseitigen Zusammenhängen von Art- und Form-Anlagen -- Dyskolie kann die Raschheit des Cholerikers dämpfen und dürfte selten gemeinsam angetroffen werden mit sanguinischem Temperament. Da der Dyskolos als der leicht den Gefühlen der Furcht und Besorgnis unterliegende Charakter vor seinem Handeln stets auch den Zustand n a c h Erfüllung seiner Wünsche ins Auge fasst, so kann übermässige Vorsicht, Bedenklichkeit, Zaudersucht etc. aber auch eine besondere Schärfung der auf die Abwägung des Schicksals gerichteten Kraft des Denkens eine ihrer Folgen sein. – Stärke der Spontaneität kann als Neigung zur Ungeduld, Schwäche derselben als grosse Geduldigkeit in die Erscheinung treten. Tiefe der Impressionabilität mag der Anlage zur Treue oder zur Dankbarkeit, aber auch der zu zäher Rachsucht dienen — Bis in interessante und oft absonderliche Einzelheiten hinein weiss Bahnsen die verknüpfenden Fäden zu verfolgen. Anämatisches Temperament disponiert intellektuell zum Sammler, Antiquitätenliebhaber etc. Phlegma kann zwar als Kaltblütigkeit eine strategische Tüchtigkeit erleichternde Formanlage sein, schliesst aber durchweg praktische Anstelligkeit und Organisationstalent aus, während es mit der Befähigung für experimentierende Naturforschung oder Mathematik mit Vorliebe zusammenbesteht. Letzteres wird z. B. so plausibel gemacht: Im phlegmatischen Temperament ist vor allem die Receptifität langsam und die Spontaneität gering. Nun verlangt aber die Ausübung der Mathematik vorzüglich »passive Aneignung und Nachbildung« und insbesondere die Fähigkeit »sich ungestört fortbewegen zu können in einer angefangenen Gedankenreihe, wobei die spontane Initiative eigenen Urteils gar nicht, selbst bei Lösung und Auffindung zu stellender Aufgaben nur scheinbar erfordert ist.« Von , beweisenden Erfahrungsthatsachen wird z. B. angeführt, dass die überwiegend phlegmatischen Stämme der Friesen und Holländer sich durch grosse Mathematiker wie Seehelden auszeichnen und dass fast alle berühmten Schachspieler nordischer Abstammung sind. — Auf dieses und vieles andere, was wir hier nicht im einzelnen berücksichtigen können, fallen im Vorbeigehen gleichsam flackernde Lichter, sodass Bedeutsames aus dem Dunkel hervortaucht, aber alsbald wieder im Ungewissen verschwindet.

Ein grosser, in nicht weniger als 31 Kapitel zerfallender Abschnitt ist der Frage nach der sittlichen Zurechenbarkeit der Handlungen und nach der Veränderlichkeit der Charaktere gewidmet Erstere hat zwar auch ein praktisches, letztere einstweilen ein vorwiegend metaphysisches Interesse. Die Bahnsensche Behandlung leider steht im Banne Schopenhauerischer Moral-Anschauungen, weshalb wir diesen Abschnitt ganz übergehen. Nur sei abermals hervorgehoben, dass dem Philosophen kaum ein irgend beträchtlicher Fall von äusserer oder innerer Beeinflussbarkeit der Seele entgangen ist. Affekte, Rausch- und Traumzustände, Narcotica, bestimmte Klassen von Wahrnehmungen (Töne, Farben etc.)

die kosmischen Einwirkungen (Tages- und Jahreszeiten) werden nach ihrem mehr vergänglichen, Lebensverhältnisse, Gewöhnungen, abstrakter Wissenszuwachs, Erziehung und Selbsterziehung nach ihrem mehr beständigen Einfluss auf den Charakter erwogen. Fort und fort müssen wir dabei über die Vielseitigkeit des Autors staunen, so wenn er die Möglichkeit der Beeinflussung des kindlichen Charakters durch die Ernährung mit Ammenmilch in Erwägung zieht oder hellsichtig die Bedeutung der menschlichen Nachahmungssucht für die Erscheinungsweise des Charakters darthut.

In einem weiteren grossen Abschnitt »die Communionsprovinz« und an zwei oder drei Stellen der »Antinomien des Gemütes« finden sich Ansätze zu einer systematischeren und mehr dem universitären Psychologiebetrieb von heute entsprechenden Behandlung von individuellen Verschiedenheiten in der Verknüpfungsweise der Erlebnisinhalte. Das Allerhauptsächlichste ist in Kürze dies. Nicht nur in der Bevorzugung bestimmter Wahrnehmungs- und Vorstellungsgruppen, sondern auch in der Weise der Aneinanderreihung derselben kommen die Artanlagen des Charakters zum Ausdruck Unsere Erlebnisse d. h. die Thatsachen sind durch zahllose Fäden mit einander zu verbinden und für die Richtung, in welcher wir sie mit Vorliebe verbinden, können affektive Impulse mehr oder minder maassgebend sein Eine Seele, für welche die associative Verwandtschaft der Ereignisse überwiegend bestimmt wird durch Gefühls- d. i. Wert-Ähnlichkeit, heisst eine »subjektiv« urteilende; eine solche, die in erster Linie auf Grund gefühlsindifferenter Merkmale die Übereinstimmungspunkte der Erscheinungen auffasst, wird eine »objektive« genannt — »Objektivität« ist eine der unentbehrlichsten Erfordernisse des Forschertums, »Subjektivität« ein ebenso unerlässliches Artmerkmal des Dichters. — Es ist nur eine andere Wendung derselben Sache, wenn wir sagen, dass vorzüglich der subjektive Mensch alle diejenigen Erfassungsinhalte leichter und inniger appercipirt, welche zu seinen Gefühlsanlagen sei es ein positives sei es ein negatives Verhältnis haben, während dem objektiven schon jede sachliche Ähnlichkeit dasselbe leistet. Nun hängt es aber nicht zum wenigsten von der Tiefe und Innigkeit der ursprünglichen Apperception ab, wie lange wir etwas im Gedächtnis behalten. Darum ist der Unterschied von Subjektivität und Objektivität zugleich ein Artunterschied der Gedächtnisse. — Es giebt Menschen, die ein ungeheures Gedächtnis haben für alles im engeren Sinne Selbsterlebte, d. h. für alles, wobei ihre Gefühle erheblich beteiligt waren, während sie zugleich bis zur Unfähigkeit gedächtnisschwach sind für selbst sinnvolle, übrigens aber affektiv neutrale Verkettungen. Und es giebt umgekehrt andere, deren Erinnerung die Dinge aufbewahrt eben kraft ihrer Sachähnlichkeit, mag dieselbe seelisch noch so gleichgültig sein. Dieser Unterschied wird von Bahnsen bis in die verschiedensten geistigen Gebiete hinein aufgezeigt. Er nennt das subjektive Gedächtnis Erinnerungsvermögen und sieht in ihm mit Recht die Grundlage aller Phantasiethätigkeit; das objektive heisst bei ihm speziell das »Gedächtnis« und gilt als die Voraussetzung gelehrten Auswendiglernens und compendiöser Belesenheit. Er fasst beide als sich ausschliessende Gegensätze und kommt zu dem interessanten Ergebnis, dass stark schöpferisches Vermögen grosses »Gedächtnis« unmöglich mache. Wir halten dies für eine der tiefsten Einsichten Bahnsens. (Bekanntlich erfreuen sich oft ächte Idioten eines erstaunlichen Gedächtnisses) — Ein völlig anderer Unterschied in der Verbindungsweise geistiger Inhalte ist der von »intuitiv« und »dialektisch«. Was Bahnsen

darüber zu sagen hat, ist jedoch minder einschneidend, weshalb wir es übergehen.

Höchst wichtige und zum Teil zutreffende Specificationen der Willensbethätigungen bringt uns der Abschnitt »Die Energiegrade und was damit zusammenhängt.« — Zu unterscheiden sind in erster Linie Energie aus Eigensinn und Energie um der Sache willen. In der Zergliederung der ersteren streift Bahnsen oft haarscharf den Kern, ohne die, wie wir glauben, einzig deckende Formel zu finden. Sie sei hier entwickelt. — Für den Eigensinn ist charakteristisch, dass er sich erst am Widerstande entzündet und mit dem Widerstande wächst. Dadurch allein schon verrät er sich uns als die Energie reaktiver Affekte. Dass einer auch vor sich selbst eigensinnig sein kann, braucht uns dabei keineswegs Wunder zu nehmen. Das characterologische »Ich« besteht — wie nicht oft genug wiederholt werden kann — aus aneinandergebundenen Teilen. Der eine Teil dieses »Ich« kann aus Reaktion gegen die Ansprüche eines anderen desselben »Ich« ebensowohl eigensinnig sein wie ein Ich gegen ein anderes. Man muss sich auf den Eigensinn verstehen, um gewisse Leistungen heroischer »Selbstüberwindung« und andere übermenschlicher Beharrlichkeit begreiflich zu finden. Zwar gilt das Bibelwort, dass der »Geist« willig sei, das »Fleisch« aber schwach; nicht minder aber gilt auch, dass oft aus Reizbarkeit und Gegnerschaft ersterer die Kraft nimmt zur Vergewaltigung des letzteren. Ein deutscher Denker hat die Frage, warum der Mensch auf hohe Berge steige, bündig so beantwortet: »Um über seine schlotternden Kniee Hohn zu lachen« (wobei denn freilich das Bedürfnis nach gefährlichen Sensationen und die Grausamkeit auch mit im Werke sind). — Wir finden ferner unsere Formel auf das vorzüglichste bestätigt durch die Beobachtung typisch eigensinniger Naturen. Man wird solche selten antreffen ohne die Begleitmerkmale sonstiger Anlagen zu reaktiven Verhaltungen. Typisch eigensinnige Charaktere sind: leicht verletzbar, schwer versöhnlich, neidfähig, rachsüchtig, übelnehmerisch, eifersüchtig. Insofern diese Anlagen mit einander gemein haben die grosse Empfänglichkeit für die Gefühlsbeziehungen zwischen Mensch und Mensch, insofern steht der Eigensinn dem »Gemütsleben« nahe, weshalb denn »Gemütsmenschen« häufiger als »Verstandesmenschen« eigensinnig sind. Von hier eröffnet sich uns nun wohl auch Verständnis dafür, dass Eigensinn zu den specifisch weiblichen Anlagen gehört; denn Passivität und Reaktivität sind allgemeine Kennzeichen weiblichen Fühlens. — Es lässt sich nun aber weiter eine mehr passiv beharrende von einer mehr thätig aus sich herausgehenden Weise des Eigensinns unterscheiden. Für Charaktere jener Gattung hat man Namen wie: »störrisch«, »trotzig«, »verstockt«, »halsstarrig« etc., für solche von dieser: »capriciös«, »vermessen«, »tollkühn«, »oppositionslustig«, »rechthaberisch« etc. Prinzipien pflegen sich mit der launischen Unberechenbarkeit, die dem Eigensinn natürlich ist, schlecht zu vertragen, weshalb Eigensinnige im allgemeinen keine Prinzipienmenschen sind. Der besondere Fall, dass Prinzipien dem Eigensinn dienen, dass mit anderen Worten sich der Eigensinn hinter angeblichen Grundsätzen zu verschanzen sucht, wird speziell mit den Wörtern »Starrköpfigkeit« oder »Querköpfigkeit« bezeichnet. — Bezüglich der positiven oder sachlichen Energie hat Bahnsen treffende Verschiedenheiten aufgedeckt. Auch hier lässt sich eine mehr aktive von einer mehr passiven Kraft unterscheiden. Es giebt Menschen, die mit grosser initiatorischer Gewalt Entschlüsse zu fassen und durchzuführen

wissen, während sie wenig Selbstbeherrschung etwa im Ertragen körperlicher Schmerzen aufzuweisen haben. Entschlossenheit ist etwas anderes als Standhaftigkeit, Ausdauer, Beharrlichkeit, Zähigkeit. Und auch darin zeigen sich Differenzen zwischen männlicher und weiblicher Seele. Dort die grössere Energie etwas durchzusetzen, hier die Energie des Abwartens, der Geduld und des passiven Erduldens — Noch von anderer Seite her hat Bahnsen das Problem der Willensenergie in Angriff genommen. Die Grösse derselben muss sich irgendwie bemessen nach der Grösse der Kraft, mit der jemand an einer Vorstellung bewusst festzuhalten vermag. Diese aber ist absehbar nicht nur aus den positiven Erfolgen seines Thuns, sondern auch aus der Grösse der Hindernisse, trotz deren er bei seinen Absichten beharrt. Die Frage nach der Stärke der Willensenergie ist ein und dieselbe mit derjenigen nach dem Grade der Widerstandskraft oder der Grösse der Ablenkbarkeit. Auch solchermassen ergiebt sich nun, dass die Energie des bewussten Widerstehens in jedem sehr verschieden ist nach den Inhalten, welche als Motive auf ihn wirken. Hier wird scharfsichtig auf die Thatsache hingewiesen, dass manche Menschen, welche sich der äussersten Widerstandskraft gegen den ablenkenden Zug nur vorgestellter Motive erfreuen, sofort unterliegen angesichts der sinnfälligen Wirklichkeit, wogegen andere stärker mit der blossen Vorstellung als mit der Wahrnehmung störender Inhalte zu kämpfen haben. Die weibliche Seele insbesondere scheint ein erstaunlich hohes Maass von Willkürgewalt zu besitzen in allen das persönliche Dekorum betreffenden Verhaltungen Ihre Fähigkeit zur Wahrung der »countenance« mit Unterdrückung selbst tief automatischer Ausdrucksunwillkürlichkeiten kann an Energiestärke den Leistungen wildester Tapferkeit todumdrohter Krieger nicht nachgestellt werden — Auf hochinteressante Excurse über Wetterwendigkeit, Wankelmut, Flatterhaftigkeit, Verführbarkeit, sowie über die Selbstbeherrschung ini Sprechen und Mitteilen kann nur noch hingewiesen werden. Da wird aufs zarteste die Redseligkeit von der Offenheit, die Wortkargheit von der Verschwiegenheit gesondert. Da finden wir Sätze wie: »Die Weiber verschweigen besser was sie wollen, die Männer besser was sie sollen «

In einem Abschnitt »Die Formen des Selbstgefühls« hat Bahnsen das Problem der persönlichen Selbstwertung ins Auge gefasst, welches wir für das Wichtigste der ganzen Charakterkunde halten. Seine Betrachtungsweise ist eine sehr einfache. »Jede Form des Selbstgefühls stellt gewissermassen ein besonderes Verlangen an die Art und Weise, wie fremde Anerkennung sich äussern soll«. Darnach werden nun unterschieden der »Eitle«, der »Ehrgeizige«, der »Ehrbegierige«, der »Prahler«, der »Stolze« u. s. w. Hiermit aber kommt man nicht weit und verfehlt vor Allem das Wichtigste. — Es sei uns selbst daher zum Schluss vergönnt auf die Bedeutsamkeit des Selbstbewusstseins, wenn auch nur durch einen schmalen Spalt, einen Schein zu werfen.

Von allen Kapiteln der Menschenkunde wurde dieses am meisten bisher durch moralische Missverständnisse in Unordnung gebracht Statt nach den Kräften zu suchen, welche in uns ein solches Wertgefühl erschaffen, gab man sich Mühe zu ergründen, ob und wieweit es berechtigt sei. Infolgedessen musste man der falschen Ansicht zuneigen, dass es gleichsam von selbst aus dem Wissen um gesellschaftliche Verdienstlichkeit entstünde. So liess man sich ohne Not eine Entdeckung entgehen und stand ausserdem alsbald vor lauter Rätseln und verschlossenen Thüren. Da fand man unmässiges Selbstgefühl hier in Begleitung

geistiger Beschränktheit und nahm es als ein Zeichen dafür, dort in Begleitung ächter Genialität und — musste sich zum Eingeständnis des Irrtums bequemen. Da glaubten manche, Bescheidenheit sei das Attribut der Grösse und — sahen ihren Verstandeshaushalt unangenehm verwirrt durch Goethes unmissverständliches: »Bescheiden ist nur der Lump«. — Wer dem Wesen des Selbstbewustseins näher kommen will, der muss seine Aufmerksamkeit hinwenden auf den Prozess durch den es fortwährend in unserer Seele entsteht. Beständig ist in uns eine Kraft darauf aus, der Seele sofern sie uns als »Ich« zum Bewusstsein kommt, Züge zu leihen, die uns erfreulich sind. Haben wir z. B. auf uns wertvolle Menschen einen ersichtlich unvorteilhaften Eindruck gemacht oder in peinlichen Lagen uns selbst Eigenschaften verraten, die wir missachten, so wird diese Kraft als eine wiederherstellende wirksam. Infolge eines unaufhörlichen Widerstandes der Seele gegen die ihr Lebensgefühl mindernden Vorstellungen bleiben nur gleichgültige oder lustbetonte Gruppen in deutlicher Blickweite, während die unlustvollen in einem immer entfernteren und verlöschenderen Hintergrunde sich zu verlieren streben. Sodann aber pflegt wenigstens in starken und phantasiebegabten Seelen erst durch umwertende Auslegung die bis zur Tyrannisierung des Gefühls gehen kann, die Formung ihren Abschluss zu erreichen. Statt dass man mit unnötigem Pathos und viel falschem Selbstbewusstsein diesen unentrinnbar menschlichen Vollzug als Selbstbetrug oder »Lebenslüge« verunglimpfte, hätte man billiger Weise erst bemerken sollen, dass die in ihm erscheinende Potenz mit dem Erhaltungstriebe der Seele identisch ist und dass ihr Maass nie vermindert, sondern höchstens missleitet werden kann. Es hilft ganz und gar nichts, demütig oder entsagend zu werden — denn zugleich wird man genau so stolz auf die Demut oder Entsagung wie man es zuvor vielleicht auf das Gegenteil davon war. Die ganz äusserliche Abmessung nach menschheitlich anerkennenswerten Leistungsfähigkeiten ist nicht Ursache, sondern nur eine der möglichen Selbstauslegungen dieses Wertgefühls und steht daher durchaus unter dem Zufallseinfluss der Einschätzungsmode desjenigen Kreises der Zeitgenossenschaft, durch dessen Anerkennung einer am meisten seine eigene gleichsam bestätigt wissen möchte — Ausser von dem mit der Seele gegebenen Maass jener Kraft hängt die Höhe der Selbstabschätzung wesentlich davon ab, ob einer mehr oder minder einheitlich beanlagt ist. Sofern nun auch Wille zur »Objektivität« oder »Wahrhaftigkeit« zu den Anlagen mancher Seelen gehört, kann jene äusserliche Abmessung für das thatsächliche Wertgefühl mitbestimmend sein. —

Wir dürfen hier leider nicht tiefer eindringen in diese schätzereichen und geheimnisvoll glitzernden Schachte der Seele. Genug, wenn es uns gelang, auf eine Seite des persönlichen Wertgefühls hinzuweisen, welche durchweg am stiefmütterlichsten abgethan wird, wiewohl sie die wichtigste ist. Solange man hier übersieht die bauenden und bejahenden Kräfte, welche ein Zeichen des Lebens, des Wachstums und der Stärke sind, wird man nie begreifen, dass der reichen Seele auf ihrer Sommerhöhe eines ist: Kraft des Heiltums, Vergesslichkeit und Stolz.



Mitteilungen.

Neue Deutungen.

Zur Methodik der nachgebesserten Schrift. (Vergl. Iwan Döry's Mitteilung; „Graphol. Monatshefte", Heft 6/7, Seite 103f.) Zur nachgebesserten Schrift gehören alle Schriftstücke, die bei nachträglichem Durchlesen irgend welcher Ergänzung bedürftig sind. Crépieux-Jamin umfasst sie sammt und sonders mit der Bezeichnung „Ecriture retouchée", die als „Recherche du Mieux" — „Streben nach dem Bessern" — gewertet wird. Dieses Bemühen in seinen Ausläufern ergäbe den Idealismus in mancherlei Gestalt, je nach Auffassung, Bildungsgrad und Urteilsvermögen des Strebenden. Ich sehe es als eine Feinheit des französischen Meisters an, dass er den Begriff so weit gefasst hat, um so anzudeuten, dass eine Nachbesserung aus mannigfachen Gründen hervorgehen kann. Manche Hand, z. B. die meinige, ist eine nachgebesserte, ohne dass man ihr dies sofort nachweisen könnte, da sie nur eine nachgebesserte Schrift allerelementarsten Grades ist, d. h. sie beschränkt sich auf Ergänzung der ausgelassenen Interpunktionszeichen; solche Nachbesserungen könnten nur gelegentlich, bei eiligem Falten eines Briefes, durch Ueberwischtwerden des später Hinzugefügten ermittelt werden.

Dies einfache „Streben nach dem Besseren", das lediglich die grösstmöglichste Deutlichkeit bezweckt, ist natürlich aufzufassen als bewusste Bethätigung der dem Schreiber innewohnenden Neigung zur Gründlichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit.

Die Auslassungen sind bedingt, einerseits durch Flüchtigkeit und Zerstreutheit, anderseits durch raschen Gedankenflug, der nur des Wesentlichen Acht hat. Im Feuer der Schaffenslust gilt dem Denker oder Dichter das rasche Festhalten des fruchtbarsten Gedankens, des glücklichsten Ausdruckes, so viel, dass er unbekümmert über u-Haken und i-Punkte hinwegeilt; später, beim Feilen des ersten Entwurfes wird er das Versäumte nachholen.

Aber auch dies Streben nach lediglich materieller Ordnung spielt ins sittliche Gebiet herüber. Einem impulsiven Menschen, der auf den ersten Impuls eine bedachte Handlung folgen lässt, darf man schon zutrauen, dass er nicht anstehen wird, einen in der Aufwallung begangenen Fehl freimütig einzugestehen und dessen Folgen auf sich zu nehmen. Unterlässt der Impulsive die [Nach]besserung bisweilen, so mag ihn Eile [...]v. entschuldigen; versäumt er sie beständig, so kann man ihn getrost als unzuverlässig, unordentlich, unpünktlich bezeichnen und thut wohl daran, jede geschäftliche Beziehung zu ihm zu meiden. Im Nachtragen der unentbehrlichen Interpunktionszeichen prägt sich also zunächst ein Streben nach Gründlichkeit und Klarheit aus; Willensstärke und Thatkraft aber braucht sich mit Nichten darin kundzuthun.

Eine zweite Stufe der Nachbesserung ist die Hinzufügung gewisser Striche und Häkchen, die nicht unbedingt zur Klarheit erforderlich sind; ein dritter Grad ergibt sich aus der Hinzufügung von verkümmerten Buchstabengliedern.

Die Wertung des ersten Grades als Ordnungsliebe und Pünktlichkeit eignet ersichtlich auch diesen zwei höheren Stufen. Mit dem erweiterten Motive der Nachbesserung schliesst sich jener Wertung indess noch eine weitere Deutung an. Dies zu erläutern eignet sich vorzüglich die von Iwan Döry angeführte Schriftprobe: der Strich beim H,

Harry Stern,
Paula Kahané.

das überflüssige u-Häkchen sind Verbesserungen zweiten, der dem K hinzugefügte Bogen eine Nachbesserung dritten Grades.

Herr Döry sieht diese willkürlichen überflüssigen Zuthaten als „blossen Ausdruck eines Willensaktes" an. Ich muss gestehen, dass ich mir über die Tragweite dieses Ausdrucks nicht ganz klar geworden bin. Gibt es einen „Willensakt an sich?" Ich sollte meinen, dass so wie der Wille aus dem bloss latenten Zustande des Wollenkönnens in den eines Willensaktes tritt, sobald aus dem Wollen ein Wirken wird, dies Wirken sich auch Ziel und Richtung setzen muss. Der erste Anlass znm Handeln, so bei einer Reflexbewegung, kann, dem Unterbewusstsein entsprungen, seinem Anlasse nach mithin, nicht aber in Ziel und Zweck unklar sein. Eine Ohrfeige ins Blaue hinein ist eine undenkbare Vorstellung. Ja, selbst wer die Faust im Sacke ballt, richtet sie gegen den bedrohten Widersacher. Es gibt unrichtig bemessene Thatkraft, die nach Spatzen mit Kartätschen schiesst, sie geht aus Urteilslosig-

keit hervor und bekundet sich insbesondere in allzulangen und starken wagerechten Strichen, an den Wortendungen sowohl als beim lateinischen t-Strich. Wo der Schreiber trefflich mit einem kürzer und schwächer bemessenen Striche ausgekommen wäre, kann man von ihm annehmen, dass er sich der Tragweite seiner Handlungsweise nicht genügend bewusst ist, dass er — wofern ihm Grosses klein und Kleines gross bedünkt — Gefahr läuft, seine Leistungsfähigkeit zu verpuffen. — Wir haben starke, mässige und schwache, bemessene und maasslose Willenskraft; wir kennen die schriftliche Ausprägung des Willenslebens; vom „blossen Ausdruck eines Willensaktes" — ein Schlag ins Wasser also — dürften wir, meines Erachtens, absehen. Die Schreiberin der obigen vier Worte bekundet Willensstärke in den kräftigen Federzügen, Selbstbeherrschung in der fast senkrecht gestellten Schrift Somit unterschreibe ich voll und ganz das von J. Döry über sie gefällte Urteil. Der H-Strich aber und der u-Haken haben als Zuthaten und vollkommen überflüssige Zuthaten mit dieser Thatsache nichts zu schaffen. Sie sind einfach der Ausfluss einer auf die Spitze getriebenen Gründlichkeit und Pünktlichkeit, die zu Zeiten in Umständlichkeit, in ein Haften am Nebensächlichem übergeht.

Der Strich am H ist vielen Handlungsbeflissenen eigen; das u-Häkchen bei lateinischen Lettern entschlüpft leicht Jemand, der sich für gewöhnlich der gothischen Schriftzeichen bedient. Denkbar wäre auch, dass Schreiberin, um ja zu keiner Missdeutung, etwa auf einer Aufschrift, Ursache zu geben, hier dies Zeichen anbrachte, weil das u in Paula und das n in Rahne sich, der untern Bogen im n wegen vollkommen ähnlich sehen. Ein Blick auf die übrige, so gar nicht vereinfachte Schrift unterstützt diese meine Annahme. Man sehe die Gründlichkeitsanstriche in den a und e, die der Steilschrift einen absonderlich langsamen, schwerfälligen Charakter aufprägen und gleichfalls auf frauenhafte Weitläufigkeit, sogenannte „Pinkrichkeit" zurückzuführen sind. In diesen Zügen redet der Geist des Comptoirs aus der Schreiberin, der ich daraufhin die vorzüglichste, gewissenhafteste Buchführung zutrauen möchte, wofern sie nicht dem Kaufmannstande entsprossen ist*).

In eine andere Gruppe gehört der hinzugefügte Bogen beim K, da er offenbar als schmückende Zuthat gemeint ist. Weil er indess nicht schmückt, sondern entstellt, lässt er den Schluss auf mangelnden Schönheitssinn und Hang zur Weitläufigkeit zu. Zur Deutlichkeit trägt er ohnehin nichts bei.

Ich weiss ein höchst ergötzliches Seitenstück zu diesem Bogen, das zur Erläuterung dienen möge. Mir lebte eine leidlich verhasste Tante, in deren mageren Busen sich Geiz und Lust an vornehmer Repräsentation, an pomphaftem Auftreten beständig den Rang streitig machten. Abwechselnd wurde da geknickert und verschwendet. Mein jugendlicher Magen zumal wusste davon ein Liedlein zu singen. Wenn ich mich pflichtschuldigst bei ihr zum Thee eigefunden, so rissen zwei betresste Lakaien die zum Speisesaal führenden Flügelthüren vor ihrer Erlaucht auf; mit tiefem Knixe grüsste unterthänigst die Gesellschafterin, neben der Theemaschine der gestrengen Herrin harrend. Auf dem Theetische aber, der im Schmucke alten Familiensilbers prangte, da krümmten sich einsam einige Butterbrote, falsche Vorspiegelungen, die meinem guten Appetite schwerlich genügen konnten. Dieser, zu Zeiten komische Gegensatz ging wie ein roter Faden durch all ihr Thun und Treiben: es wäre undenkbar, dass es sich nicht auch in der schriftlichen Mimik hätte offenbaren sollen.

Eine spitze, gedrängte Hand, sonder Druckstellen noch Schwellungen = mangelnde Sinnlichkeit, Endstriche sehr sporadisch auftretend, meist nur am Zeilenrande = Misstrauen und Zurückhaltung: Beides bezeichnend für den Knicker, der seine sinnlichen Genüsse in der Möglichkeit der Befriedigung sucht und sie potentiell in der Einbildung geniesst, dabei aber seine Geldsäcke stets gefährdet glaubt. Von diesem Untergrunde hoben sich hohe und enge Grossbuchstaben ab, alle sammt und sonders nachträglich mit einem pomphaften Anhängsel versehen, wodurch die leidige Vornehmthuerei zum Ausdruck gelangte. Die Ursache dieser baroken Zusammenstellung erhellt aus der Abstammung der Dame; zwei Vererbungs-

---

*) Als Analogon auf einem anderen Gebiete treffen wir Schriften von Archäologen und Philologen, die Beruf und Neigung zum Titteln und Spintisiren in einer Unzahl von gern entbehrlichen Haken und Häkchen am kleinen und grossen s, wie am C und D bethätigen. Schulfuchserei schilt der Laie es kurzer Hand. Bei schwieriger Textkritik wird der also Schreibende sich sicher kein Jota entschlüpfen lassen. Eine gleiche Wahrnehmung machen wir bei den Systematikern unter den Naturwissenschaftlern. Allen aber, wofern sie auch des Sammelns beflissen, eignet die kleine runde, wenig oder gar nicht geneigte Schrift. Allen gemeinsam ist das Haften am unendlich Kleinen, zwecks wissenschaftlicher Forschung. Ins praktische Leben übertragen setzt dieser Zug sich in Weitläufigkeit, Umständlichkeit und Pedanterie um.

reihen von verschiedenem Wert stritten in ihr um den Vorrang.

Noch andere Nachbesserungen gibt es, die einem nie aussetzenden Kampf mit der Nervosität ihr Dasein verdanken. So ist mir ein Schriftsteller bekannt, dessen Schrift dieser [W]iderstreit ein ganz eigentümliches Gepräge [verl]eiht. Auf den ersten Anlauf missraten der erregten Hand die unteren Schlingen der g und h; er aber fügt zur grösseren Deutlichkeit eine längere Ausbuchtung hinzu.

Ich kehre nun zu dem von Julie von Pfeilitzer-Franck (vgl. „Berichte" 1898, S. 72, f.) angeführtem Falle zurück. Aus der Nachfrage (vgl. „Graphol Monatsh." S. 49) hatte sich ergeben, dass hier der

Fig. 2.

Fig. 3.

Schönheitssinn dem Schreiber die Hand geführt hatte zur ergänzenden Nachbesserung jener durch weitgehende Vereinfachungen zu dürftig gestalteten Grossbuchstaben.

Ed. Riehl (vgl. „Graphol. Monatsh.“ S. 49) macht eine durchaus zutreffende Bemerkung, welche die hinzugefügten, keilförmig zugespitzten wagrechten Striche, die kritische Veranlagung kundthun, auf gegen sich selbst gekehrte Lust am Kritisiren zurückführt. Ich meine aber, die Sache liegt noch tiefer. Den ersten Anstoss zum Durchsehen gab das Streben nach Ordnung und Klarheit, dem sich als Begleiterscheinung, laut eigenen Bekenntnisses die ästhetische Anforderung gesellte, welche den zu sehr verkümmerten Grossbuchstaben eine weitere Ausgestaltung angedeihen liess. Hier trat die Selbstkritik in ihr Recht. Besagt aber nicht in jedem Falle ein Zurückgehen auf das Geschriebene, behufs der Nachprüfung, eine Kritik, der wir den ersten, unmittelbaren Ausdruck unserer Empfindung unterziehen?

Wie verfahren impulsive Naturen, wenn es ans Produziren geht? Rasch, ohne vorhergehende Disposition den Gedanken- und Gefühlsinhalt aufs Papier zu bannen, darauf kommt es ihnen an; so nur glauben sie ihrem Stil die Frische, Ursprünglichkeit und Eigenart zu wahren. Sichtung und Klärung des uranfänglichen Chaos bleibt absichtlich einer späteren Zeit überlassen, wo alsdann die Kritik mit um so grösserem Nachdruck einsetzt. Der Beweggrund dieser Kritik aber steckt hier dem Schreiber unbewusst, anderswo als in seinem Schönheitsbedürfnis. So feinfühlig ist er doch reichlich, dass er seine durch beschleunigtes Denkvermögen auf die Urform zurückgeführten Buchstaben nicht vermittelst jener Zuthaten zu verschönern glaubte. Dass er Solches lediglich aus Lust am Kritisiren thäte, dem widerspricht doch zu sehr der allgemeine Typus der mir zugänglichen Schrift (Fig. 3), die durchaus einen Zug ins Grosse, nichts kleinlich Nörgelndes aufweist. Ich halte dafür, dass hier der Beruf des Betreffenden (Nervenarzt) mit ins Spiel kommt. Trachtet er nicht danach, absonderliche, entartete Naturen auf die Norm zurückzuführen, zu ihrem eigenen Besten sie zuweilen zu vergewaltigen? Er ist ja ein Mann von starken und festgewurzelten Ueberzeugungen. Angesichts der eigenen, sehr individualisirten Schrift übt er seinen Beruf weiter aus, d. h. nähert die Grossbuchstaben so viel als irgend möglich der Norm, die sich in der Kalligraphie bietet. Wir können hieraus schliessen, dass er die von seinen Kranken geforderte Selbstzucht unerbittlich streng an sich selbst ausübt. — Dies führt uns, durch einen ganz natürlichen, in der Selbstzucht gebotenen Uebergang zum „Idealismus“ als der höchsten Wertung der nachgebesserten Schrift. Wir dürfen sie dort annehmen, wo sie im Einklange steht mit dem Gesammtbilde des Charakters.

Isabella Ungern-Sternberg.

Gerichts-Graphologie.

Zur Methode der Praxis. Es scheint mir wichtig, dass in der Rubrik „Gerichtsgraphologie“ nicht nur eine möglichst erschöpfende Berichterstattung über wichtigere Fälle der gerichtsgraphologischen Praxis gepflegt wird, sondern dass hier auch Mitteilungen über das Darstellungs-Verfahren in den Schrift-Expertisen der verschiedenen Graphologen gebracht werden. Einen Anfang hierzu möchte ich heute mit der Publikation des Grundrisses meiner Schriftexpertise im Falle Lilith Müller bieten. In ähnlicher Form gebe ich alle meine Schriftexpertisen ab, sowohl beim k. k. Landesgericht Wien wie auch privat; ich komme hierbei natürlich auf viel feinere Nuancen und Unterschiede als die anderen hiesigen Experten bieten können. Angezeigt finde ich es, wenn bei der Analyse die correspondierenden Punkte in der echten Schrift und in der unbekannten Schrift sofort nacheinander besprochen werden, wenn also nicht etwa erst die Analyse der echten Schrift und dann diejenige der anonymen Schrift gegeben wird. Das folgende Beispiel soll nur die Grundzüge der Analyse darlegen. Es handelt sich um folgende zwei Fragen:

1. Ist die Schrift Figur 2 (die als „Lilith Müller“ unterzeichnet war) verstellt?

2. Ist die Schrift Fig. 2 von dem Schreiber der Figur 1 (Alois Müller)?

In Rücksicht auf den Raum müssen die Analysen von Fig. 1 und 2 untereinander gesetzt werden; bei der Darstellung wären aber die einzelnen Momente in entsprechender Weise nebeneinander zu entwickeln.

Analyse der echten Schrift.

Ränder: Oben, unten eingehalten. Rechts und links schmal, beim Beginn eines neuen Absatzes wird ein 1—2 cm langer Rand eingehalten.

Zeilen: Meist aufsteigend/, Z. 1, 2, 3 u. s. w., manche auch einen nach oben offenen Halbbogen bildend.;

Buchstabenform: Mittelgross, dick, mehr Rundungen wie Ecken; intelligent, ungleichmässig, bewegt; Lage mehr rechtsschräg, auch mit linksschrägen Buchstaben in einem Wort, viele Verschmierungen, keine Keulen.

Grossbuchstaben: In normaler Grösse zu den Kleinbuchstaben, D stark geringelt, breit;

S aufwärts gebogen. N, S, B, H, nach innen gebogener Anstrich, N, M treppenförmig.

Wortende so gross wie der Anfang: häufig auch grösser werdend.

Anstriche bei Kleinbuchstaben kurz, „ei"; auch fehlend „auch" 5. Z.; gebogen f, a, Z.

Zuerst muss ich Sie um
Verzeihung bitten, dass
ich mir erlaubte Sie durch
eine verstellte Schrift zu
täuschen, was mir auch
insofern gelungen ist,
als Sie mich wirklich
für eine Dame hielten

Fig. 1. — Alois Müller. (Echte Schrift).

Ich möchte Sie bitten meine
Schrift graphologisch zu beurtheilen,
und schreibe ich Ihnen zu diesem
Zwecke folgendes Gedicht ab:
Ein Jüngling liebt ein Mädchen
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Fig. 2. — Lilith Müller.

Ober- und Unterlängen mässig lang, häufig pateux, „gelungen", keine Verwicklungen, klare Schrift, gebogene g, ch.

Analyse der Schrift „Lilith Müller".

Ränder: Oben breiter wie unten. Rechts und links ziemlich breit. (Das abgeschriebene

Gedicht erschwert hier die Begutachtung). Beim Beginn eines neuen Absatzes wird ein 1—2 cm langer Rand eingehalten.

Zeilen: Wechselnd in der Form. Aufsteigend, wellig / ⁀ zumeist ein nach oben offener Halbbogen ◡ ◡.

Buchstabenform: Verstellt, mehr klein als gross, dünn, viele Rundungen und stumpfe Spitzen; intelligent, sehr ungleichmässig, zitternd, Lage mehr rechtsschräg, sehr häufig mit linksschrägen Buchstaben in einem Wort; ziemlich viele Verschmierungen, keine Keulen.

Grossbuchstaben: Viele in nicht ganz normaler Höhe zu den Kleinbuchstaben 6 Z. D stark geringelt, schmal, I-J aufwärts gebogen, f, N, B nach innen gebogener Anstrich, N treppenförmig

Wortende so gross wie der Anfang; häufig grösser werdend, „ein"; gleich, „Dem".

Ober- und Unterlängen mässig lang, einige pateux, die meisten dünn, hier die Folge einer harten Feder, die mehr senkrecht gehalten wurde. Stark gebogene g, h, g

Anstriche der Kleinbuchstaben kurz, „ich"; rund „er"; stark nach innen gebogen sch, b·

Resumé.

Auf Grund eingehenden Studiums sowohl des Falsificats (Fig. 2) wie der echten Schrift (Fig. 1), komme ich zur Ueberzeugung, dass der Brief (Fig. 2), gezeichnet Lilith Müller identisch mit der Schrift von Alois Müller (Fig. 1) ist.

Dolphine Poppée.

Litteratur.

Becker, Julius. *Die Graphologie.* Ausführliche Erklärung und Anleitung aus der Handschrift Charakter, Gemütsstimmung, seelische Zustände etc. zu erkennen, mit vielen Schriftproben u. A.: Bordereau Dreyfus-Esterhazy. (Leipzig, Fickers Verlag. 140 Seiten Mk. 2.50.)

Nach der Vorrede will der Verfasser dem Publikum ein Buch bieten, »das in kurzer, klarer, sachlicher Darstellung alles Wissenswerte enthielte und Aufschluss gäbe über die verschiedensten Streitfragen auf graphologischem Gebiete, auch wohl gar zur selbständigen graphologischen Deutung von Handschriften anleite und — last not least — nicht zu teuer sei«. Wir können konstatiren, dass das Werkchen diesen Gesichtspunkten entspricht; auszusetzen ist aber der Mangel an Angaben der Quellenwerke, bzw. gediegener graphologischer Werke überhaupt. Dieser Mangel muss sich dem Laien, für den doch dieses Werkchen bestimmt ist, besonders bemerkbar machen, zumal der Verfasser selbst sagt, dass es der »brauchbaren« graphologischen Bücher besonders in deutscher Sprache nicht gar viele giebt. Ausser Lombroso's »Grafologie« findet man nur die »Graphol. Monats-Hefte« gelegentlich zitirt; der weiter in die Graphologie eindringen-wollende Leser muss also aufs Geradewohl beim Buchhändler Umschau halten und die Möglichlichkeit, dass hier ein »Werk« feilgehalten wird, das nicht zu den »brauchbarsten« gehört, ist nicht gering. Es sei hier noch ein Punkt berührt, dessen Rektifikation für eine zweite Auflage empfehlenswert sein dürfte. Verfasser erwähnt, dass die erste nachweisbare und überlieferte graphologische Bemerkung von Suëtonius (31 v. bis 14 n. Chr.) herrühre. Diese Angabe, die sich fast in allen graphologischen Lehrbüchern findet, ist nach Schunter's Ausführungen (»Berichte d. D. g. G.« 1898. S. 111) nicht richtig, insofern als Suëtonius nur eine Handschrifteneigenheit registrirte, ohne dieselbe mit dem Charakter des Urhebers, Kaiser Augustus, in Beziehung zu bringen, mithin hier auch keine »graphologische« Bemerkung vorliegt. Der Verfasser betont auch verschiedentlich, dass man niemals auf das Aeussere, die Gestalt, Grösse, Haarfarbe etc, kurz auf physiologische und physiognomische Eigenheiten des Urhebers einer Handschrift Schlüsse zu ziehen berechtigt ist. Eine derartige, solche Deutungsbestrebungen scharf ablehnende Tendenz dürfte nicht geboten erscheinen, wenngleich dieses Gebiet noch wenig exact-wissenschaftlicher Forschung zugängig ist. Ein Schliessen auf physiologische Eigenheiten ist in so weit berechtigt, als gewisse physiologische Eigenheiten gewissen seelischen Eigenschaften paralell zu laufen pflegen, (z. B. rothaarige Choleriker). Zur näheren Orientierung sei auf die Ausführungen Busse's (»Handschriftendeutungskunde« § 363 ff. und »Berichte d. D. g. G.« 1897) verwiesen. Für die Praxis sind solche Schlüsse nicht ohne Wert, da sie bei anonymen Schriftstücken den Verdacht in richtige Bahnen lenken können; hiervon konnte ich mich schon öfter überzeugen; ein schönes Beispiel gibt Langenbruch in seinen »Graphologischen Studien«. Auch eine neue Deutung bietet uns der Verfasser auf Seite 81. Es handelt sich um eine »d«-Form, die statt des Kopfes einfach sinistrogyr endet. Verfasser deutet »derartige d nur als Oberflächlichkeit«. Zweifelsohne ist dieser Deutungsversuch ein Fortschritt gegenüber der Lombroso'schen Interpretation dieser Eigenheit mit dem dehnbaren Begriff »Bildung«. Der offenbar empirisch gefundenen Deutung Becker's ist keine Begründung beigegeben. Da ich keine plausible stichhaltige Erklärung zu dieser Deutung zu geben wüsste und zudem derartige d auch aus der Handschrift von drei äusserst gründlichen Forschern kenne, so halte ich es für wünschenswert, wenn dieses

»Zeichen« einer kritischen Betrachtung in der Rubrik »Neue Deutungen« unterzogen werden würde. Der III. Teil des Werkchens, wissenschaftliche Graphologie bei gerichtlichen Schriftuntersuchungen, bringt u. a. auch die Affaire Dreyfuss-Esterhazy mit Clichés, die wir schon aus Busse's diesbezüglicher Arbeit kennen, sonst sind die Clichés durchgehends neu mit Ausnahme einiger Schriftproben historischer Persönlichkeiten. Bemerkenswert ist, dass das Werkchen auch einige Proben von altgriechischer und hebräischer Schrift bringt, da solche Proben in anderen Lehrbüchern nicht geboten wurden. *I. Z.*

Wächtler, Paul. *»Welchen Nutzen hat die Schriftkunde für die Gemeindeverwaltungen?«* (In »Blätter für die Gemeindebeamten«, Leipzig. 1899 No. 2, 15. Okt.; S. 27—29).

Der Aufsatz will zeigen, dass »die Gemeindeverwaltung bezw. deren Einzel-Ressort: die Polizeiverwaltung« zur Entdeckung der Urheber von anonymen Zuschriften in der »wissenschaftlichen Schriftkunde« Wächtler's das geeignetste Mittel besitzt. Diese Schriftkunde umfasst die Handschriften- bezw. Urkunden-Kritik und die Psychologie des Schreibens, zwei bekanntlich sehr verschiedene Forschungsgebiete, für die man demgemäss ja auch in wissenschaftlichen Kreisen die Bezeichnungen Diplomatik und Graphologie anwendet; allerdings steht man auch in diesen Kreisen dem direkten graphologischen Schliessen auf körperliche Eigentümlichkeiten völlig skeptisch gegenüber, denn die bis jetzt aufgestellten »Methoden« gründeten sich zumeist auf unrichtige Behauptungen und mussten einer sachgemässen Beweisführung entbehren.

Silin, Wilhelm. *»Zilweska rakstura noteikschana«.* (»Die Bestimmung des menschlichen Charakters«. Im lettischen Vaterlandskalender 1899, S. 63, 64 »Tehwijas Kalendars«).

In gedrängter Fassung behandelt hier W. Silin die Bedeutung der Menschenkenntnis und den Wert der Graphologie als der einzigen Wissenschaft, die gegenwärtig eine möglichst genaue Bestimmung des menschlichen Charakters ermöglicht. Zum Schluss werden die russischen graphologischen Publikationen und die hervorragendsten deutschen Graphologie-Werke erwähnt.

Roemer, R., *»Die Bedeutung der Graphologie für die Pädagogik«.* (In »Westdeutsche Lehrer-Zeitung«, VI. Jahrgang. No. 24 S. 289).

Der Aufsatz bietet eine Zusammenfassung der Vorteile, welche den Lehrern aus graphologischen Studien für die Behandlung und individualisierende Erziehung der Kinder erwachsen. Besonders wird auch darauf hingewiesen, dass »langjähriger persönlicher Umgang und scharfe Beobachtungsgabe den Charakter in objektiver Weise weniger sicher feststellen lassen, als die Graphologie thut.« Einige Eigenschaftsgruppen, welche sich in den Kinderhandschriften ausprägen, werden angegeben. Zum Schluss verweist Roemer auf Ufer's Arbeit »Handschrift und Individualität der Kinder«, wo sich auch weitere Litteraturangaben bis zum Jahre 1898 finden.

Busse, Hans H., *»Kinder-Handschriften«.* (In »Westdeutsche Lehrerzeitung«, VII. Jahrgang. No. 5; S. 49—54).

Der Verfasser gibt zunächst einen Ueberblick der Fragen und Probleme, die eine psychologische Betrachtung der Kinder-Handschriften umschliesst; besonders zeigt er auch wie weit die Schreib-Erzeugnisse der Kinder als „Handschriften" betrachtet werden können: sehr überzeugend wirkt hierbei die Vorführung und eingehende Besprechung von 10 Worten „die", welche aus zehn gleichzeitig geschriebenen Prüfungsaufsätzen von zehn Schulmädchen im Alter von 8—9 Jahren stammen. Hierauf folgt die graphologische Beurteilung von zwei Kinder- und zwei Knaben-Handschriften unter Vorführung geeigneter Proben: zum Schluss der einzelnen Charakter-Entwicklungen wagt der Verfasser jeweils einige Bemerkungen über die entsprechend verschiedene pädagogische Behandlung der Kinder. Der Aufsatz endigt mit der Aufforderung „durch Sammlung von Schulkinderschriften und durch tabellarisch-systematische Belegung derselben mit Daten der pädagogischen Erfahrung ein genügendes Material für spätere systematische Forschungen herbeizuschaffen." Ueber die Art und Weise dieser tabellarischen Sammlungen ist bereits früher berichtet worden. (Vergl. „Graphologische Monatshefte" 1899, S. 123—125.)

Zeitschrift für pädagogische Psychologie. Herausgegeben von Dr. Ferdinand Kemsies (Seit Januar 1899. Jährlich ca. 18 Bogen. Preis 8 Mk Verlag von Hermann Walter, Berlin.)

Im Anschluss an die beiden vorigen Besprechungen möchten wir einer neuen Zeitschrift Erwähnung thun, in deren Gebiet auch die Betrachtung und psychologische Interpretation der „Kinderhandschriften" gehört und Berücksichtigung findet. Die Schreibthätigkeit und die Schriftfixierung der Kinder bietet ja eine hervorragende Gelegenheit, „die psychischen Erscheinungen, soweit es angängig ist, mit Experimental-, Zähl- und Maasmethoden zu untersuchen." Wir zweifeln nicht, dass sich hierbei wertvolle Ergebnisse für die Psychologie des normalen und des pathologischen Kindes, sowie für die Hygiene des Geistes ergeben werden. Hierauf und auf die bezüglichen Publikationen der vorzüglich redigierten „Zeitschrift für pädagogische Psychologie" werden wir demnächst näher zurückkommen.

Poppée, Dolphine. *„Ueber Graphologie."* (In „Wiener medizinische Wochenschrift." 1898. Nr. 27, Spalte 1335–1337; Nr. 28, Spalte 1387 bis 1390.)

Die bekannte Wiener Graphologin berichtet in diesem Aufsatze, bezw. Abdruck eines vor Wiener Aerzten gehaltenen Vortrages, zunächst kurz über die Geschichte der Graphologie; sodann entwickelt sie, besonders gestützt auf Preyer's, Erlenmeyer's und Scholz'Arbeiten, die psycho-physiologische Grundlage der Handschriften-Deutungskunde, und endlich illustriert sie den Wert dieser Wissenschaft für die Medicin durch Besprechung markanter Schriftproben. Der übersichtlich geschriebene und thatsachenreiche Aufsatz D. Poppée's hat erfreulicher Weise auch eine Uebersetzung ins Französische erfahren. (vgl. „L'Ecriture" 1899).



Zeichnung von E. Weigel.

Poppée, Dolphine. *„Graphologie."* (In: „Wiener Rundschau"; 1899, III. Jahrg., Nr. 5; S 126–128.)

Einen zweiten, mehr belletristischen Aufsatz Poppée's finden wir in der modernen vielseitigen Halbmonatsschrift „Wiener Rundschau." In unterhaltender, anregender Weise wird hier ein Ueberblick der Geschichte der Graphologie bis ca. 1895 geboten. Teut.

Varia.

Vignetten von E. Weigel. Die Illustrationen Moe's zu der bekannten graphologischen Novelle Gjellerup's haben gezeigt, dass die Schreibthätigkeit, die Schreibmittel die Handschrift und deren charakterologische Interpretation dem Stifte des Zeichners reiche Anregungen zu geistvollen Vignetten bieten. Die diesjährigen Publikationen der „D.g G." brachten uns bekanntlich ebenfalls zwei Zeichnungen, welche das Wesen und die Aufgabe der Graphologie in kühner, kraftvoller Weise zur Anschauung brachten. Zunächst zeigte uns E. Weigel auf der letzten Seite des „Graphologischen Flugblattes" den — „Geist der Graphologie"; das war allerdings keine idealistische, sinnige und von faltenreichem Gewande verhüllte Figur, wie wir sie als Symbolisierung schöngeistiger Wissenschaften und Künste gewohnt sind, das war ein nackter Junge, der mit festen Füssen auf allerlei Schreibereien steht, fast etwas breitspurig; die ganze Gestalt drückt naives, kraftvolles Selbstbewusstsein aus; eine planmässige Erziehung hat dieser Junge sicher noch nicht gehabt, er ist ein starkes, wildes Naturkind. Wir wissen, dass diese originelle Auffassung unserer Künstlerin von der Graphologie in manchen Kreisen verblüfft, ja — choquiert hat; wir aber müssen gestehen, dass uns jene Auffassung sehr sympathisch war, denn sie entspricht dem Charakter und heutigen Stande der Graphologie durchaus. Eine zweite grössere Zeichnung E. Weigel's diente sodann dem Umschlag- und Titelblatt blatte dieser Zeitschrift zum Schmuck; hier sehen wir diesmal zwei nackte Knaben, von denen der grössere einer schwarz vermummten Gestalt die schon gelockerte Maske entreissen will, während der kleinere einen langen Federhalter als Lanze benützt und damit die schützende, trügerische Hülle jener Gestalt unten lüftet: ein Teufels-Pferdefuss wurde schon sichtbar. Diese in ihrer Massenverteilung besonders vorzügliche Zeichnung E. Weigel's stellt natürlich eine der praktisch wichtigsten Aufgaben der Graphologie dar, nämlich die Enthüllung der „schlechten" Eigenschaften, welche sich hinter dem schwarzen Gewande der Schrift verbergen.

Neuerdings hat uns E. Weigel in liebenswürdigster Weise noch einige ähnliche Zeichnungen und Vignetten zur Verfügung gestellt, die das Vorsatzblatt und diese Nummer unserer Zeitschrift schmücken. Eine Zeichnung (S. 175) führt uns die drei Figuren der eben besprochenen Titel-Vignette in anderer Stellung vor; diesmal stehen die beiden graphologischen Stahlfederhalter-Jungen ruhig und sicher hinter einander auf der Spitze einer

grossen Gänsefeder, während der schwarzumhüllte aber maskenlose Bösewicht unsicher vorwärts wankt. Die drei kleineren Vignetten zeigen einzelne Figuren: da reitet ein jauchzender Junge auf einer geraubten fliegenden Maske, da liegt ein junges Weib lesend auf einer Schreibfeder und da springt der Tintenklex-Teufel am Schlusse der „Mitteilungen" eiligst davon . . .

E. Weigel hat als die Erste in Deutschland der Graphologie eine bildnerische Interpretation abgewonnen, die von kraftvollem, modernem Künstlertum zeugt. Wir hoffen und wünschen, dass sie hierin auch im nächsten Jahre fortfährt, ihr zum Ruhme und den Publikationen der „D. g. G." zum Schmucke.

Hans H. Busse.

J. Crépieux-Jamin's Portrait. Dem ersten und zweiten Jahrgange der Publikation unserer D. g. G. wurden die Portraits Michon's (1806—1881) und Preyer's (1841—1897) beigegeben. Für den dritten Jahrgang unserer Zeitschrift war die Frage nach dem Portrait eines graphologischen Forschers, der neben Preyer die hervorragendste Stelle nach Michon einnähme, leicht zu beantworten mit dem Namen unseres verehrten Mitgliedes J. Crépieux-Jamin. In diesem Namen liegt ja ein grosses Stück der Geschichte der Graphologie nach Michon. Crépieux-Jamin wurde im Jahre 1858 geboren; im Alter von 27 Jahren veröffentlichte er sein erstes graphologisches Werk, den bekannten »Traite pratique de Graphologie«, welches auch in das Deutsche und in das Dänische übersetzt wurde und in der Geschichte der Graphologie dieser Länder eine wichtige Rolle spielen sollte. Im Jahre 1888 liess Crépieux-Jamin sein Hauptwerk folgen: »L'Ecriture et le Caractère«, welches von J. H. Schooling bereits vor mehreren Jahren ins Englische übersetzt wurde; eine Uebersetzung nach der 4. Auflage dieses wichtigsten französischen Graphologie-Werkes in das Deutsche ist schon vor ca. 3 Jahren begonnen und wird gegenwärtig ihrem Ende zugeführt, so dass ihr Erscheinen im Jahre 1900 als gesichert bezeichnet werden darf. In Rücksicht auf eine kritische Würdigung des graphologischen Wirkens Crépieux-Jamin's, welche die deutsche Uebersetzung einleiten wird, fassen wir uns gegenwärtig kurz und erwähnen nur noch die beiden neueren Werke des französischen Meisters. 1898 erschien seine wertvolle Studie zur Vorgeschichte der Graphologie: »L'art de juger de caractère des hommes sur leur écriture par E. Hocquart. Avec introduction et portrait graphologique«. Das vierte und letzte Werk Crépieux-Iamin's erschien erst vor zwei Monaten und trägt den Titel: »La Graphologie en exemples. Avec autographes de Gabriel D'Annunzio etc. etc.«; eine Besprechung dieses Werkes hoffen wir in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift zu bringen.

Crépieux-Jamin steht gegenwärtig im 43. Lebensjahre und lebt in Rouen als Médecin-Chirurgien-Dentiste; früher war er in Genf als Chef der Clinique de l'Ecole Dentaire thätig. Sein feinsinniger, reger Geist duldete aber nicht die Grenzen eines technischen Berufes, sondern forschte und strebte auch auf rein-geistigen Gebieten; Crépieux-Jamin ist, wie er selbst einmal öffentlich äusserte, kein Berufsgraphologe; er ist Liebhaber, »Dilletant« in des Wortes höchster Bedeutung; das aber waren auch der Abbé Michon und der Physiologie-Professor Preyer und es wird mehr zur Förderung der wissenschaftlichen Graphologie dienen, wenn sich solcher »Dilletanten« aus allen übrigen akademischen Berufskreisen noch recht viele finden, als wenn die »Berufsgraphologen« von Gnaden des Crépieux-Jamin-schen »Traité pratique« immer zahlreicher werden.

B.



Zur gefl. Notiznahme. *Redaktionelle Sendungen (Aufsätze, Mitteilungen Recensenda) sind zu richten nach München, Neureuther-Str. 3.*

Für die Redaktion verantwortlich: Hans H. Busse, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München

Die »Graphologischen Monats-Hefte« 1899 wurden in einer Auflage von 600 completen Exemplaren gedruckt.

Das beigegebene Portrait von J. Crepieux-Jamin ist vor das Titelblatt einzufügen.



Annoncen.

Die Insertionsgebühr für den Raum von 6 ctm Länge und 1 ctm Breite beträgt jährlich: 5 Mk. Die Annoncen gelangen in den „Graphologischen Monats-Heften" (1899), und im „Graphologischen Flugblatt" zum Abdruck. (Gesamt-Auflage 30000 Exemplare).

Verlagsbuchhandlung von Paul List in Leipzig.
Empfehlenswerte graphologische Werke.

Praktisches Lehrbuch der Graphologie.
Von **J. Crépieux-Jamin.**
In autorisierter Übersetzung herausgegeben von
H. Kraus und Hans H. Busse.
Vierte, neubearbeitete Auflage mit Anhang.
Preis geheftet Mk. 5.—, eleg. gebunden Mk. 6.—.

Graphologische Studien.
Von W. Langenbruch,
Preis geheftet Mk. 4.—, eleg. gebunden Mk. 5.—.

Graphologie
und gerichtl. Handschriften-Untersuchungen.
Von Hans H. Busse.
Unter besonderer Rücksicht auf den Fall Dreyfus-Esterhazy.
Preis Mk. 1.—.

Graphologische Charakterbilder
Herausgegeben von Hans H. Busse.
Heft I.: **Bismarck's Charakter.** Preis Mk. 1.—.

Diese Lehrprobe bietet den 7ten Teil des gesamten Lernstoffs in Scheithauers Stenographie:

a r t o u n

Ar Rat rot ruht

That Ton tun nur

Lehr- & Lesebuch je 60 Pfg. von:
Karl Scheithauer in Leipzig-R.-

Verlag von Karl Schüler, München.

Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft.
Ihre Entwicklung und ihr Stand. Eine orientirende kritische Darlegung. Von **Hans H. Busse.**
1895. 40 Seiten. Preis 1 Mk.

Die Seele in der Schrift.
Graphol. Forschungsresultate von J. Mendius.
Preis 75 Pfg.
Verlag von Carl Krabbe, Stuttgart.

Autographie.

J. Brandl, Hoflieferant  **München** Hofstatt 20.

Vervielfältigung von Schriftstücken, Fertigung von Formularen jeder Art. Lager von präpariertem Papier, Tinte etc.

Graphologie-Unterricht in Briefen.
Die Handschriften-Deutungs-Kunde.
Ein Unterrichts-Kursus in 10 Briefen nebst 12 Handschriften-Tafeln u. 2 Beilagen Von Hans H. Busse.
2. Aufl. 240 Seiten. Preis 8 Mk. Prospect gratis u. franko.
☛ Von Prof. Dr. Preyer als gründliches und am meisten entsprechendes Lehrbuch der Graphologie empfohlen. ☚
Direkt zu beziehen vom **Institut für wissenschaftliche Graphologie, München, Neureuther-Str. 3.**

Verlangen Sie gratis Verzeichnis bestempfohlener graphologischer und occultistischer Werke von der Verlags-Buchhandlung Karl Siegismund in Berlin SW., Dessauerstr. 33.

Dichtungen von Hans H. Busse.
I. Lieder des Himmels. (40 Seiten. Preis 50 Pfg.)
Dr. Ad. Schroeter (Bl. f. l. U.): Kurze Liebeslieder aber ihre Flammen haben Farbe und Glut.
II./III. Gedanken-Dämon. (82 Seiten. Preis 1 Mk.)
Heinr. Hart, (Velh. u. Kl. M.H.): Busse ist ein Meister der Form. Sein Gedankenringen hat nichts Abstraktes, es ist ganz in poetische Anschauung und Empfindung umgesetzt. In seinem herben, aber mehr wehmütigem, als verzweiflungsvollen Pessimismus erinnert der Dichter an Leopardi.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Karl Schüler (A. Ackermann's Nachf.) München

Adressen-Tafel praktischer Graphologen.

Die Jahres-Insertions-Gebühr beträgt für die Adressen-Zeile: 4 Mk., für jede Zusatz-Zeile: 8 Mk. — Mitglieder der „D. g. G." haben 50% Rabatt.

Folgende Graphologen liefern Charakter-Auskünfte auf Grund von Handschriften. Skizze 2 Mk, Essay 4 Mk. Zeichen-Angabe: Zuschlag 50%.

Hans H. Busse; Institut für wissenschaftliche Graphologie, München. *Gutachten über anonyme und gefälschte Schriftstücke für Behörden und Private. Graphologischer Unterricht, brieflich und mündlich. Vorträge in Vereinen. Alles Nähere gratis und franko durch Prospekte. Telephon Nr. 3556. Sprechstunde 10—12.*

H. W. Cornelis; Oranienburg bei Berlin. *Verfasser von »Handschrift en Karakter.« Sorgfältige Bearbeitung der Essays.*

Ludwig Klages; München, Nymphenburgerstrasse 79.

Frau R. Roemer; Münstereifel, Reg.-Bez. Cöln a. Rh. *Assistenz-Graphologin für briefl. Unterricht und graphol. Briefk. am „Inst. für wissensch. Graphologie" München.*

Käthe Werner; Dresden-A., Elisenstrasse 59/II. *Beste Referenzen. Brieflicher graphologischer Unterricht.*

Bei Bestellungen bitten wir, sich auf die „Graphologischen Monatshefte" zu beziehen.

Für die Annoncen-Redaktion verantwortlich: Rich. Hähn, München.